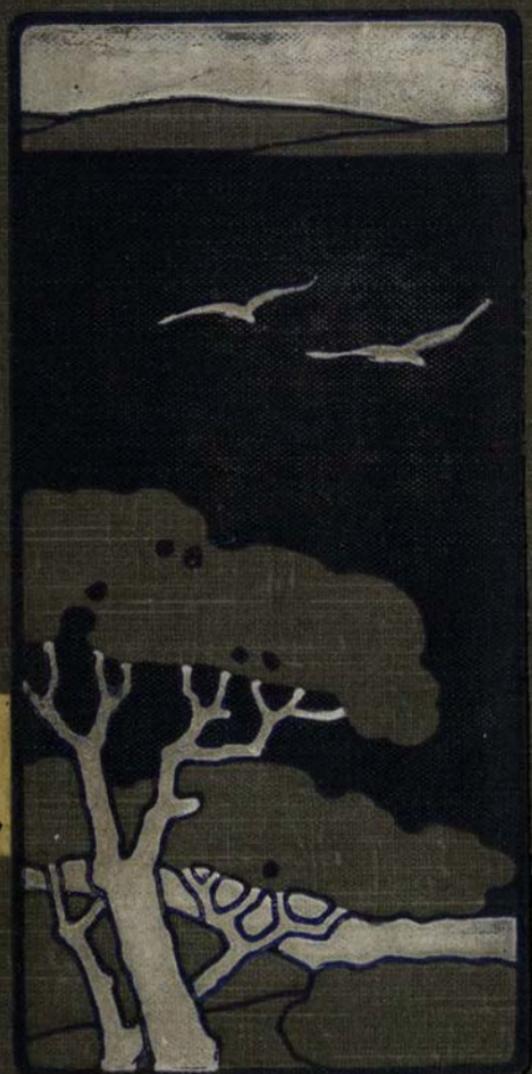


24 168

G. Baumberger.

Blaues Meer
und
Schwarze Berge.



B

Mit 60 Illustrationen.

P.-E.
G.-E. Er. m- L. 40.

699

P. E. G. G. Erw. m. L. $\frac{1}{10}$.

Blaues Meer
und
Schwarze Berge.



9. 3895.

Georg Baumberger.

Blaues Meer und Schwarze Berge.

Volks- und Landschaftsbilder aus
Krain,
Istrien,
Dalmatien,
Montenegro.

Mit 60 Illustrationen.



CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167223

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
Einfiedeln — Waldshut — Köln a/Rh.

New-York, Cincinnati, Chicago bei Benziger Brothers.
1902.

*Ant. podria unice
supostavice*

Kat



2u 168

Alle Rechte und Übersetzungsrechte vorbehalten.



LEONICA
Kolegialistów
Zabrzeżonych

NH-67201 N-2557486



Beim Planieren.

Wir Menschen haben es mit den Schwalben gemein: Wir lieben das Nest und lieben den Flug. Und schön ist das Reisen, wunderschön.

Schon das Planieren hat seine Reize. Man träumt dabei von Stadt und Land, von Berg und Thal — von rauschenden Bächen und blauen Seen, die Rähne leise durchfurchen — von stillem dunklem Wald, lachenden Wiesen und Rebgeländen — träumt von Hütte und Schloß und zerfallenen Ruinen und von einer ganzen Sonnenslut. Und man träumt es nicht bloß; man sieht es schon, fühlt sich mitten darin, getragen von einer weiten, weiten Welt, weit ab von allem, was Tageslast und Tagesbürde heißt, sein Negerger und seine Qual.

Aber seine Plage hat das Planieren auch.

Ich hatte das Jahr zuvor die Schweiz durchkreuzt, die wunderbare, einzige Schweiz, war mitten in die Hochflut des Touristenstromes geraten und fühlte mich oft unbehaglich im ewigen Gewimmel, fremd auf eigener Erde. Und es zog mich dahin, wo die Rucksackmenschen nicht gleich in ganzen

Schwärmen einherwallen und jeden Winkel überfluten. Ich dachte zuerst an Tirol oder Oberbayern. Aber es wäre das selbe gewesen, vielleicht noch ärger. Da erinnerte ich mich



an Typen, die es mir schon in den Knabenjahren angethan hatten: breitschultrige Männer in ärmlichem Gewande, blauen Blusen und runden, groben Filzhüten, mit seltsamen Gesichtern, die etwas Weiches und Starkes zugleich haben, mit langen, glattgeschneitten Haaren, die oft bis zum Nacken herabfallen, bald blond wie Flachs, bald tief schwarz, mit singenden, fast weibisch klingenden Stimmen, die zudringlich schmeicheln, wenn sie ihre Ware, das Blechgeschirr und die Mäusiefallen, unsern Frauen und Dienstmädchen anbieten. Nicht daß mir der Schlag besonders sympathisch gewesen wäre; aber er interessierte in seinem samtenen und doch wieder kralligen Wesen, dem etwas Wildfremdes, Zigeunerndes anhaftet. Also auf in die Krain, ins Land der Slovenen!

Ist man jedoch erst dort, ist man gleichsam an den Thoren von Triest, das des Meeres Wogen umbrausen. Und ich hatte das Meer noch nie gesehen. Die Perle der Adria kommt mit auf den Plan! Am Meere gewesen zu sein und nicht auf dem Meere, wäre aber himmelschreiend. Darum gehört auch Istrien dazu mit einem Stück Dalmatien bis Zara, mit einem Stück von jenem Lande, von dem uns die Kinder-Bilderbücher der 50er Jahre so eigen schöne Men-

schon zeigten, große schlanke Männer mit Adlergesichtern, rollenden schwarzen Augen und kühnen schwarzen Schnurrbärten, und Frauen, so seltsam feierlich, wie Priesterinnen. Doch schon erinnert man sich, daß es weiter unten eigentlich noch viel schöner sein müsse, in Spalato und Ragusa, in die die Geschichte Roms und die Geschichte des Türkentums mächtig hineinragen, auf den süddalmatinischen Inseln, bei deren Namen man im Geiste die ersten Palmen rauschen hört, und vor allem in der herrlichen Bocche di Cattaro, die bis jetzt so wenige von uns besucht haben, von der es aber doch wie eine Sage geht, sie fände landschaftlich ihresgleichen kaum. Sie werden, da es in einem geht, desgleichen auf das Programm genommen und jetzt natürlich auch noch ein Abstecher nach Montenegro; denn in Cattaro ist man ja beim Eingangsthore zu ihm, zum Lande der schwarzen Berge, zu dem so viel genannten und doch so wenig gekannten

Land, das so klein und dennoch der gefährlichste Vulkan für die Balkanfrage und damit für die gesamte europäische Politik ist, in der jene Frage stets als ein bedrohliches Vulkan verfaß figurirt, zu dem Lande, dessen Fürsten Helden und



Sänger
und Dich-
ter zu-

gleich waren und dessen jetziger in seiner einsamen Bergresidenz den Traum eines neuen Kaisertums träumt und damit manchem Nachbar schwere Sorgen macht.

So kam es, daß ich schließlich nach Dalmatien und Montenegro kam, weil mir die vielen Rucksackmenschen in

der Schweiz und im Tirol verleidet waren, und — wer weiß — hätten Zeit und Geld gelangt, ich würde noch weiter gekommen sein, um die halbe Welt herum, die trotz aller Verschiedenheiten zusammenhängt, Glied um Glied, wie eine Kette.

Das Budget war bald gemacht. Die Prüfung ergab, daß die Reise nicht wesentlich teurer sein würde, als jede Schweizerreise bei gleichem Zeitaufwande. Sie war auch nicht teurer. Und so ging es Ende August auf fröhliche Fahrt — frisch in die Welt!





Phot. A. Beer.

Ueber Berg und Thal.

Bis Innsbruck.

Trisanna-Viadukt.

Landschaftliches. — Erntescene. — Hochzeitspärrchen. — Mutterle. — Sommerfrischler. — Fremd in der Heimat. — Ein Verschupfter.

Die Arlbergbahn kann samt Anhängsel Bregenz-Feldkirch nicht mit dem Gotthard rivalisiren, nicht einmal — und bei weitem nicht — mit Luzern-Goldau-Sargans; aber man fährt sie immer wieder gerne, fährt sie gerne rheinaufwärts, mit den prächtigen Blicken auf die schmucken Dörfer der Schweizerseite, das Alpsteingebirge, den Alvier und Gonzen — ein Bild, in dem Anmut und Größe sich schwesterlich umschlungen halten — und den nicht weniger hübschen Blicken auf die wald- und alpenreichen Ausläufer des Vorarlberger Gebirges, auf manche stolze Ruine, auf manches unendlich malerische Plätzchen — ich erinnere nur an die Kirche von Rankweil, ein illustratives Motiv von entzückender Lieblichkeit — und erst recht gerne fährt man die Strecke von Feldkirch weg auf der eigentlichen Arlbergroute mit dem

eindrucksvollen Ausblicke auf Ecesaplana und Rogelstopf, und viel andere Bergrücken und -Zacken, wenn der Zug hoch über der Alfenz aufwärts krabbelt, pustend und pfauchend, als wollte der Atem ihm versagen. Und tief unten liegen halb verlassene Dörflein, in denen es wunderbar stille und einsam ist, träumerisch, als lägen sie in beständigem Schlummer.

Jenseits des großen Tunnels wird es erst wieder schön: Bei Langen und Pettneu, wo kleine Gletscher funkelnd und schimmernd fast bis ins Thal hinunterlangen, das ganze Rosanathal entlang mit den Ausblicken auf Eisenkopf und Tschirgant, bis wo Rosana und Trisana in hochromantischem Zusammenfluß zur Sana sich einen, bei Landeck, wo der Inn vom Bündnerland daherbraust, wie einst Bündens kriegerische Mannen, und die alte Feste so trutziglich ins Thal herunterschaut, als hätte sie einen Felsenschädel, gleich den Bergen ringsum. Und war die Gegend oben wild und rauh, Staffage zu einer Röhleridylle, so wird sie nun von Ort zu Ort milder; immer mehr liebliche, lachende Linien weben sich in all das Schrofse, Harte und Herbe; die Kornfelder werden wieder üppiger und goldener, klettern höher und höher hinauf, einzelne Kirschbäume und Birn- und Apfelbäume mischen sich hinein und bald wieder schwellende Wiesen mit einem ganzen Obstbaumwald, wogende Maisfelder, und braune und goldgelbe Maiszapfen hängen außen von den Bauernhäuschen herab.

Auf Wiesen und Feldern arbeiten Männer und Weiber, die Männer in langen, weißen Schürzen und die Weiber und Dirnen mit weißen Tüchern auf den Köpfen, lichte Rahmen zu den geröteten Gesichtern. Da der Zug vorbeibraust, halten sie ein mit Rechen und Sichel und winken freundlich, wenn man ihnen winkt!

Wenn ich sie hantieren sehe mit der Sichel und unter ihren Streichen Aehrenbüschel um Büschel fallen sehe, wie goldene Strähne vom Haupte einer Königin geschnitten, da ist mir, als würde dort ein heilig Handwerk geübt, als reichte die Erde der Menschheit ein großes Liebesmahl und als

würden viele, viele Hungrige gespeist. Das Kind an der Mutterbrust — der Mensch im Nehrenacker an der Ernte! Verschiedene Bilder, aber das nämliche Motiv? Mutter Erde! Mütterlicher sind ihre Züge nie, als zur Erntezeit, und ich begreife, weshalb die Sichel unsern Ahnen ein geheiligt Symbol war.

Genug hievon! Ich habe die Arlbergroure in „Questa la via“ ausführlicher beschrieben. Sie erschließt freilich auf jeder Fahrt neue Züge — feinere.

Noch etwas macht mir die Fahrt auf dieser Route lieb.

Es ist das Leben im Waggon. Man sucht sich in Feldkirch einen passenden Wagen aus und richtet sich häuslich ein darin. So machen es alle andern auch. Ist man die erste halbe Stunde noch etwas zurückhaltend, so kennt man doch schon hinter Bludenz die Nachbarn rechts und links, und in Langen weiß jeder, wer ungefähr der andere ist und wohin er will; nur daß ich nach Montenegro ginge, wollte niemand glauben, offenbar weil ich keine geladene Kanone mit mir führte. Man ist weniger konventionell und familiärer in der dritten Klasse, als in den andern, wo die Menschen so steifschön sind, wie ein gebundenes Anstandslexikon. Es herrschte eine Gluthize, und noch war man keine Stunde gefahren, so hatte fast alles, was männlich war, die Röcke ausgezogen und die Hemdärmel aufgekrempelet, wie die Sennen auf der Alp.

Wir waren allerlei Volk beieinander!

Borne im Wagen war ein Hochzeitsspärchen, Borarlberger Leutchen, welche die Hochzeitsreise nach München machten. Sie war ein stämmiges, respectables Franzenzimmer — hier paßte das schreckliche Wort — in einfachem Kleide aus schwarzem Merino guter Qualität, ungeziert und schollenmäßig solid im ganzen Wesen, weniger Weib der Liebe als Weib der Arbeit, weniger zärtliches Ehegemahl als Mutter. Und stämmig, wie sie, war er, gedrungen und breit und dabei redselig, wie nur ein Borarlberger redselig ist, deren Stamm-

vater bei der Erschaffung vom Schöpfer die Zungenfertigkeit der Eva für sich soll ausbedungen haben, damit es ihm nicht ergehe, wie dem armen Adam im Paradiese. Und während sie gesezt that, wie schon die gestrenge Mamsell Westphalen es von einem „ehrboren Frugenmensch“ verlangte, that er ledig-verliebt bis über die Ohren, sang und summtete hundertmal: „Mei Deandel hab' i gern“ und zog ihr trotz allem Sträuben und Erröten die Stiefletten aus und weiche Hauspantoffeln an. Wer weiß, das eine und das andre Mal mag er diese Pantoffeln zu fühlen bekommen! Und dennoch, die zwei werden gut wirtschaften miteinander, und es wird ein ehrfamer Hausstand mit eckigen Buben und rotwangigen Mädchen werden. Das sagen nicht bloß die ehrlichen Gesichter der beiden, sondern auch die Hände, richtige Arbeits-hände, halbtellergrösz und hart und gerissen auf der Innenseite, wie Ackerkrume. Glück auf, du junges Paar!

In seiner Nähe saßen ein altes Tiroler Mütterlein und sein „Bua“, ein 16- oder 17jähriger ungeschlachter Flegel, beide auf der Rückreise von einer Wallfahrt nach Einsiedeln. Mutterle schien etwas schwerhörig zu sein, sprach nach Art dieser Leute sehr laut und meinte treulich, es werde nun wohl das leztmal bei „unserer liab'n Frau von Einsiedeln“ gewesen sein. Das Wort „das leztmal“ hat sonst einen schmerzvollen Klang. Für diese beiden aber kaum. Mutterle schlief bald darauf sanft ein, und der halbwüchsigte Dalk von Sohn haßte nach wie vor gleichgültig, blicklos und gedankenlos, aus einer Tabakpfeife mit großem Porzellankopf wie ein Schornstein, eine noch ungeweckte Seele, ein Knopf, der sich noch öffnen muß, erst verstehen muß, wie lieb ihn sein Mutterle hat.

Hinter ihnen hatten zwei Herren mit Damen Platz genommen, die Herren mit Wadenstrümpfen, Federhüteln und genagelten Gletscherschuhen, als ginge es direkt auf ein Wetterhorn, die Damen ebenfalls ganz Loden. Der eine der Herren war schön, wie König Gambrinus auf einem Wirtshaus-

schild, sprach mit süddeutschem Accent, und sein Nachbar titulierte ihn mit Herr Bürgermeister. Der andere war eine klapperdürre Pappel, dem Zoppe und Kniehosen so schlotterig saßen, wie dem „Kaspar“ im Freischütz auf einer Bühne dritten Ranges. Paßte der goldene Nasenflemer auch nicht zum Federhütl, so paßte er zum pergamentenen Gesicht, das reinste Bureaukratengesicht und ein infarnierter Paragraphenkopf. Der Herr Bürgermeister erzählte, wie er schon mehrfach in dieser Gegend zu Jagden eingeladen gewesen sei und bei diesem Anlaß auch einmal die Scesaplana bestiegen habe, worauf die Dame des andern resolut erwiderte, eine solche Tour würde sie Männeken nicht erlauben. Ob ein solches Verbot für Männeken nötig war?

Zu engeren Gesellschaftern hatte ich einen Steiermärker, der aus Amerika zurückkehrte, und einen norddeutschen Theologiestudenten, einen etwas schwächtigen, bescheidenen Jüngling, der seine Nase nicht aus dem Bädcker herausbrachte und für die wunderschöne Welt rundum fast kein Auge hatte. Warum auch? Es stand ja im Bädcker! Da war mein Steiermärker mit seinem Deutsch-Amerikaner-Jargon ein ganz anderer Mann. Ahtzehn Jahre hat er als Schuster drüben gearbeitet, in Chicago und zuletzt in San Francisco, und geschunden und gespart und sich etliche Tausend Dollars auf die Seite gelegt. Und dann hat ihn unlängst das Heimweh nach der alten Heimat gepackt, und er eilte voll Sehnsucht über das weite Meer zurück. Aber jetzt, als wir durch das enge Thal fuhren, in dem die Welt noch enger schien als sonst, an jeder Station ein Gendarm war, Soldaten hier, Soldaten da, meinte er nachdenklich, am Ende wäre er doch besser drüben geblieben, wo alles groß und weit und frei und der Arbeiter so viel wert sei, wie jeder Beamte. Ich wette, der Mann wird wieder zurück gehen und nicht, wie er plante, daheim etwas Eigenes anfangen. Er wird wohl vorher sein heimatlich Dörfchen betreten, wird auf den kleinen Friedhof desselben gehen, am Grab von Vater und Mutter ein still Gebet verrichten, vielleicht auch

eine Thräne weinen. Aber die Heimat, auf die er gehofft, findet er kaum; sie ist ihm fremd geworden und er ihr fremd; er kennt die meisten Leute nicht mehr und sie ihn nicht, und die sich seiner noch erinnern, verstehen ihn nicht, den Schustergesellen, der jetzt thut wie ein Herr, im Gasthaus jeden Tag Gebratenes ißt, sich gleich fühlt mit dem Ortsvorsteher und so gut sich dünkt, wie der reiche Wendelbauer und der noch reichere Stigelhofer. Und die Leute fangen an sich allerlei zuzuraunen über den Amerikaner, über den Schuster, der Tausende erspart haben will — hat man denn das je bei einem Schustergesellen erlebt! — es wird ihm hinterbracht; die Kleinheit und Kleinlichkeit ekeln ihn an, und er greift neuerdings zum Wanderstabe. Das erstemal schied er von der Heimat als Nestling, diesmal ein Fremder! Die Poesie der Heimat ist ein fortgesetzter Schollenkult! Der Arme hat es nicht gewußt!

Zu hinterst im Wagen saß mutterseelenallein ein Italienerarbeiter, ein kleines, sehniges Kerlchen in sauberer Arbeiterkleidung; niemand sprach mit ihm auf der ganzen Strecke und er mit niemanden. Der Kondukteur wollte ihm anfangs den Eintritt verwehren und ihn in einen Italienerwagen verweisen, wahrscheinlich des nicht sehr appetitlichen Kleiderbündels wegen, der mit einem Strick zusammengeschnürt war. Dagegen spie der Mann aber Feuer und Flamme, sich darauf berufend, er habe so viel für sein Billet bezahlt, wie die anderen Passagiere. Und dann saß er still und in sich gekehrt in einer Ecke, schentrogig und gleichzeitig mit etwas Sprungbereitem im Wesen, und wenn er den Blick um sich schweifen ließ, funkelte es aus den Augen scharf wie Messer. Beim Nachtzug in Innsbruck zwang man ihn dann doch in die Italienerwagen, und als ich für ihn intervenieren wollte, meinte der Kondukteur: „Gehens mit diese Kachelmacher (Spottname wegen der Gipßfiguren, mit denen die Italiener handeln) und Wanzenjunker.“ Später fuhren wir wieder im nämlichen Wagen von Villach bis Tarvis unten an der

Grenze der Krain, und als ich dort den Zug verließ, nahm mir mein Wildling, ohne daß wir ein Wort gewechselt hätten, das Gepäck aus den Händen und trug es mit gewinnender Freundlichkeit auf den Perron. Polizeispürsinn hätte den Mann im Wagen nach Innsbruck für einen Anarchisten gehalten. Wer er war? Ein heißblütiger Südländer, der sich als Verschupster fühlte, als Mann minderen Rechtes bei gleichen Pflichten. Und warum er nicht in den Italienerwagen wollte? Die Erklärung giebt ein folgendes Kapitel.

Es ist viel und vielerlei Menschenschicksal in einem einzigen Eisenbahnwaggon zusammengewürfelt, sonniges und bewölktcs, und man könnte dort lernen „Mensch zu sein“, diese nächstliegende Kunst, die wir aus Steifnackigkeit andern oft verschließen und uns dann beklagen, daß sie dieselbe nicht besitzen.

Inzwischen ist aber unser Wagen längst vollgepfropft von Touristen. Stams mit seinem majestätischen Stift, Tilsz und Zirl mit der Martinswand sind auch schon passiert, und bereits grüßen, in das Gold der Abendsonne getaucht, die Türme von Stift Wilten und Innsbruck.

Ein paar Stunden in Innsbruck.

Eindrücke. — Bei der Rest. — Heilbrüder. — Wandlungen. — In der Hofkirche.

„Grüß di Gott“, dich, du schöne tirolische Landeshauptstadt, im Kranze von Solstein, Brandjoch und Frauhütt, der Saile- und Waldraster Spitze, von Patscherkofel und den Lanzer-Köpfen. Wie reckst und dehnt du in deinen Außenquartieren dich mächtig aus. Aber im Innern bist du geblieben, wie sonst — wie sonst die elegante Rudolfstraße mit dem schönen monumentalen Brunnen, aus dessen Röhren das Wasser in glänzenden, kristallinen Strängen fließt und zum Kössen einladet, wie Johannes Jürgensen das Trinken ab der Röhre so hübsch nennt — wie sonst die stattliche Maria-

Theresiastraße, auf der des Abends ganz Innsbruck flaniert, die vornehme Hofburg, das goldene Dachel mit dem verschliffenen Goldglanz und der herrlichen Bildhauerarbeit!

Und dennoch ist es nicht wie sonst!

Eine solche Hochflut von Touristen hatte ich in Innsbruck noch nie gesehen, eine solche Ueberschwemmung nicht. Alles Kniehözler, alles Wadelnstrümpfe, alles Tiroler, nur kein einziger echter darunter. Das war ja das reinste Berlin in Innsbruck, überall norddeutsche Laute und nichts als norddeutsche. Und schon am Bahnhof drückten einem Eckensteher Zettel in die Hand, Programme für die Stadtsäle, für Variété mit Decolletage und Tricotage und für ein „ächtcs“ Tiroler Bauerntheater natürlich auch. Gerade wie in München, nur nicht wie in Tirol. Und als ich der Therese beim Weinöfel sage: „Kesevl, wie geht's denn im schönen Land Tirol“, erwiderte sie kalt und schnippisch: „Was wünschen der Herr?“ Und als ich weiter sage: „Oho Moidese, fein stad“, da meint sie mißtrauisch: „Gengens, werden schon auch so ein — Heilbruder von draußen sein“. Nun fangt diese Heillose Politik auch noch an, die guten, treuen Tiroler zu verderben, diese offenen, zutraulichen Kinderseelen mißtrauisch und verschlossen zu machen, und schuld daran ist, daß zahlreiche reichsdeutsche Ausflügler in Deutschösterreich auf Schritt und Tritt den „Heil“-Gruß annahmen.

Der „Heil“-Gruß der Deutschnationalen ist in den Augen des urwüchsigcn Tiroler Landvolkes, dieses urdeutschen Völkchens, zum Zeichen der Auflehnung gegen Oesterreich und gegen Gott und Kaiser geworden, zur Herausforderung gegen das traute „Grüß Gott“ des Tirolerlandes. Die meisten Deutschen mögen ihn bei ihrer Fahrt in guten Treuen gebrauchen, im Glauben, damit die Einigkeit deutschen Wesens zu bekunden. Der Tiroler faßt ihn aber als Demonstration gegen alles das auf, was ihm teuer und heilig ist, als einen Bündnisruf gegen sein ganzes Empfinden und eine Einmischung Fremder in seine Angelegenheiten. Und das

hat ihn mißtrauisch gegen die Fremden gemacht und vieles von seinem sonstigen zutraulichen Wesen diesen gegenüber genommen. Ich habe die deutschnationale Bewegung in Oesterreich in gewissen Ausschreitungen und in einem theatralischen Gebaren nie leiden mögen; jetzt wünschte ich sie ins Pfefferland.

Ich bin dann später richtig in eine ganze Heilbrudergesellschaft gefallen, glücklicherweise nicht in eine politische, sondern in eine solche von Radlern und Radlerinnen. Wetter! Wie da ge-„heil“t wurde, war das ein abscheulicher Sportjargon und eine Wichtigthuerei, als ob es in österreichischen Landen keine brennendere Frage gebe als die Radlerfrage. Ich sprach einem Innsbrucker Freunde gegenüber meine Bewunderung aus, daß gebildete Menschen ihr Interesse so ausschließlich einem derartigen Sporte zuwenden mögen. Er meinte: „Was wollen Sie? Er ist immer noch besser als Politik. Denn diese ist heute der miserabelste Sport in Oesterreich. Wäre ich nicht zu alt, finge auch ich zu radeln an, samt meiner



Phot. A. Beer.

Inneres der Hofkirche in Innsbruck.

Blaues Meer.

2

Alten, nur um zu vergessen, wie kunterbunt es bei uns zu und hergeht“.

Wie sonst war es auch in der alten, ehrwürdigen Hofkirche! Es war bereits Nacht, als ich dort war. Einige Männer und Frauen knieten, im Gebet versunken, in den Stühlen. Fast gespenstig umstanden die riesigen Bronzestatuen, die Großen aus Habsburgs stolzem Hause, Kaiser und Könige und Erzherzoge, den Sarkophag von Kaiser Maximilian. Hin und wieder huschte geisterhaft ein Lichtblitz von den Lampen über die ehernen Gesichter, die noch stiller waren als die Beter in den Stühlen. Es war, als wären die Ketten ihren Grüften entstiegen, als wollten sie den toten Kaiser im Sarkophage mahnen, für Habsburg-Lothringen sei nicht Zeit zu schlafen jetzt, sondern es gelte, großen, ernsten Familienrat zu halten über Oesterreichs Geschichte.

Haltet guten Rat!

Bis zur Tirolergrenze.

Italiener-scene. — Der Herr Ingenieur. — Unheimliche Scene von einst. — Der italienische Rekrut. — Landschaftsbilder. — Ein sonniges Pärchen. — Ausblicke auf die Dolomiten.

Gegen Mitternacht fuhr der Zug von Innsbruck weg. Die Bahnhofshalle war völlig belagert von heimkehrenden Italiener-Arbeitern, von alten und jungen, von Männlein und Weiblein. Die einen lagen auf die Steinfließen hingestreckt und schliefen, andere gestikulierten und zankten, und wieder andere umdrängten die Kasse. Der Kassier am Schalter fluchte über die ewigen Fragereien; die Portiers fluchten erst recht; Italiener fluchten desgleichen, und Weiber zeterten und schrieten. Dann wurden sie auf den Perron hinausbefördert, das heißt hinausgetrieben und scheltend und wetternd zur Nachtfahrt in ein paar Waggons gefeilt, gerade so, wie man ein Rudel Schafe pfercht. Und dann wollten Weiber hinausrennen, deren Männer in andere Wagen geraten waren, und

Männer wollten hinaus zu speziellen Kameraden, und dritte hatten in der Eile ihre schmutzigen Kleiderbündel verwechselt. Es war ein Höllenlärm, eine eklige Scene. Nun wußte ich, warum der junge Italiener nicht in diese Wagen wollte.

Ich begreife, daß auch der geduldigste Bahnbeamte in Aufregung gerät, wenn er eine solche, oft schrecklich unbeholfene Menge unterzubringen hat, besonders um Mitternacht, wenn er von der Arbeit todmüde ist. Aber das war doch kein menschliches Bild mehr, sondern eher ein solches von Herr und Arbeitsvieh. Arbeitsvieh? Der Mensch dämmert tausendfältig auch in ihm und wenn es zuletzt auch nur der Mensch des Hasses sein wird. Und nachdem die Wolke des Hasses sich herabsenkt, wie eine tiefe Nacht auf die Erde heruntersinkt, dann wird der Berwünschung kein Ende sein. Aber wer hat die Wolke gezeugt?

Ich hatte inzwischen in einem Coupé II. Klasse Platz genommen, das mit einem Herrn zu teilen war, der sich als norddeutscher Eisenbahningenieur vorstellte, ein rotblonder, cholertischer Mann mit einem fleischigen Beefsteakgesicht. Auf die eben erlebte Scene anspielend meinte er: „Da haben Sie wieder das gemüthliche Oesterreich. Es steckt keine Schneid in den Leuten. Gleich wachsen ihnen die Dinge schier über den Kopf, und dann können sie nichts als fluchen, lästerlich fluchen und raisonnieren“. Und hierauf hält er mir einen Vortrag über den Schlendrian im österreichischen Eisenbahnbetrieb, der in seinen Augen grenzenlos ist, in meinen factisch nicht existiert — kam dann auf die Verstaatlichung der Bahnen in der Schweiz zu reden und prophezeite, die Sache werde gut gelingen. — „In den Schweizern steckt Rasse; hier aber sind sie Wafschlappen“. Ich mochte auf diese Tonart nicht eingehen, die gleich übertrieben in Lob und Tadel war, war zudem müde und hätte gerne geschlafen, was zwar meinen lieben Nachbar nicht im mindesten hinderte, hundert Fragen über Land und Leute, Hotels und Hotelpreise in Südtirol zu stellen, bis auch er müde war,

sofort einnickte und ein dröhnendes Schnarchkonzert anstimmte. Der Egoist!

Doch viel lieber so, als wie ich es im nämlichen Zuge vor ein paar Jahren erlebt hatte. Das war eine Geschichte, wie aus dem „Mann im Mond“ von Hauff. Ich war damals auch allein mit einem Herrn, der aber bereits schlief, als ich das Coupé betrat. Es war ein hagerer Mann mit totenblassem und von Leiden durchwühltem Gesichte. Bald begann er im Schlafe leise zu stöhnen und zu wimmern, so herzerreißend zu wimmern, daß es einem wie mit Messern durch die eigene Seele schnitt. Als es kein Ende nehmen wollte, den Brenner hinauf nicht, nicht den Brenner hinunter, weckte ich den Herrn und fragte, ob er Hilfe brauche. Da ich ihm schonend erzählte, was gegangen war, meinte er melancholisch, er sei ein unglücklicher, schwerkranker Mann. Als russischer Offizier sei er im Kaukasus gefangen genommen und in der Gefangenschaft grauenhaften Torturen unterworfen worden. Wohl sei er wieder frei geworden und auch die Wunden seien geheilt, aber die Erinnerung an diese un menschlichen Qualen und Leiden verfolge ihn seither wachend und schlafend, sie liege wie ein Alp, wie ein fürchterlicher Fluch auf ihm und habe ihn die gleichen Martern immer wieder erdulden lassen, hundertmal, ohne Ende. Die ersten Petersburger Autoritäten hätten keinen Rat gewußt. Zwei Berliner Berühmtheiten hätten ihm nun dauernden Aufenthalt in einer kleinen Stadt im Süden angeraten. Ich dachte jetzt an jenen Herrn. Ob er noch lebt?

In Franzensfeste war Zugwechsel und 1 $\frac{1}{2}$ Stunden Aufenthalt bis zur Abfahrt des Zuges nach Willach.

Noch war es dunkle Nacht! Trüb und träge schienen die Lichter der Bahnhofsanlage, und vom Himmel herab lugten ein paar Sterne in den Engpaß hinein. Fröstelnd ging es in den Wartsaal zu einem Kaffee, nein zu zwei und drei. Man fühlt sich etwas kagenjämmerlich nach solcher Fahrt und zu solcher Zeit.

Ich höre, wie ein älterer Mann mit einem jüngeren Schweizerdeutsch spricht, etwas gebrochen zwar, aber doch richtiges Schweizerdeutsch. Mit einander bekannt geworden, erzählt der Alte, er sei eigentlich Italiener aus der Gegend von Udine, aber wohne seit 35 Jahren beständig in der Schweiz und sei mit einer Zürcherin verheiratet. Der Junge sei sein einziger Sohn, der sich jetzt in Italien zum Militär stellen müsse. Es sei ein wahres Kreuz, daß der arme Kerl italienischer Soldat werden solle, während er als Schweizer aufgewachsen sei, sich als Schweizer ansehe und Italien gar nicht kenne. Der Alte hätte dem Einzigen dieses Schicksal ersparen können, würde er rechtzeitig das Schweizerbürgerrecht erworben haben; der Junge hätte dann nicht, wie jetzt, das weinerliche Armenfündergesicht zu schneiden brauchen, als ginge es direkt zur Schlachtbank, und die Mutter hätte sich nicht die Augen rot weinen müssen aus Angst, ihr Herzblatt müsse am Ende noch nach Afrika. Aber die Sache ist darum nicht weniger verrückt. Da soll nun dieser Bursche auf einmal „evviva Italia“, „evviva il re“ rufen, er soll einem König dienen, der ihm gestern noch gleichgültig war, den er aber morgen hassen wird, weil er ihn allem entriß, was ihm teuer war, soll als Vaterland schätzen, was ihm gerade das eigentliche Vaterland raubte. Der Bursche wird nach und nach finden, daß es unsäglich viel Heuchelei auf dieser schönen Erde giebt.

Bei Tagesanbruch setzt sich der Zug nach Villach in Bewegung. Erst geht es durch einen Teil der Festungswerke, dann auf mächtiger Brücke über den Eisack, der tief unten in enger Klamme donnert und schäumt, und jetzt grüßen die wonnigen Gelände von Brixen mit ihrer sorglosen Fröhlichkeit und weit hinten der Schlern, der wunderbare Schlern, der das Grödner-Thal und die Seiser-Alpe mit ihrem Alpenblumenmeer in Erinnerung ruft. Dann fährt man hinein in das Gebiet der Rienz, ins Pusterthal, wo als erste Wahrzeichen das schöne Schloß Rodeneck und Spinges grüßen,

Spinges, das berühmt ist durch seine Schlacht in den Freiheitskämpfen mit den Franzosen und noch berühmter durch das „Mädchen von Spinges“, eine Heldenjungfrau, wie duftiger sie kein Volk in der Neuzeit besitzt. Die Tiroler haben recht, da sie in andachtvoller Pietät an diesem Mädchen hängen, an dieser Heroine im Bauerngewand.

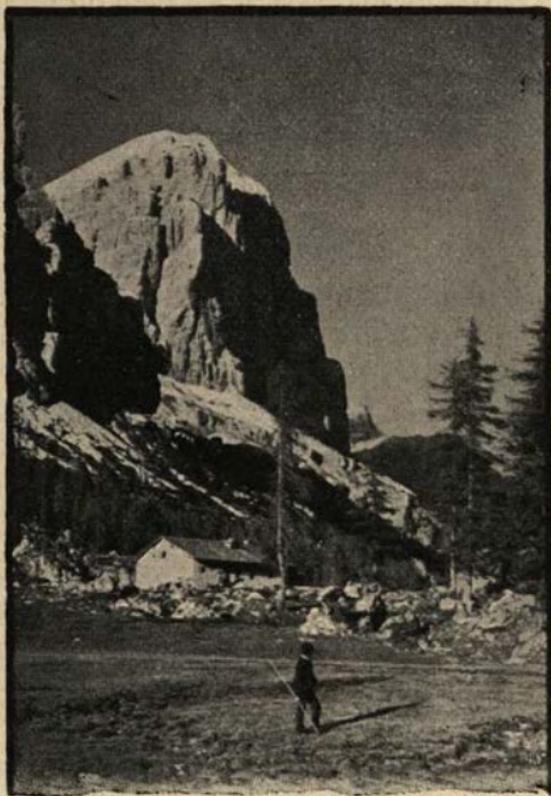
Inzwischen hat die Sonne allen Gipfeln rundum güldene Kronen aufgesetzt, und schon eilt sie thalzu weiter, umfängt die Alpentrift und den dunkeln Bergeswald und glüht die Kreuze auf den Kirchtürmen. Und wieder einige Minuten, und die ganze Landschaft erglänzt sonnendurchleuchtet und sonnendurchwoben: sonnengebadet die Wiesen, auf denen der Tau in lichten Tropfen wie ein Heer von Sternlein funkelt, wie Freudenthränen, die vom Himmel perlten, sonnengebadet die freundlichen Dörfchen mit den braunen Holzhäuschen, rote Geranien und grünen Rosmarin vor den Fenstern; von den Dörfern her tönt frommer Glockenklang, und im blauen Azur tummeln sich zwitschernd und kosend Schwalben in graziosem Fluge. Nicht daß die Gegend hier Besonderes böte, aber es liegt eine seelenwarme Stimmung über ihr, aufrichtige Freundlichkeit in jeder Herzensfalte.

Diese Dörfer sind auch wahre Wallfahrtsorte für Sommerfrischler, die in ganzen Scharen mit Kind und Regel da herum hausen und selbst das armseligste Stübchen in Beschlag genommen haben. Für diese Zugkraft sorgen freilich auch noch die fabelhaft billigen Preise; ein Gulden für Pension und Logis per Tag kommt noch vielfach vor.

Und zur Sonne gesellen sich in Bruneck zwei Menschen im Coupé, die ebenfalls eitel Sonnenschein sind, Sonnenkinder mit Sonnenseelen und Sonnenaugen: er, ein blutjunger Kadett, adrett bis zum letzten Knopf, ein frisches, pflirsichfarbenes Antlitz, fast etwas mädchenhaft, trotz der paar sorgfältig gepflegten Haare an der Oberlippe — sie, ein richtig Fräulein Sonnenstrahl vom Scheitel bis zur Sohle, eine Maienrose, die eben die Knospe erschloß, und wenn sie lachte, klang es wie

Läuten mit Silberglöcklein, und fiel die Sonne in ihr weiches, reiches Blondhaar, dann schimmerte es golden, wie bei einer Fee. Es hat etwas Liebes, so viel Jugend und frisch erblühte Schönheit in der Nähe zu haben; es strömt ein eigener Zauber von ihnen aus, den man wohligh durch die Adern rieseln

fühlt, wie das warme Blut. Daß es Cousin und Cousine waren, hatten sie selbst verraten, daß sie sich wohl leiden konnten und die ganze Welt riesig schön fanden, ebenfalls. Bald wurde man auch inne, daß beide per Rad von Toblach nach Cortina im Ampezzothal auf Besuch zu Verwandten fahren wollten, die dort in Sommeraufenthalt weilten, daß aber Ma-



Phot. A. Beer.

Aus den Dolomiten.

ma Fräulein Sonnenstrahl erst ziehen ließ, als auch „Baronesse Mary“ Fürsprache einlegte. Und dann plauderten sie weiter, sie von ihren Freundinnen, er von seinen Kameraden. Es war ein blaublütig Pärchen, „von gutem, altem Adel“, wie der Rodensteiner ihn verlangt. Wie ungleich mehr Adel lag aber in diesen taufrischen Mienen, in diesen strahlenden Augen und in der ungekünstelten Daseinsfreude! Es ist eine großartige Tour das Ampezzothal hindurch; die Schöpfung hat dort Schönheit um Schönheit berücksender Art aneinandergereicht, daß man sich vorkommt, wie im Märchen-

land. Wie schön mag es erst für die verkörperte Jugend sein, dieses Reich zu durchfliegen, für die Jugend, deren Herz noch inniger schlägt und wärmer, die das Auge der Reinheit besitzt, dem das Häßliche verborgen bleibt und die Schönheit alle ihre Reize erschließt. In Toblach verließen die zwei den Zug zur Fahrt in den Sonnenmorgen! Menschenmorgen und Sonnenmorgen beieinander!

Schon vor Toblach rollt sich vom Waggon aus ein gewaltiges Hochgebirgsbild auf, das dauert bis über Trient hinaus, der letzten größeren tirolischen Station. Die Dolomiten rücken stundenlang bis fast zur Bahnlinie vor, diese bizarrsten aller bizarren Berge mit ihren oft fast ungeheuerlichen, urweltlichen Konturen und dem unerschöpflichen Reichtum an Formen und Farben. Ich habe die gleiche Fahrt auf der Rückreise mit einem bekannten Wiener Illustratoren gemacht. Wir sprachen vergleichsweise von Schweizeralpen und Dolomiten. Er sagte u. a.: „Als Naturfreund ziehe ich Ihre Alpen weit vor, wenn sie wollen auch seelisch; es steckt mehr Gemüt in ihnen. Als Maler und Zeichner will ich aber die Dolomiten, will ihre Farben- und Formenfülle, ihre verschwenderische Fülle von scharf abgegrenzten Motiven. In dieser Welt fühle ich mich angeregt, angetrieben zum Schaffen; während die herrlichen Riesen des Berner Oberlandes mich künstlerisch eher entmutigen; sie sind dem Pinsel allzusehr entwachsen.“ Herr v. W. hatte Recht. Die Dolomiten besitzen eine schärfere Linienführung; das Gestein ist leuchtender, bald weißlich, bald mit satten Einsprenkelungen in rot, gelb und orange, welche besonders in der Abendbeleuchtung feenhaft Farbeneffekte bieten. Und dann dieses Gewimmel von Zähnen und Zacken, von Nadeln und Türmen und Säulen, dieses Cyclophenhafte und Gigantische, oft beinahe Dämonische, so daß man versucht wäre, zu sagen, unsere Alpen habe Bijelibog, der weiße Geist der südslavischen Mythologie geschaffen, die Dolomiten Ernibog, der schwarze Geist. In einem glänzenden Wechspanorama, das zu schauen man nicht müde wird,

tauchen die seltsamen Gestalten auf: schon vor Toblach Hohe Gais und Dürrenstein, bei Toblach selber Neumerkofel und Sarnkofel und im Hintergrunde der gewaltige Monte Cristallino, bei Innichen die Dreischuster Spitze und andere Riesen der Sextenthaler Dolomiten, und bei Lienz endlich die Lienzener Dolomiten, Kreuzkofel, Rauchkofel und Spizkofel.

Man ist jetzt bereits im Gebiete der Drau; etwas vor Toblach verläßt der Zug die Rienz und durchquert auf circa 1200 Meter Höhe die betreffende Wasserscheide. Die Drau ist hier noch ein unscheinbarer Bach, um bald darauf zum schönen, schiffbaren Flusse sich zu weiten, der nahe an der ungarisch-serbischen Grenze mit der Donau sich vereinigt.

Hinein ins Kärntnerland.

Landschaftliches. — Bu hoch gespannt. — Gesellschaftliche Studie. —
Der nervöse Kiese.

Jetzt braust der Zug hinein ins Land der Roschattlieder vorbei an Drauburg, Greifenburg, Sachsenburg, Spital und einem duzend anderer Orte nach Villach und Klagenfurt.

Ich glaube, man sollte die Fahrt umgekehrt machen, von Villach ins Tirol hinein, dann steigerten sich die Effekte, so aber fallen sie ab, oft ganz bedeutend. Es fehlt zwar nicht an Bergen. Aber sie halten nicht stand mit der glanzvollen Romantik der Dolomiten. Nach Süden ist man jetzt im Gebiet der carniischen Alpen. Nach Norden hat man meist Vorgebirge mit steilen Rasen- und Tannenhängen bis hoch hinauf, an und für sich freundliche, liebe Bilder, mit heimeligen Dörfchen, einsamen Bauernhäusern und mancher traulichen Kapelle durchsetzt, nur ein wenig einerlei. Und überall riecht es nach frischen Tannentrettern und Sägespännen; wer in den Waggon tritt, riecht auch darnach, als wären die Kärntner alles Sägemüller.

Der Mensch muß aber nur erst zu nörgeln anfangen, dann ist er der komischste Kauz der Welt.

Waren mir erst der Brettergeruch nicht recht und die Berge zu wenig dolomitenmäßig, so ging es mir bald auch in die Quere, daß an den Bahnhöfen meist Sommerfrischler standen, statt „Buabn und Deandln“, die: „I bin a fescha Bua, i bin a Karntner Bua“ sangen, gleichwie in Ungarn an jedem Bahnhof eine Zigeunerkapelle den Rakoczy-Marsch fiedelt. Wer das haben will, muß eben abseits gehen. Dort im Bergwirthshaus oben am Hang mag er jodeln hören, Zither schlagen und Trußliadlen singen und die Paare sich stampfend im Ländler drehen sehen. Viel Volksgemüt läßt sich auch vom Zuge aus beobachten; jedes verwetterte Feldkreuz und verfallene Bildstöcklein schmücken Blumen, im Felde gepflückt und im Garten. Lauter Sägemüller hat es im Lande wieder nicht, das kündigt manches gräßliche und fürstliche Schloß, an denen man vorbeifährt, kündigt manch stattlicher Hof im Thale, künden die kristallinen Bächlein, in denen sich zahlreiche Fische tummeln. Und „Sehen Sie nur, diese schönen Pinien,“ meinte ein Herr und fügte bei: „Es geht dem Süden zu.“ In der That scheinen es die reinsten Pinienhaine zu sein, die in einiger Ferne winken, sich immer häufiger wiederholen und immer ausgedehnter werden. Aber solche wollten mir beim eher jubalpinen Charakter der Flora nicht in den Kopf. Der Kondukteur erklärt die Sache denn auch dahin, daß es ganz gewöhnliche Tannen seien, die von den Bauern zu Streuzwecken abgeastet würden. Als wir später in der Nähe eines solchen kärntnerischen Pinienwaldes vorüberfahren, fand die Erklärung ihre volle Bestätigung; man sah jetzt selber, daß es schöne, schlanke Tannen mit verstümmeltem und abgestutztem Astwerk waren. Angenehme Abwechslung boten auch die zahlreichen Roßweiden, wo sich Herden hübscher, kräftiger Gäule tummelten, darunter manches pudelnärrische Füllen. Die Natur bietet wenig zierlichere Bilder, als solch ein munteres Wesen, das lustig dem Muttertier nachtollet oder mit ihm schäkert und spielt.

Von Lienz weg war es wieder lebhafter im Wagen ge-

worden. Wenn es im Coupé zu enge wurde, verkehrte man draußen im Wandelgang des Waggon, der sich zu einer Art Parloir gestaltete. Vorerst interessierten mich aber zwei Herren, Großkaufleute aus Graz, die hier herum in der Sommerfrische weilten und offenbar ein schönes Teil irdische Güter ihr eigen nannten, woraus sie gegenseitig auch gar kein Hehl machten. Der eine war Junggeselle, der eine Nichte zu sich genommen hatte, deren Schönheiten er in allen Tonarten pries und dabei doch wieder kläglich that, was ein Onkel für ein geplagter Mann sei, der einen solchen Goldfisch hüten müsse. Der andere redete von seinen zwei Söhnen, beide Offiziere, von denen der eine in Böhmen und der andere in Galizien in Garnison stand. „Hören Sie, Verehrtester, meinte der Nichte-beladene Onkel, das habe ich nie verstanden, wie Sie gleich ihre beiden die Offizierskarriere wählen ließen. Was ist es mit den bürgerlichen Offizieren? Ein glänzendes Nichts. Vom einen Ende der Monarchie werden sie zum andern gejagt, und wenn sie es zum Hauptmann oder gar Major bringen, ist alles beieinander. Das Ende aber ist statt des in der Jugend geträumten Feldzeugmeisters ein verbitterter und griesgrämiger Pensionierter.“ Das ließ der Papa nicht gelten und bemerkte, erstens hätten seine Söhne durchaus Offiziere werden wollen, und zweitens habe er die Mittel, ihnen reichlich Zuschüsse zu gewähren, „und dann — fuhr er fort — ist und bleibt der Offizier bei uns in Oesterreich doch immer der erste Mann im Staate. Wenn ich mit meinen beiden Söhnen durch die Straßen gehe und mein ganzes Vermögen am Hocke herabhängen hätte, in den Augen der Welt — ob hoch oder niedrig — käme zuerst der Sohn, der Offizier und Kavaliere, und lange, lange nachher ich, trotz allem Geld. Bei uns beginnt der Mensch nun einmal erst beim Offizier. Und meine Söhne hatten recht, daß sie Menschen sein wollten, nachdem ihr Alter die Mittel besitzt, damit sie es sein können.“ Voilà, eine ganz interessante gesellschaftliche Studie! Onkel Junggeselle fing nun wieder von seiner

Nichte zu reden an und zwar so verführerisch, daß ich ihn in Verdacht bekam, er wolle weniger einen Goldfisch hüten, als einen schmucken Lieutenant für ihn angeln, wohl um dem glänzenden Nichts desselben rosig-goldene Flügel aufzustecken.

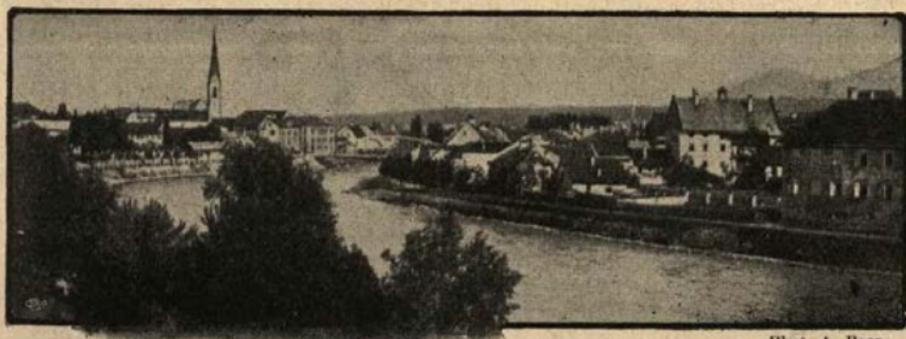
Bei Spital gesellte sich ein junger, blonder Riese zu uns. Wie schön er war: frisch einem Wiener Modejournal entstiegen, ein Gesicht wie Milch und Blut und dabei die Fleisch gewordene Kraft. Die karierten Wadenstrümpfe waren aus feinsten Wolle, Kniehosen aus feinstem Lodentuch und die Toppe erst recht, jeder Knopf ein kleines Kunststück und die Feder auf dem Hute eine wahre Pracht, dazu feine Glacés an den Händen und ein Jagdmesser mit schön ciselirtem Griff am Gurte hängend. Ein Herr mit einer Akteymappe tritt auf ihn zu, mit Herr Baron ihn anredend, dieser jenen mit Herr Doktor. Beide befanden sich bald in eifrigem, leisem Gespräch. Der Herr Doktor wurde jedoch sichtlich ungeduldiger und sagte schließlich recht laut: „Herr Baron, es handelt sich um eine Injurie und Sie sind Beklagter. Sie müssen mit vor Gericht oder ich lehne jede Verantwortung ab.“ „Aber Herr Doktor, Sie wissen doch, wie solche Dinge mich aufregen. Denken Sie an meine Nerven.“

Nun hatte dieser junge Riese richtig auch noch Nerven! —

Zum Federhütl und all dem andern Klimbim stimmte es zwar, aber zum Koloß an Fleisch und Knochen entschieden nicht.

Ich führte diese Episode gar nicht an, erschiene sie mir nicht als typisch für jenen sentimentaln Gemüthlichkeitsport, für einen Sport halb weibischer Neufserlichkeiten, wie er in manchen deutschen Kreisen Oesterreichs immer mehr in gründlicher Verkennung ächten deutschen Wesens als Pflege deutscher Stammes sitten in Schwung kommt. Er wird nicht ungestraft betrieben. Die Männer fallen dabei aus den Knochen, und der Rest ist ein Bild wie „der Herr Baron im Waggon.“

Doch endlich: da ist Villach!



Phot. A. Beer.

Villacher Streifereien.

Stadtbild. — Slowenen. — Trinkgelder. — Geistlicher und Kat. —
Allgemeines. — Rassencharaktere. — Wörthersee.

Ich war in Villach nicht der Schönheit der Gegend wegen ausgestiegen, auch nicht um seiner Sehenswürdigkeiten willen, sondern um mich ein paar Stunden zu recken und zu dehnen und um Ruhe zu schlürfen, behaglich zu schlürfen, wie den frischen Trunk aus klarer Quelle, Ruhe in vollen Zügen. Sie ist wie Labfal nach rastloser Fahrt, und das ist ein Reiz der Unruhe, daß sie uns Ruhe genießen, sie — schlürfen lehrt.

Sehenswürdigkeiten braucht man in Villach in der That nicht zu suchen. Außer der gotischen Pfarrkirche ist davon wenig zu sehen, und auch diese genügt nur mäßigen Ansprüchen, sofern man nicht heraldische Studien über einzelne Geschlechter betreiben will. Dennoch ist Villach mit seinen 7000 Einwohnern ein angenehmes und einladendes Städtchen, in dessen breite Hauptstraße überall Licht und Sonnenschein hineinquellen, und die schöne Drau, die mitten durch die Stadt fließt, bringt ebenfalls Leben in das Stadtbild. Die Umgebung der Stadt ist anmutig und mahnt an manches schöne Landschaftsbild im schweizerischen Aargau, teilweise auch an solche in den Eingängen zu Oberbayern. Der 2167 Meter hohe Dobratsch in nächster Nähe — der letzte östliche

Ausläufer der Gailthaler Alpen — giebt ihr zugleich einige große Linien.

Und Slowenen und Sloweninnen giebt es hier schon die Menge, genau dieselben Typen, wie ich sie von der Heimat her kannte, das gleiche halb scheue, halb zudringliche, endlos unterwürfige, fast geprügelte und auch wieder etwas faßhafte Wesen, das bei jeder Anrede den Hut bis zum Boden zog und einen von hinten und vorne Gospode titulierte. Unter den Sloweninnen sah ich manches hübsche, rasierte junge Gesicht, schön wie eine Maideblume, aber auch wieder Weiber, die man erst hätte chemisch reinigen müssen, um ein Urtheil über ihr Aeußeres fällen zu können. Sie hockten an den Straßenecken und boten verkrüppelte Birnen und halbreife Pflaumen zum Kaufe an, die nicht viel verlockender aussahen, als ihre Verkäuferinnen.

Zu einer der liebsten Erinnerungen an Villach wurde mir die Unterhaltung mit einem katholischen Geistlichen beim Mittagessen im Garten der „Stadt Meran.“

Es ist zwar das leibhaftige „Weiße Köffel“ im Schwanz von Blumenthal und Kadelburg dort, und hat man erst dem Zahlkellner ein Trinkgeld gegeben, dann kommt der Speisekellner und es kommt der Weinkellner um das Douceur und zuletzt noch die Kröte von Piccolo; denn der hat ja Zahnstocher und Wasserflasche auf den Tisch gestellt, und so es ihm gefällig war, die Fliegen und Wespen mit der Serviette weggedelt. Vielleicht traben übers Jahr auch noch Kellermeister und Schenkbursche und die Köchin und die Spülmadeln mit ausgestreckter Hand auf; soviel Verdienst um den Gast, wie diese löffelhaften Zahlkellner haben sie entschieden auch. Item! Gut ist man doch in der „Stadt Meran“.

Ich war schon am Mahle, als ein älterer Herr sich zu mir setzt, eine schlanke Gestalt in grauem Anzuge von etwas schulmeisterlichem Schnitt, das glatt rasirte Gesicht mit markanten, energischen Zügen. Er trug eine jener altmodischen Reisetaschen, die man über die Achsel hängt, so wie unsere

Väter sie hatten. Bald stellte er sich als Pfarrer eines mehrheitlich deutschen Dorfes in Ungarn, nahe der Grenze, vor. Er hatte in dieser Gegend einen alten Studienfreund, mit dem er nach langen Jahren heute ein Wiedersehen feiern wollte. Als ich ihm sagte, ich sei Schweizer, meinte er lakonisch: „Das haben Sie geseheit gemacht, ich wollte, ich wäre es auch,“ fragte dann aber ganz unvermittelt: „Was halten Sie von unsern jetzigen Zuständen in Oesterreich-Ungarn?“ Ich hatte damals keine Ahnung, wie oft mir genau dieselbe Frage in den nächsten Tagen noch gestellt werden sollte, in Triest, Zara und Spalato, zu Wasser und zu Lande, von Geistlichen und Laien, von hoch und niedrig. Hier lautete meine Antwort, als Ausländer gestatte ich mir kein Urtheil. „So will ich es Ihnen sagen,“ bemerkte mein Nachbar, „es ist eine blutige Schande, wie es jetzt bei uns zugeht, wie wir Deutsche in Ungarn drangsalirt werden, ohne daß ein Hahn darnach kräht, und eine blutige Schande ist, daß man mit dieser Wirtschaft nicht schon längst abgefahren ist, die alles außer Rand und Band bringt.“ „Steht es wirklich so schlimm?“ „Sie müssen miterleben, wie z. B. die Deutschen meiner Pfarrei von der magyarischen Beamten Sippe chikanirt, geplagt und vergewaltigt werden, dann wissen Sie, wie schlimm es steht. Und weil ich zu meinen Deutschen halte, chikanieren und drangsalieren sie auch mich, spionieren jedes meiner Worte aus und legen mir Fallen, wo sie können. Ja, wenn ich meine deutschen Pfarrkinder im Stiche ließe, Rasse und Stamm verleugnete und blinder Diener am Magyarentum würde, wäre ich der gefeierte, gehätschelte Mann.“

Bald stellte sich auch der Jugendfreund ein, ein kleines, zierliches Herrchen mit goldener Brille, etwas ceremoniell, complimentös und schüchtern. Der geistliche Herr stellte mich ohne weiteres dem Herrn Rat vor, als gehörten wir zusammen. Und dann begannen die beiden in alten Studienerinnerungen zu schwelgen. „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist Du geschwunden?“ Sie ließen die Kommilitonen von dazumal Revue

passieren, bei manchem hieß es „schon lange gestorben“, bei anderen „verschollen“, bei dritten aber auch, daß sie hoch, sehr hoch gestiegen seien. Und der kleine, schüchterne Rat fügte, sich erst vorsichtig umblickend, halblaut hinzu: „Ja, die hatten es gut; die hatten hohe Protektion!“ „Hättest du etwa auch so ein Protektionsmensch sein mögen?“ „Ihr Theologen habt gut reden,“ erwiderte der Rat, „Ihr kennt keine Familien-sorgen“. Fast zürnend räsionierte der Geistliche: „Sagt dir denn dein juristisches Erkennen und Gewissen nicht, daß das Faulste alles Faulen bei uns die Protektionswirtschaft ist?“ Der arme Rat sah bei diesen Worten ganz entsetzt darein, als sei eine wahre Revolutionsrede gehalten worden, und ich fand, daß ihm die Gegenwart eines Fremden doppelt peinlich war. „Komm, Freunderl, meinte er beschwichtigend, komm zu einer Flasche Wein.“ Ich verabschiedete mich von den Herren, und der Rat warf mir einen dankbaren Blick zu, daß ich — ging. Bei der Flasche im verschwiegenen Eck wird dann auch er die Zurückhaltung aufgegeben, dem Freunde das Herz ausgeschüttet und wehmütig von den alten Zeiten gesprochen haben. „Wo sind sie, die vom breiten Stein nicht wankten und nicht wichen?“

So einer, der nicht wankte und nicht wich, ein starker Mann mit goldtreuem Kern in rauher Schale war der deutsch-ungarische Pfarrer! Ob auch der Herr Rat? Er war sicherlich das Pflichtbewußtsein und die ängstliche Gewissenhaftigkeit selber als Beamter. Aber Oesterreich braucht heute Charaktere, wie jenen des erstern.

Ich setzte mich an ein lauschiges Plätzchen an der Drau und blätterte in einem Büchlein über Kärnten, lese über seine Geschichte, die wenig weltbewegend ist, vom keltischen Stamme der Karner, der das Land inne hatte, bis die Römer es ihrem Reiche einverleibten, von der Invasion der Slovenen von der Donau her, von den wechselnden Regentengeschlechtern im Mittelalter, worunter das einst auch in der Schweiz mächtige der Bähringer, bis das Land 1335 an Oesterreich kam,

bei dem es seither verblieb mit einem kurzen Unterbruch zu Napoleons Zeiten, der es zu den illyrischen Provinzen schlug.

Kärnten mit den Kreisen Klagenfurt und Villach und Klagenfurt als Hauptstadt bildet eine Provinz des österreichischen Kaiserreichs und zählt rund 350 000 Einwohner auf einer Fläche von 190 Quadratmeilen. Das Land ist meist Gebirgsland; 91% sind produktiver Boden, davon 48% Wald. Neben der Landwirtschaft bildet der Bergbau in Verbindung mit der Metallindustrie eine Haupterwerbsquelle. Von den Bewohnern sind 70% deutsch und 30% Slaven slovenischen Stammes, die meist den Süden des Landes bewohnen.

Ein dortiger deutscher Geistlicher schilderte mir die Slovenen als fromm, enthaltam und sehr sittenrein mit großem Familiensinn, aber auch als entsetzlich unreinlich, im ganzen faul, apathisch gegen Bildungsbestrebungen und noch dick in heidnischem Aberglauben steckend. Sie seien aber nicht unintelligent; denn der gleiche Stamm stünde in andern Gegenden entschieden auf einer höheren Stufe. Der kärntnische Slovene sei eben Jahrhunderte lang der Unterdrückte und Vernachlässigte gewesen, was ihm die Merkmale einer niedrigeren Rasse anheftete, obwohl er im Grunde durchaus keine solche sei. Die deutsche Bevölkerung hinwieder sei viel geweckter, frohmütiger, gemütsreicher, aber mit einem großen Hang zur Leichtlebigkeit und Genußsucht. „Unsere deutsche Bevölkerung hat zu viel und zu leichtes Gemüt, zu wenig festen Charakter und einen unseligen Hang zur Sinnlichkeit. Unsere vielgerühmte Deandelpoesie hat ihre bitterbösen Seiten. Es giebt Gegenden, wo die Zahl der unehelichen Geburten Jahr aus Jahr ein fast so groß ist, wie die Zahl der ehelichen. Das finden Sie bei den Slovenen auch nicht von ferne.“ „Aber die deutsche Bevölkerung ist doch ebenfalls religiös?“ warf ich ein. „Gewiß, jedoch sinnlichen Affekten allzuleicht zugänglich, jedem Eindrucke im Moment stark sich hingebend und rasch wieder wechselnd darin. Manches rührt freilich auch von altüberlieferten Anschauungen und gewissen

wirtschaftlichen Verhältnissen her und in neuerer Zeit vom starken Fremdenstrom. Wir Geistlichen kämpfen mit aller Macht dagegen; richten aber leider allzuwenig aus.“ Ob diese Schilderung nicht zu pessimistisch war?

Wie schön die weitere Umgebung von Villach ist, erfuhr ich erst auf der Rückkehr, als ich einen kurzen Besuch dem vielbesungenen, villenumrahmten Wörthersee machte, der ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunden lang und $\frac{1}{2}$ —1 Stunde breit sein mag. Er hält zwar den Vergleich mit unsern schönen Schweizerseen nicht aus; aber er ist selten reich an bezaubernden Einzelstimmungen, an lyrischen Tönen in der ganzen Stufenleiter, hat reizende Winkel, süß träumerische Buchten, hat hier lachende Kinderaugen, dort die Augen einer stillen Melancholie und eines sinnenden Ernstes, hier die jubelnde Stimmung des: „Komm Lieb mit in die Gondel“, dort jene des flüsternden „Einsam treibt ein morscher Einbaum durch die Fluten leis dahin“, mit dem andachtsvollen Ausklang: „Und der Hand entsinkt das Ruder, im Gebet erschweigt das Herz und mir ist als trügen Engel eine Seele himmelwärts“.



Willach-Laibach.

Der gescholtene Bauer. — Gebirgsbild. — Unter Slovenen. — Einaenickt.

Ich weiß von dieser Strecke wenig zu erzählen. Zunächst fallen blutrote Toneinsprenkelungen in schwarzem Humusboden auf, die sich ansehen, als blutete die Erde aus klaffenden Wunden. Ob es der Schmerz über die bald kommende furchtbare Dede des Karstes ist?

In Tarvis zweigt die Linie nach Udine ab. Wir hatten eine Stunde Aufenthalt. Auch hier steckt alles voll Sommerfrischler, wie überhaupt an allen Orten längs der Linie, selbst in den Slovenendörfern. Und man scheint auch schon auf die Höhe der Fremdenindustrie klimmen zu wollen; denn eben bin ich Zeuge, wie ein Pensionsbesitzer mit einem Bauern schrecklich räsonniert, weil er an Fremde mit eigener Menage eine junge Gans um 1 Gulden 50 Kreuzer verkaufte, statt wenigstens 2 Gulden 20 Kreuzer dafür zu fordern. „Tölpel, Du ruinierst uns noch alle Preise, herrschte er ihn entrüstet an, wir müssen jetzt zusammenhalten.“ Wenigstens ein Punkt, wo Klassenunterschiede sich verweisen.

Es dürfte wenig schöner gelegene Bahnhöfe geben, als denjenigen von Tarvis, wo sich die Ketten der Karawanen, der carinischen, venezianischen und julischen Alpen für den Blick gleichsam scheideln und entzückende Gebirgsbilder bieten, die sich zu einem wundervollen, harmonischen Ganzen einen, zu einem Stern von Bergstrahlen, in dessen Mitte man sich befindet: Hier Berge mit ausgesprochenem Dolomitencharakter, dort mit den Typen unserer Schweizerberge, Gipfel an Gipfel, spitze Pyramiden, Gipfel wie zackige Kronen, wie riesige Zähne, wie trozige Stirnen, jeder anders, jeder von eigener Schönheit, besonders jetzt in den satten Lichtern des Abendhimmels, die rosig an Fels und Wald und Trift reflektieren, rosig, wie der Atem von Blüten, weicher im Lichte, tiefer in den Schatten, schön wie der Himmel selber, der in feurig gelben Tönen

aufflammt mit rotglühenden Wölklein darin, die ferne dahin schweben, dort wo das Meer in rauschenden Accorden sein Abendlied orgelt.

In Tarvis setzte ich mich in einen Wagen mitten unter slovenische Bauern und Bäuerinnen. Ich wollte Volksstudien machen. Wohl ließen sich da Slovenenschädel aller Art und Dimensionen beobachten, Schädel mit asiatischen Anklängen, dabei ausgesprochen blonde Typen neben tiefdunkeln — dann aber auch wieder manche solche, bei denen man sich bei objektiver Ueberlegung sagen mußte, daß sie sich nur wenig von unsern Bauerngestalten unterscheiden; es waren dieselben eckigen, knöchigen Gesichter, die gleichen klugen, klaren Augen, dasselbe zähe und markige im Wesen, die nämliche Nüchternheit. Sie erzählten sich offenbar auch von ihren Markterlebnissen, vom Stande der Dinge in Stall und Feld, gerade so wie die Bauern bei uns, wenn sie aus der Stadt kommen. Aber es war mit den Leuten wenig anzufangen. Mehr als ein paar Brocken, die sich auf Handel und Wandel bezogen, verstanden sie nicht deutsch und schienen sich obendrein zu genieren, wenn sie über etwas Auskunft geben sollten. Waren auch manche in Aussehen und Kleidung recht reinlich, so war bei andern das pure Gegenteil vorhanden, und dabei noch es trotz offener Fenster ganz fürchterlich, wie von Käseresten und ranzigem Speck. Ich gab den Plan auf, in irgend einem Slovenendorfe einen Tag Halt zu machen. Es war da nicht viel zu holen.

Von Tarvis weg führt die Bahn durch eine wilde, zerrissene, hochromantische Gebirgswelt, mit teilweise großartigen Hochgebirgsmotiven, gewaltigen Felsenpartien, schäumenden Bächen und mit Schluchten und Schneehängen. Wir rückten auch immer näher in das Gebiet des herrlichen Triglav, des sagenumwobenen Königs der julischen Alpen. Aber bald ist es mit der Aussicht zu Ende. Die Nacht brach herein, und das Geschnatter der slovenischen Weiber trug mich in das Reich der Träume. Ich schlief, bis der Kondukteur Laibach rief. Hinaus!

Ein mißglückter Einzug.

Mein eigener Dienstmann. — Im Vorstadt-Gasthaus. — Im „Elefant“.
— Ganymedchen.

Ich traute meinen Augen nicht, da ich ausgestiegen war! Das war wohl der Bahnhof irgend eines größeren Dorfes, aber nicht derjenige einer Provinzialhauptstadt mit Gubernium, Garnison, Bischofssitz u. s. f. Kein Hotelomnibus war da, kein Dienstmann, nicht einmal eine rechte Straßenbeleuchtung, und nur ein starker Lichtschimmer in ziemlicher Ferne deutete an, daß dort Laibach, daß heißgeliebte Ljubljana der Slovenen und die intellektuelle Residenz ihres Stammes lag. Als ich durch die stockdunkle Straße meinen gewichtigen Koffer samt Handgepäck schleppe, keuchend und schweißtriefend zehn Minuten, eine Viertelstunde schleppe, sende ich der slovenischen Herrlichkeit Wünsche entgegen, die entschieden nicht liebenswürdig klangen. Ich wußte in jenem Augenblicke noch nicht, daß mich der Ruf des Kondukteurs in die Irre geführt hatte und mich am entlegenen Neben-Bahnhose der Staatsbahn, statt am direkt bei der Stadt liegenden Haupt-Bahnhof der Südbahn aussteigen ließ.

Endlich komme ich in Laibach an; aber offenbar nur in einer Vorstadt, denn von einem Hotel war nicht die Spur. Ich frage ein paar junge Mädchen nach einem solchen und sie sagen: „Nix daišč!“, und als ich sie italienisch frage, fangen sie zu lichern an. Währenddessen tritt ein anständiger junger Mann herzu und bemerkt höflich, ich könne in nächster Nähe bei ihm ein Zimmer haben.

Ich trat ein.

Du lieber Himmel! Rechts im Erdgeschoße befand sich eine Küche mit rußigen, fettglänzenden Pfannen an den Wänden und einem dicken, dicken Weibe am Herde mit Gesicht und Kleidern, als sei sie selber im Fette umgewendet worden; in einer Ecke lag ein Haufen schmutziger und staubiger leerer

Bier- und Limonadenflaschen herum, und im Restaurationslokal links sah es höhlenartig muffig und dunkel aus. Als ich dann auch noch das berühmte Schlafzimmer in Augenschein nahm, ergriff ich schleunige Flucht, was dem jungen Manne sichtlich ganz begreiflich erschien; denn er meinte freundlich, um zu einem richtigen Hotel zu gelangen, müsse ich noch eine Straße traversieren, wo ich dann in die Hauptstraße gelange.

Ich fand schließlich dieses Hotel im „Elefant“ und ein sehr hübsches, großes und properes Zimmer zu billigem Preis. Ein merkwürdiges Hotel! Der Zimmerwirt war ein ganz anderer als der Speisewirt und der Cafewirt war wieder ein anderer. Auch das Café war hochprima; einen bessern Melange-Café findet man in sämtlichen österreichischen Landen nicht, als in diesem Eldorado des dunkeln Gebräues.

Aber im Speisesaal kriegte man mich daran.

Kaum abgegessen, meinte ein kleines Ganymedchen mit dem unschuldigsten Knabengesicht der Welt, es hätte trotz aller Späte noch ein prächtiges, gefülltes Täubchen für mich. Diese Taube mußte jedoch zu Lebzeiten ein wahrer Pechvogel gewesen und bei einer Hungersnot verendet sein; denn außer Haut und Bein war absolut nichts zu entdecken an ihr, als die sogenannte Fülle, die sich aber in einem Alter befand, in dem Menschen graue Haare zu bekommen pflegen. Da ich nun den Schlingel auf die wenig schätzbaren Eigenschaften dieses Tierchens aufmerksam machte, meinte er, halb Unterwürfigkeit, halb Mitleid im Tone, „der gnä' Herr würden vielleicht keinen rechten Appetit haben.“

„Entsamter Windhund,“ würde Onkel Bräsig in solchem Falle gesagt haben. Ich mußte über diesen Kulminationspunkt von Unverfrorenheit unwillkürlich hellauf lachen, und der kleine Ganymed lachte auch. Er bekam mich nicht mehr zu sehen.

Nach prächtigem Schlaf, als die Sonne frohändig ins Zimmer guckte und sich als freundliche Begleiterin zu einigen Streiftouren in Laibach antrug, war ich jedoch mit den Slovenen wieder völlig ausgesöhnt.



Phot. A. Beer.

Laibach.

In der Hauptstadt der Krain.

Allgemeines. — Stadtbild. — Die Save. — Erdbeben. — Eifersuchts-
scene. — Parkbilder. — Marktscenen. — Im katholischen Versiche-
rungsbureau. — Beim Herrn Kollegen. — Slovenische Frauen. — Auf
dem Schloßberg.

Zuerst einige Bemerkungen über das Land im allgemeinen.

Seine Geschichte ist nicht interessanter, als jene Kärntens:
feltische Urbewohner — Herrschaft der Römer — Invasion
der Slaven — Allerlei geistliche und weltliche Regenten im
Mittelalter — Besitznahme durch Oesterreich mit einer vor-
übergehenden französischen Periode unter Napoleon. Vom
Karstgebiete abgesehen, ist das Herzogtum Krain ein Gebirgs-
land von ähnlicher Figuration und ähnlichen Produktions-
verhältnissen wie das Kärntnerland. Obwohl unter dem glei-
chen Grade wie Tessin liegend, hat das Klima nichts Süd-
liches und die Vegetation ebenfalls nicht. Von seinen 500 000
Bewohnern sind 420 000 Slovenen und der Rest Deutsche
und etwas Italiener im Süden. Dem Krainer Slovenen
werden alle guten Eigenschaften seines kärntnerischen Stam-
mesbruders nachgerühmt, ausgenommen, daß er im ganzen

weniger mäßig sein soll, dafür aber besitze er mehr Arbeit-
samkeit und Regsamkeit, mehr Ausdauer und Energie, und
neben einer innigen Vaterlandsliebe zeichne ihn große Gast-
freundschaft aus.

Was Laibach selbst betrifft, so breitet sich die untere
Stadt halbmondförmig um den Schloßberg aus, einen präch-
tigen Hügel, während die obere auf einem erhöhten Plateau
liegt. Es zählt zirka 35000 Einwohner. Die untere Stadt
wird von der Save oder Sau, einem wasserreichen Flusse,
durchströmt, der gleich der Drau in die Donau fließt, nur
etwas weiter unten bei der Capitale Serbiens, bei Belgrad.
Sie ist ein ächtes Kind des Karstes, einer jener Flüsse, deren
Quelle kein menschliches Auge jemals sah, von denen niemand
weiß, von wannen sie kommen, die gleich fertig aus der Erde
fluten, in stattlichen Wassermassen einherquellen, ebenso plötzlich
wieder spurlos verschwinden, als hätte die Erde sie für immer
verschlungen und nach stundenweiter Entfernung auf einmal
wieder da sind. So auch die Sau, die als Poik in der
Adelsberggrotte verschwindet, dort mehrere unterirdische Bäche
in sich aufnimmt, als Unz bei Planina wiederum das Tages-
licht begrüßt, dann neuerdings auf unbekanntem Pfaden im
Erddinnern wandert, um bei Oberlaibach als schiffbarer Strom
endlich endgültig auf der Erdoberfläche dahin zu schreiten.
Diese Karstflüsse tauchen aus der Erde auf und unter in ihr,
wie Schwäne im Wasser; es ist, als ob sie es nicht übers
Herz brächten, sich von den Geheimnissen zu trennen, die sie
tief im Herzen der Erde geschaut.

Aber nicht bloß die Save erinnert daran, daß wir uns
in der Nähe des höhlenreichen Karst mit seinem bewegten
unterirdischen Leben befinden, sondern auch die zahlreichen
Spuren, welche das große Erdbeben von 1895 zurückgelassen
hat, von dessen Schrecken noch jetzt manche melancholische
Häuserruine und zahllose Risse, Schrammen und sonstige
Bresten an bewohnten Häusern der untern Stadt Zeugnis
ablegen. Es müssen damals fürchterliche Tage in der Haupt-

stadt der Krain gewesen sein, wie mir ein Augenzeuge jenes Bebens erzählte, der meinte, die Aengsten von Feuerstot und Wassernot seien nichts gegen jene eines Erdbebens, gegen das namenlose Entsetzen, das den Menschen erfasse, wenn der Boden, wenn die Erde, auf der er stehe, in allen Fugen zu wanken beginne, und man das Gefühl habe, als werde im nächsten Augenblicke ein ungeheurer Schlund sich öffnen, um alles in ewige Nacht zu verschlingen. Vielleicht hat darum Laibach einen Drachen in sein Wappen genommen, der auf einem Turme lauert, als Symbol des Ungeheuers, das die Stadt bedroht.

Ein Gutes hatte das Erdbeben für Laibach auch; ihm verdankt es in der obern Stadt eine ganze Anzahl wirklich großstädtischer Neubauten, hochmodern von unten bis oben. Diese hatten offenkundig den Neid einiger Villacher Philister erregt, die einen Abstecher in die Nachbarschaft gemacht hatten. Ich traf sie auf einer Bank der Lattermannschen Allee. Unter verständnisinnigem Kopfnicken der andern gab einer von ihnen das Verdikt ab: „So san's, diese Laibacher. Erst haben's ein Geflenn und Gejammer gehabt, als wären's alle zusammen arme Hascherln und stecketen am Messer, und die ganze Welt haben's angebettelt und ausgebettelt von wegen ihrer Misere, und nacher spielen's die Groß'n, bau'n wahre Paläst' und treiben einen Luxus, daß man schon meint, sie sollen eine Residenzstadt wer'n und es sei alle Tage Feiertag bei ihnen.“ Es geht halt nichts über ein wenig nachbarliche Eifersucht und Liebe.

Auf der Promenade, die vermöge ihrer Ausdehnung und ihrer herrlichen Bäume eine wahre Perle ist, sah es freilich so aus, als ob eitel Feiertage in der Welt wären. Zahlreiche Damengruppen, mit städtischem Chic gekleidet, manche Schönheit darunter, lagerten fröhlich im Rasen oder hatten sich in süßem Nichtsthun auf ihn hingestreckt, mit einem sans gêne, das eine deutsche oder englische Frau in öffentlichem Parke sich nie und nimmer gestattete, obwohl es ein sehr

unschuldiges Vergnügen ist. Von hier aus stattete ich dem Tivoli mit seinen bezaubernden, blumensatten Anlagen einen Besuch ab.

Jetzt ein feines Restaurant, waren Schloß und Park einst Eigentum von Feldmarschall Radetzky, dieses populärsten österreichischen Heerführers neuerer Zeit. Ich hatte ihn mir stets als barschen, rauhen Haudegen vorgestellt, der allen Natur- und Blumenthul als weibisch von sich wies. Hier zeigte sich, daß auch dieser Tapfere, gleichwie Moltke, viel Feinsinn für Naturschönheit und Floras holde Kinder besaß.

Der Marschall hat ein schönes Denkmal auf dem Kongreßplaz. Dieser soll an den internationalen Laibacher Kongreß von 1821 erinnern, an dem die Kaiser von Oesterreich und Rußland teilnahmen, sowie der König beider Sicilien und der Herzog von Modena, um Mittel zu finden, der feindlichen nationalen Bewegung in Italien Einhalt zu thun. Man fand dann richtig diejenigen, um diese Bewegung mächtig zu fördern, indem der gewaltsame Umsturz der etwas freiheitlichen Verfassung von Neapel durch österreichische Truppen beschlossen wurde. Die alte Geschichte! Man möchte die großen Impulse der Völker oft mit Gewalt und den Werkzeugen der Reaktion zügeln, und schürt sie glücklicherweise damit.

In der Stadt selber sah es durchaus nicht nach Feiertag aus. Es herrschte in deren Straßen ungemein rühriges Leben, mit einem stellenweise fast geschäftsstädtischen Anstrich; Laibach besitzt eben auch zahlreiche und bedeutende Fabriken. Am bewegtesten ging es auf dem Markte zu. In endlosen Zeilen hockten da slovenische Bäuerinnen mit ihrem Kram, schönem Gemüse, prächtigem Obst, mit Geflügel, Eiern u. s. f. Typisches war wenig zu sehen an ihnen; es war im ganzen der Schlag der Marktweiber allüberall, fersche, sogar hübsche Gestalten unter urhäßlichen, und das gleiche Geschnabel und Gebabel, wie überall, war es auch, nur daß alles slovenisch klang, eine Sprachen-Klangfarbe, die das Ohr zuerst fremd berührt. Weniger gefiel es mir auf dem Milch- und Fleischmarkt. Die

Milch war zum Theil in Gefäßen von so zweifelhafter Reinlichkeit, daß eine Schweizerfrau ihren Milchler hängen ließe, wenn er ihr solche aus derartigen Geschirren präsentierte. Und dann sah man wieder etwas, wie halbgeronnene Milch in Flaschen und eine Art Zieger, bei deren Anblick einen ein leiser Schauer befiel. Auf dem Fleischmarkt wurden an zahlreichen hölzernen Marktständen unter freiem Himmel Fleisch und Würste aller Sorten feilgeboten, Hirne, Kutteln, Leber, Lungen und derlei Dinge natürlich auch. Die Sachen sahen frisch aus; aber die Sonnenglut, die auf sie hinbrannte, erzeugte heillose Dünste, und die Fliegenschwärme, die herumsurrten, Fliegen aller Sorten, von der schwarzen Stubensfliege weg bis zur großen Brummfliege und Stechfliege, waren auch nicht gerade anmutend. Aber darum wurde doch nach Notem gekauft, und die Laibacher sind gesunde Leute. Bei uns würde eine Gesundheitskommission bei solchen Zuständen in Ohnmacht fallen!

Besonders hervorragende bauliche Sehenswürdigkeiten besitzt Laibach nicht. Es hat wohl ein recht schönes Theater, eine schöne Tonhalle, stattliche Schul- und Krankenhäuser, ein bischöfliches Palais, hübsche Villen, aber alles im Rahmen ähnlicher Bauten in andern Städten gleichen oder auch geringern Ranges. Die Reisehandbücher führen als Sehenswürdigkeiten mehrere von den 11 Kirchen der Stadt an, vor allem Dom und Ursulinerinnenkirche. Ich habe nichts Besonderes darin entdecken können, und die vielgerühmten Stuckarbeiten im Dom können sich auch nicht von ferne mit den wunderschönen Arbeiten aus gleicher Zeit im St. Galler Dom messen. Gefreut haben mich aber zwei Dinge: die peinliche Ordnung und Sauberkeit in den Kirchen und die Achtung der Bevölkerung vor der Heiligkeit des Ortes, die stille Andacht, der man sich hingab.

Beim Schlendern durch die Straßen fand ich an einem Bureau neben einer slovenischen Aufschrift die deutsche: „Versicherungsbureau der katholischen Vereine“. Es gefiel mir,

die Leute auch nach dieser Richtung thätig zu sehen. Das Bureau war ein äußerst bescheidener, fast dürftiger Raum, in dem ein Schreiber und ein Junge hausten. Ich stellte mich vor und fragte, welche Versicherungen man hauptsächlich betreibe. Als man mir entgegnete: „Die Versicherung von Kirchenglocken“, war ich aber doch einen Augenblick perplex und bitter enttäuscht. Denn die wirtschaftliche Bedeutung dieser Versicherungsbranche konnte ich mir bei aller Verehrung und Vorliebe für schöne kirchliche Geläute nicht recht vorstellen. Ich fragte, ob man denn nicht auch in Viehversicherung, Hagel- und Krankenversicherung mache, worauf mir der junge Mann erklärte, das Bureau sei noch neu, und nach und nach würde es auch andere Zweige pflegen; man finde jedoch im ganzen immer noch wenig Sympathien



Partie aus Laibach.

für derartige Versicherungsbestrebungen. Dann wollte aber der gute Mann weiteren, unbequemen Fragen offenbar vorbeugen; denn mit großer Liebenswürdigkeit meinte er, ich möchte mich doch um nähere Auskünfte an den Redakteur des katholischen Blattes von Laibach — des „Slovensky narod“ — wenden, der glücklich

sein werde, einen Schweizerkollegen begrüßen zu dürfen. Der hatte mich los!

Ich befolgte stehenden Fußes dessen Rat und suchte den Herrn Kollegen auf, dessen Bureau sich im Pfarrhofe befand, der eine Art slovenisches Hauptquartier zu sein schien; denn auch eine slovenische katholische Buchhandlung, eine Buchdruckerei und eine Anzahl Vereinslokale waren dort untergebracht. Mein slovenischer Berufsgenosse war ein geistlicher Herr und zugleich auch Landtags- und Reichsrats-Abgeordneter, eine große, hagere, etwas asketische Figur mit blassem Gesicht, einem offenen sympathischen Blick und mit der Stirne geistig angestrengt arbeitender Männer.

Die erste Unterhaltung bewegte sich um Freuden und Leiden des katholischen Journalisten, dessen Dasein an der slovenischen Presse noch das geplagtere und dornenvollere zu sein scheint, als anderswo, ganz abgesehen, daß bei ihr mit Schere und Gummitopf schlechterdings nichts auszurichten ist, weil es keine größere Presse in slovenischer Sprache giebt und alles geschrieben, bezw. übersetzt werden muß. Der Herr Kollege war ganz überrascht, als ich ihm einige Mitteilungen über die Verbreitung und Ausdehnung der katholischen Presse in der Schweiz machte. „Und dabei sind Sie nicht einmal ein katholisches Land!“ „Vielleicht gerade darum die starke Verbreitung!“

Dann ergingen wir uns über Politik, und Frage eins war: „Was halten Sie von unsern jetzigen Zuständen in Oesterreich?“ Ich antwortete mit der Mitteilung, wie die Stammes- und Sprachenfrage in der Schweiz gelöst wurde, worauf er bemerkte, die Slovenen würden bei einer solchen Lösung glücklich sein. Man begehe ein großes Unrecht, dem Slovenentum die nationale Daseinsberechtigung und die Eigenschaften, aus denen Kulturnationen sich entwickelt hätten, abzuzprechen. Wenn bei den Slovenen diese Eigenschaften in Litteratur, Wissenschaft und Kunst noch wenig ausgebildet seien, so müsse man bedenken, daß sie seit Jahrhunderten

hintangehalten und zu Gunsten des Deutschtums zurückgesetzt und völlig ignoriert wurden. Gerade der Umstand, daß das Slovenentum trotzdem intakt blieb, beweise seine unzerstörbare nationale Kraft. Und dabei geriet der Herr in eine ordentliche Erregung; das blasse Gesicht rötete sich, und in den sonst ruhigen dunkeln Augen blitzte es feurig.

Ich bemerkte: „Man beschuldigt den slovenischen Klerus, deutschfeindlich zu sein.“ Er antwortete: „Nichts ist unrichtiger als das. Aber die Deutschen sollen nicht verlangen, daß wir unser armes, braves, so lange vernachlässigtes Slovenenvolk im Stiche lassen, daß wir ihm untreu werden und unser eigenes Blut verleugnen. Und sie sollen nicht darum, weil wir zu unserm Volke halten, schon um es vor gewissenlosen Agitatoren zu bewahren, feindselig gegen die Kirche überhaupt auftreten, und uns derart als Priester zwingen, Stellung gegen sie zu nehmen, nicht weil sie Deutsche, sondern weil sie kirchenfeindlich sind. Das ist der große Fehler der Deutschen. Der Slovane haßt den Deutschen nicht, räumt ihm auch ohne weiteres eine einigermaßen bevorzugte Stellung ein; aber den Kirchenfeind erträgt er nicht; denn er ist treuer Katholik, wie die Kirche allein ihm bisher Treue hielt.“

Eben begann er auch von den Schwierigkeiten eines slovenischen Abgeordneten in Wien zu reden, als ein violett paßpoilierter Monsignore eintrat, ein sehr corpulenter Herr, und sehr von oben herab. Die Beredsamkeit meines Kollegen fing nun zu versiegen an, und ich empfahl mich. Einen guten Eindruck hatte ich mitgenommen von ihm. Nicht den schlechtesten deshalb, daß er so treu zu seinen viel gelästerten Slovenen steht. Darin steckt ein Stück jenes Idealismus, der Lebensbrot für die Geister und die Seelen ist, der große Herzenszug des Menschheitsdaseins.

Das Mittagessen führte mich in ein kleines, von besseren Landleuten besuchtes slovenisches Hotel, mit trefflicher Küche und einem frischen Krainerwein. Wirtin und ein Töchterlein führten das Regiment, beide Sloveninnen, sie ein dralles,

sauberes junges Weibchen, liebenswürdig und gesprächig, lebhaft wie eine richtige Brunette, das Mädchen ein blondes, anmutiges und unschuldiges Ding, mehr deutsche Gretchenfigur als slavische Blume. Daß aus solchem Munde das Slovenische weich klingt, fast wie Musik, hatte ich schon am Morgen auf dem Telegraphenbureau erfahren, wo mich eine niedliche Telegraphistin slovenisch begrüßte. Die beiden Damen erzählten mir in der Folge von slovenischen Liedern und Sagen, davon, wie gerne der Slovene singe und sich allerlei alte Geschichten erzähle. Aber als ich das Mädchen bat, ein slovenisches Lied zu singen, meinte es errötend, das gehe nicht einem deutschen Herrn gegenüber, der es nicht verstehe und am Ende darüber lache. Der Einwand, daß ich Schweizer sei, fand keine Gnade. Die seien doch auch Deutsche, nur in einem andern Staate, wie die Serben, die auch ein eigener Staat, aber doch Südslaven seien, gleich den Slovenen. Und jetzt fingen Wirtin und Mädchen zu plaudern an von der Größe der südslavischen Nation, daß sie ein großes Volk seien, Slovenen, Kroaten und Serben, vom gleichen Stamme, viele Millionen, und wenn die Sprache auch Unterschiede zeige, so verstehe der Slovene leicht das Kroatische und das Serbische und umgekehrt, und sie alle hätten gleiche Sitten und Gebräuche bis auf die Religion. Die Slovenen und Kroaten seien streng römisch-katholisch, die Serben meistens griechisch-katholisch. Ich mußte dieses warme nationale Empfinden von Frauen achten und hätte ihnen nicht gram sein mögen über den naiven Ausbruch des Bedürfnisses, ihren Stamm zu verteidigen, ohne dazu provoziert zu sein. Meine Erfahrungen im Lande der Mausefallenhändler fielen nachgerade ganz anders aus, als ich bei der Abreise und noch in Villach glaubte. Statt mehr komischer, flossen große, tiefsittliche Züge in das Bild — mit einem schönen Hintergrunde, der mir jetzt noch verschleiert erschien, den ich aber später besser erfassen sollte.

Am Nachmittag flanierte ich auf den Schloßberg hinauf.

Der Weg führt durch üppigen, dichten Wald, in dessen Dunkel hin und wieder ein Sonnenstrahl huscht, am alten Geäst goldene Lichtlein aufsteckt und den griesgrämigen Tannen ein heiteres Lächeln entlockt. Den breitrückigen und langgestreckten Hügel bedecken schöne Wiesen, auf denen neues Gmdheu einen erfrischenden und belebenden Duft ausströmt. Ganz zuoberst thront das alte verwetterte Schloß, mit altergrauen Mauern und Thürmen, tausend Narben am runzligen Leib, einst wohlbefestigte Residenz großer geistlicher und weltlicher Herren, vor Zeiten eine Stätte wilden Waffenlärms und ritterlicher Lustbarkeit der Edeln des Landes und ihrer sinnigen Frauen und Mädchen, jetzt ein gewöhnliches — Gefängnis.

Ich zweifle, ob es irgendwo in der Welt ein Gefängnis mit einer entzückenderen Aussicht giebt. Hier ist der reinste Luftkurort in bezaubernder Lage. Direkt zu Füßen liegt die ganze Stadt in der Form einer riesigen Sichel. Kirchtürme und Fabrikamine ragen hoch aus einem Gewimmel von Dächern heraus, und wie in Gilande des Friedens sieht man in ein paar stille Klostergärten hinein und erkennt mit dem Fernglas die Nonnen, die emsig darin arbeiten: des lieben Herrgotts Bienen. Wie ein breites, silbernes Gürtelband, schimmernd und blendend, sieht man die Save dahinfließen, bis sie in weiter Ferne sich verliert, sieht über eine mächtige Ebene hinweg mit dem nun meist zu Kulturland umgewandelten Laibacher-Moor, über manche stattliche Burg, manches Dörfchen und über auffallend viel allein stehende Kirchen und Kapellen. Und diesen lebensvollen Plan umfaßt in weitem Umkreis ein machtvoller Kranz von Bergen der julischen Alpen, der Karawanken und des Karst. Mit besonderm Genuß weilt das Auge auf dem Triglav mit seiner Riesengestalt, in denen Schluchten mächtige Geister hausen, böse und gute, allerlei Zwergvölk und die lieblichen Bilen des südslavischen Volksmärchens, sowie auf dem stolzen Gintour, dem Herrscher im Reiche der Karawanken. Und über das Ganze breitet sich ein leichter Dunstschleier, der die Formen runder erscheinen

läßt und schwellender und gleichzeitig die Geheimnisse dieses Landes der Höhlen und Grotten andeutet, in denen noch der roßige Olm haust, dem die Nacht im Erdenchoß ein Kleid aus Pfirsichblüten wob.

Auf einer Bank sitzt ein gemütlicher alter Gefängnisbeamter und schmaucht sein Mittagsspeisechen. Auf meine Bemerkung, da oben hätten es die Gefangenen ja prächtig, meinte er sarkastisch, wenn es aufs Probieren ankäme, möchte es dem Herrn wohl weniger gefallen. Im übrigen seien die Gefangenen halt doch auch noch Menschen. Ueber die Slovenenfrage wollte er nicht reden und sagte kurz: „Deutsche Art und Slovenenart taugen nicht zusammen; es ist ganz anderes Blut.“ Währenddem ertönte in einem nahen Schuppen lautes Stimmengewirr. „Entschuldigen schon,“ bemerkte mein Alter, „ich muß jetzt nach meinen Patienten sehen.“ Gemütlich auf den Schuppen zuschlampend, erschien er bald mit einem Trupp Gefangener, meistens junge Leute, die mit Rechen und Wasserkrügen bewehrt, schmazend und schwazend und scheinbar guter Dinge zum Einsammeln des Heues auf die nahen Wiesen zogen. Ein bißchen gemütliches Gefängnis schien es da oben doch zu sein. Meinetwegen! Immer noch besser, als das moderne Zuchthausssystem, das mit der Humanitätsphrase im Munde Geist und Seele schwindstüchtig macht.

Wieder allein, gebe ich mich noch einmal den Reizen des Landschaftsbildes hin. Nicht daß es überwältigend ist, aber es gehört zu jenen, die das Auge festhält und bis in Details ein ganzes Leben in Erinnerung behält, und sollte ich seine besondere Eigentümlichkeit bezeichnen, würde ich sie bestrickende Kofetterie nennen mit einem bezaubernden, ein wenig schalkhaften Lächeln in den tiefen Augen.

Was zu pflücken war, hatte ich nun in Laibach so ziemlich gepflückt. Ich verließ die Hauptstadt der Krain mit viel freundlicheren Eindrücken, als ich sie betreten hatte, trotz der kleinen slavischen Chauvinistin im Hotel, die einem deutschen Herrn kein slovenisch Lied singen wollte.



Laibach-Triest.

Adelsberg. — Die Schrecken des Karst. — Die Wunder von St. Canjan.

Mit dem Gilzug geht es nach Triest. Rückfah- und Lodenmenschen werden spärlicher, um nach und nach zu seltenen Ausnahmen herabzusinken oder erhoben zu werden. Immer mehr tritt bei Damen und Herren der leichte, elegante Sommeranzug des Südens hervor, der etwas von den Farben der Schmetterlinge hat. Das deutsche Element verschwindet mehr und mehr, und neben slovenischen Lauten klingen zunehmend häufiger italienische und ungarische an das Ohr.

Vorläufig ist freilich von Südländersprache noch herzlich wenig zu bemerken.

Der Zug durchschneidet zuerst auf weite Strecken einfaches Bergland mit mächtigen, fast unabsehbaren Tannenzwäldern, in deren Stille an einer Stelle ein mächtiger Zug österreichischer Artillerie Leben bringt. Man fährt an Loitsch vorüber, in dessen Nähe die berühmten staatlichen Quecksilbergruben von Idria liegen, worin 1200 Arbeiter jährlich circa 3000 Kilozentner Quecksilber gewinnen. Kinder bieten am Bahnhof neben Tellerchen mit Himbeeren auch kleine Erzstufen an, in denen das Quecksilber in schwachen Mengen als Zinnober enthalten ist. Durch Rosten wird das Metall zu Dämpfen verflüchtigt, die in Kühlräumen als reines Quecksilber niedergeschlagen werden, das in eisernen Flaschen oder Säcken aus Schafleder in die Welt wandert.

Der Zug geht weiter aufwärts und erreicht Adelsberg mit den bekannten, riesigen Tropfsteinhöhlen, die in allen Schulbüchern gefeiert werden. Es handelt sich dabei um eine ganze Anzahl miteinander verbundener Höhlen von teilweise gewaltigen Dimensionen, bis zu 30 Meter Höhe und 150 Meter Länge, von denen die bedeutendsten der Reihe nach als Poikhöhle, Dom, Kaiser Ferdinand-, Kaiser Franz Joseph- und Marie-Anna-Grotte getauft sind. Ich konnte sie nicht



Phot. A. Beer.

St. Gansian.

besuchen, so sehr es mich lockte, die Zauberwelt der Stalaktiten (von oben herabhängende Tropfsteingebilde) und Stalagniten (vom Boden heraufschießende Gebilde) zu bewundern. Uebrigens hatte ich bereits früher Gelegenheit, einen Blick zu thun in diese Welt phantastischer Gestaltungen mit Natursäulen und -Hallen, mit Bildungen, wie versteinerte Palmen und Urweltungeheuer, wie Spitzengewebe und goldige Früchte, womit die Geister des Erdeninnern ihre Räume schmücken, freilich nur in den viel bescheideneren Dimensionen der Hölle beim schweizerischen Zug. Häufiger als sonstwo soll in den Adelsberghöhlen noch der rote Osm zu finden sein, eine zierliche Molchart in zartestem Blafrot mit zwei feuerroten Kieselräden an den Seiten.

Bei St. Peter erreicht der Zug mit 579 Meter über Triest und 300 Meter über Laibach den Höhepunkt. Von hier führt ein regelmäßiger Omnibusdienst nach Abbazia, dem berühmten Meerbad, das seit dem Aufenthalt der deutschen



Kaiserin auch in deutschen Landen bekannter geworden ist. Ferner zweigt die Linie bei St. Peter nach dem nahen Fiume ab, der ungarischen Hafenstadt.

Zwischen dem Golf von Triest und demjenigen von Fiume liegt langgestreckt und breit die istriische Halbinsel und spaltet den Abschluß des adriatischen Meeres in zwei Hälften.

Von St. Peter geht es durch spezifisches Karstgebiet. Es ist eine fürchterlich öde Gegend. Und sie wird immer noch öder und einsamer, von einer schauerlichen, erstarrenden Oede. Es geht über die Karsthochebene, die sich von Fiume bis Görz erstreckt, und nichts anderes ist, als eine fast tote Steinwüste. Auf unabsehbare Flächen ist nichts zu sehen, als graue, verwaschene Steinklöße, hin und wieder etwas verkrüppeltes, armseliges Tannenwerk und Wacholdergesträuch, oder einige verbrannte Grasbüschel, dazwischen in einer kleinen Steinmulde, Doline genannt, eine unendlich armselige Hütte, ungleich primitiver als unsere armseligsten Alpenstadel, und dabei ein gleich armseliges Neckerlein, das blutarme Menschen nur dürftig bebauen.

Es ist, als wäre die Schöpfung hier erlahmt und hätte ihr Werk unvollendet im Stiche gelassen.

Es ist nicht die melancholische Stimmung einst blühenden und nun verfallenen Lebens, die sich mit einem Lichtschein der Vergangenheit über eine Gegend breitet, sondern die ungleich düsterere des Unvollendeten, des Enterbten und Verfluchten von Anbeginn an, tot im Werden, tot im Sein, tot in aller Zukunft, und doch immer da.

Nicht weit von hier hausen auch die Cican, ein bettelarmes, gutmütiges Kohlenbrennervölklein, jedes Glied ist fast gleich arm, jedes arm seit urdenklichen Zeiten, ein Völklein, bei dem die Armut erbliche Königin ist und doch keine Bettlerkrone trägt.

Schaurig muß es hier im Winter sein! Das deuten die zahllosen hohen Schneewehren längs der Bahn an, als be-



Die Karstwüste bei Bora.
Nach dem Gemälde von Dr. Frh von Kerner

fände man sich auf einer Gebirgsklinie mitten im hohen Norden, und doch reifen wenige Stunden weiter Orangen und Feigen, und doch ist man da nur einige hundert Meter über Meer.

Die Bora, ein Nordostwind — der Schrecken dieser Gegenden bis weit hinunter nach Dalmatien — haust hier fürchterlich: fessellos und schrankenlos tobt und heult sie über die Ebene dahin, peitscht Schnee und Eiszadeln wie rasend vor sich her, häuft Schneewehen fast haushoch zusammen, begräbt Hirten und Herde, die sie überrascht, und weht selbst starke Frachtwagen um. Wehe dem Armen, den sie in diesen Oeden, fern ab von jedem schützenden Dache überfällt und mit eisiger Umarmung umfängt. Er ist fast rettungslos des Todes Beute, und die Bora, die Tochter des Todes, jauchzt vor Lust wild auf, daß sie wieder ein Leben ausblies.

Es dunkelt bereits, da der Zug in Divac ankommt, von wo aus man in einer halben Stunde die Wunder von Canzian erreicht; Weltwunder nennt sie mit Recht der klassische Landschaftsschilderer Heinrich Noë, die ihresgleichen nicht mehr finden. Ich habe diese Welt von Katarakten und Höhlen, von Trichtern und Schluchten von Triest aus besucht, diese gewaltige Offenbarung des Erdenchoßes, die einen überwältigenden Eindruck macht. Im Angesichte der Großartigkeit dieser Naturgebilde fühlt die Feder sich arm.

Man denke sich ein ganzes Labyrinth imposanter Höhlen und Grotten, wahre Dome der Unterwelt, bis 80 Meter hoch, von graufigen Schluchten, von ringförmigen Schlünden, durch die man der Erde ins Herz zu sehen glaubt, von tosenden und zischenden Wasser fällen, donnernd und brausend niederstürzend, daß die Felsen darob erbeben, von kleinen stillen Seen, denke sich hier ein Lärmen, als ob alle Höllengeister entfesselt wären, und daneben weltferne, tonverlorene Stille, denke sich das Phantastischste des Phantastischen in den Formen, das Kühnste alles Kühnen in den Linien, eine

Welt, die mit unserer Erde nichts mehr gemein hat, die vielleicht vom Monde herabgefallen ist, und man hat eine schwache Ahnung von den Wundern von St. Canzian und Gradisce. Aus einer hohen Felswand, auf der Canzian steht, dringt die Necca heraus. Raun des Tageslichtes froh, zwingt sie sich stöhnend und ächzend und zornig aufschäumend durch ein Gewirr von Klippen und Schründen bis zu einer zweiten Wand, die sie, Felsen spaltend, durchbricht, um aus ihr kopfüber in prächtigem Fall in ein Seelein zu stürzen. Neuerdings ringt sie den Leib durch Schluchten und Höhlen, um auf einen Schlag gänzlich zu verschwinden, als hätte sie das Rasen und Ringen auf dieser Erde gründlich satt bekommen und wolle wieder an der Mutter Herz zurückkehren, wie Undine an jenes von Vater Kühleborn. Erst 7 Stunden weiter bricht sie neuerdings hervor, um als Timavo dem Meere sich zu vermählen. Alles ist einzig in diesem tollen Tournier von Wasser, Luft und Fels, gleichviel ob Tomasini-Brücke und Schmidl-Grotte mit Rudolfsdom, ob Brunnengrotte oder Alpenvereinsdom, ob Müllerdorn, Teufelsbrücke oder Balvasor-Wand und Lugeck mit der Riesen-thorklamm. Wer einen Blick von der Stephaniewarte in die große Dolina, den großen Trichter, gethan, wird das Bild seiner Lebtag nicht vergessen. Am meisten hat mir aber doch der Gang zur Oblasserwarte imponiert, die man durch einen 40 Meter langen Stollen erreicht, um sich dann plötzlich mitten unter brausenden und schäumenden Wasserfällen zu befinden. Das Heraustreten aus der Finsternis des Erdinnern unmittelbar zum herabrausenden Karststrom, der in schäumendem Gischt einen ganzen Bogen von Perlen und Diamanten um sich streut, ist von unbeschreiblicher Wirkung.

Von Sessana weg senkt die Bahn sich rasch.

In Prosecco sind wir bereits in berühmter Weingegend, und von Rabresina steigt die Linie in langen Kurven zum Meere hinab. Wir sehen weiter nichts von ihm, als eine ungeheure mattglänzende, schwarze Fläche, die in der Nähe

von einem Kranze strahlender Lichter umsäumt ist, sich dann aber im Dunkel verliert, verschwimmend und verglimmend, wie die Lichter weit außen auf ihr. Erst bei der Rückfahrt wurde ich die vielen Reize dieser Strecke inne, die eine Uebersetzung der herrlichen Fahrt von Cherbres nach Lausanne ins Meerhafte und in den farbenschatteren Süden bildet.

Noch eine kleine Weile und rasselnd fährt der Zug in einen großstädtischen Bahnhof. Die Waggonthüren öffnen sich.

„Triest!“

Triest ist erreicht, die Krone der Adria.



Karsthöhle.



Phot. A. Beer.

Triestiner Bilder und Bildchen.

Am ersten Abend.

Am Hafen. — Enttäuschung. — Nachtdampfer. — Scenen auf der Piazza grande.

Raum hatte ich das Zimmer im „Hotel garni“ an der Piazza grande bezogen, ließ es mir keine Ruhe mehr. Es lockte mich mächtig hinaus, hinaus ans Meer, nach dem ich mich so lange gesehnt.

Ich schendere zum Fanal, von dessen Höhe das Leuchtfeuer strahlt wie eine Sonne der Nacht, schendre dem alten und neuen Hafen entlang, entlang dem canale grande.

Aber von der geträumten Meeresstimmung empfinde ich vorerst keine Spur.

Wohl liegt im Hafen eine große Zahl Dampfer aller Dimensionen, einzelne Riesen darunter, schwarz wie die Nacht und still wie sie, und im Kanal schläft Segler an Segler, Schiffe und Barken, und recken ihre kahlen Masten in die dunkle Nacht hinauf. Und vor den Augen breitet sich endlos eine träge, schwarze Flut aus, die schwer wie Blei daliegt; kein Windhauch kräuselt und kein Lichtstrahl durchzittert sie; höchstens daß weit außen hin und wieder das

Licht eines Schiffes auftaucht, so wie ein Glühwürmchen auf nächtiger Wiese, ein Bild fast vollendeter Leblosigkeit.

Das also war das Meer.

Und ich hatte mir den ersten Anblick so anders, so ganz anders vorgestellt, hatte von leckenden und schäumenden Wellen geträumt, von tosender und brüllender Brandung, von einer schimmernden und strahlenden Unendlichkeit. Und nun war es im Grunde nicht viel anders als ein Stück Romanshorn und Friedrichshafen am Bodensee, nur im großen Stile. Ich war enttäuscht, auch am folgenden Morgen noch etwas enttäuscht, als es nun wirklich strahlend und blendend vor mir lag, aber nicht wie ein majestätischer Ocean, sondern wie ein riesiger, herrlicher Binnensee.

Das Meer zu schauen und besonders nachts zu schauen, muß man auch lernen, und man lernt es nicht in einer tiefen Bucht, nicht im ruhigen Hafen kennen, sondern erst auf dem Meere selber — allein mit ihm, ganz allein.

Im Momente war ich Zweifler, so sehr naiver Zweifler, daß ich mit dem Stock über die Dammmauer hinunterlangte und mir Meer auf die Hand träufeln ließ. Da ich nun Meer trank, wußte ich, daß es doch Meer war, so bitter-salzig schmeckte es. Und als gegen 11 Uhr das Nachtschiff nach Venedig abfuhr, ein mächtig Gerenn und Gejage war, die Ankerketten rasselten, die Dampf sirenen schrieten, und der gewaltige Dampfer auf einer breiten, wogenden Schaumstraße vorwärtsschritt, fing es doch an, Eindruck zu machen.

Ich schlendere weiter, vorbei an Osterien, aus denen der Lärm von Spielern tönt, Lieder aus rauhen Kehlen und die kreischenden Töne von abgeschundenen Instrumenten der Bettelmusikanten, an einer Menge lustwandelndem, flanierenden Volke aller Klassen vorbei über die Piazza grande mit ihrer stolzen Einfassung von öffentlichen Bauten und Hotels und dem freien Blick auf das Meer. Auf den Stufen des Maria-Theresia-Brunnens fauert und lagert dicht gedrängt allerlei müdes Arbeitervolk. Es ruht sich so gut beim leisen, kühlen

Blätschern des Wassers. Ein ruhiger Heizer hat den Kopf auf den Schoß seiner jungen Frau gebettet. Die Frau hält jede Bewegung an, daß sie den lieben Schläfer nicht störe, und läßt nur die Blicke wandern. Ob hinüber zu den unreinen Dienerinnen einer unreinen Göttin, die den Platz wie Nachtfalter umschwärmen? Wie mag sie dann sich glücklich fühlen, das Haupt eines wackeren Mannes im Schoße gebettet zu haben. Oder ruht das Auge auf den prächtigen Cafés, wo an eleganten Tischen ein glänzendes Publikum sitzt, um die Leute zu beneiden, die es so gut haben? Wie manche Dame mit feinem Gesichtchen und zarten Händen wünschte, nur einmal im Leben das Glück zu kosten, das diese Frau jetzt kostete, das Glück, ihrem Manne Frau und ein Stück wiegende und wachende Mutter zugleich sein zu dürfen.

Und dann tauchen auch wir ein in die glänzende, blendende Lichtflut der Cafés degli Specchi und Oriental, in die funkelnde und prunkende Welt, die an hundert kleinen Marmortischen behaglich ruht, wo der Glanz von graziösen Toiletten in schimmernden Lichtwellen heller leuchtet, Geschmeide blinkt und dunkle Augen blitzen, wo leise silbernes Lachen ertönt, der süße, schmeichelnde Klang der italienischen Laute und ein seltsamer Duft die Sinne umfängt: das Parfüm des Damenboudoirs und das von Südländsblüten verschwifert. Und man läßt sich eine Weile in diese Welt hineinträumen und hineinwiegen, sogar ein wenig berauschen von ihr und an ihr, bis man erwachend findet, daß es doch nicht die Welt ist, auf der man steht und wächst, mit der man sich verwachsen fühlt, nicht die Welt der — Arbeit! Felicissima notte!

Ein wenig Geschichtliches.

Die heutige Königin der Adria hat nicht die stolze Geschichte des einst so mächtigen Venedig oder Genua, auch nicht die ebenso stolze der Hansestädte des Nordens; sie kann darin nicht einmal mit den großen Handelsstädten des deutschen

und belgischen Binnenlandes, mit einem Gent oder Augsburg, konkurrieren. Und dennoch lohnt sich ein Blick in sie.

Wohl hatten schon die Römer im Jahre 120 vor Christi Tregeste, das heutige Triest, gegründet; aber sie wollten dem Plake keine größere Bedeutung geben, um dem mächtigen Aquileja in unmittelbarer Nähe, der großen Station ihrer adriatischen Kriegs- und Handelsflotte, nicht selber eine nutzlose Konkurrenz zu machen. Als dann die Völkerwanderung Aquilejas einstige Bedeutung gebrochen hatte, erhob der stolze Markuskönig Venedigs immer herrschgewaltiger seine Pranken, und neben seiner Macht vermochte Triest wieder nicht aufzukommen.

Die heutige Großstadt mit ihren 160 000 Einwohnern war bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein nur ein kleines Bürgerstädtchen von einigen 6000 Einwohnern. Aber von sich reden hat es trotzdem gemacht, und an ehrwürdigen Zügen fehlt es ebenfalls nicht. Soll doch das Christentum hier schon im Jahre 50 nach Christi Geburt durch Hermagoras von Aquileja eingeführt worden sein. Und Märtyrerblut ist auf Triests Boden auch geflossen, das des heiligen Justus, des Stadtpatrons von Triest, jenes des Kriegers Sergius, dessen Hellebarde das Stadtwappen schmückt, des heiligen Servulus und noch anderer.

Mit dem 6. Jahrhundert beginnt die Reihe der geschichtlich festgestellten Bischöfe, die sich nach und nach zu weltlichen Herren der Stadt aufschwangen. Wie andernorts erstarkte unter ihrer Herrschaft auch in Triest die Bürgerschaft und fühlte sich im Laufe der Generationen kraftvoll genug, die Geschicke selber zu lenken. Und wieder wie andernorts artete hier das Regiment der Bürger ebenfalls in ein Regiment von einzelnen Geschlechtern, des Patriziates, aus, das dem Bürger weit weniger Rechte beließ, als das bischöfliche Regiment von einst. Die Triestiner waren tapfere Männer. Aber schließlich fanden sie den Schutz eines Mächtigen angezeigt, sollten sie dem fortwährenden Anstürmen Venedigs nicht unterliegen,

und Ende des 14. Jahrhunderts unterwarf sich die Stadt Oesterreichs Herzogen. Sie hatte eine schützende Hand gefunden, mußte sie aber mit einem Theile bisher befeßener Rechte und Freiheiten bezahlen.

Kaiser Karl VI. erkannte Triests maritimen Wert; er verlieh der Stadt Freihafenrechte und wurde damit der Begründer ihrer heutigen Bedeutung. Es hatte zwar noch gute Weile damit und war ein mühsames Ringen. Die eingeborene Bürgerschaft wollte von der neuen Aera nichts wissen und überließ den Handel zahlreich einwandernden Elementen aus Italien, Deutschland und der Schweiz, hier speciell aus Bünden, die aber scheel angesehen wurden.

Schließlich wurde aber auch der Zopf des Pfahlbürgerthums überwunden. Die Stadt weitete sich. Ein neues Quartier nach dem andern entstand, jedes so groß, oder größer als das alte Triest. Seine Handelsflotte wurde von Jahr zu Jahr mächtiger, die Beziehungen ausgedehnter, nicht mehr bloß die Levante und das Mittelländische Meer umfassend, sondern nach Indien, China und Japan und nach Amerika hinüberreichend.

Je mehr das einst meergebietende Venedig in tödliche Lethargie versank, umsomehr trat Triest an dessen Stelle auf der Adria.

Es scheint zur Zeit den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht zu haben und einen gewissen Stillstand zu verzeichnen.

Die Stadt.

Stadtbild. — Kirchen. — Profanbauten. — Im Ueberblick.

Triest ist eine schöne Stadt, als Stadt schöner sogar als interessant, was übrigens auch vielen Menschen passiert.

Es fehlt ihr ein geschichtlicher Typ, fehlen die großen historischen Linien; man sieht zu sehr die neue Stadt und dann wieder die ausgesprochene Handelsstadt, in welcher der

Postpalast schöner als die schönste Kirche ist, die Börse schöner als das Rathhaus und der Lloydpalast schöner als das schönste Museum. Tagsüber ist Triest auch eine ungemein fleißige, rührige Stadt; am Abend die Stadt süßen Flanierens, der Theater und Konzerte.

Von den Kirchen sind die schönsten die in edler Gotik ausgeführte neue protestantische und die mit verschwenderischer Pracht ausgestattete griechisch-katholische, ein Denkmal der gewaltigen Reichtümer mancher griechischer Kaufleute in Triest. Die ehrwürdigste dagegen ist die katholische St. Justuskathedrale, oben auf dem von einer alten Bastion gekrönten Hügel, der die Stadt beherrscht. Ueber ihr liegt der Silberstein eines Alters von anderthalb tausend Jahren. An der Stelle erbaut, auf der einst der Tempel der kapitolinischen Göttheiten des alten Rom stand und zum Teil aus dessen Trümmern erstellt, besteht sie aus der Verbindung einer altchristlichen Basilika aus dem 4. Jahrhundert, mit einem später erbauten Baptisterium und einer noch neueren byzantinischen Kapelle. Man darf also nicht gerade Stil und Harmonie suchen; freilich ist ein Lebensalter von 1500 Jahren auch ein Stil und zwar ein mächtiger von einer Harmonie wie Orgel-accorde. Und doch teilt sie ein wenig das Schicksal alter Leute, daß sie verlässener ist als andere, obwohl der Kunstfreund in ihr wunderschöne alte Bildermosaiken von Maria und den Aposteln vorfindet, die voll zu würdigen, es aber den eigentlichen Kenner braucht. Besuchter als die Kathedrale sind San Antonio am Kanal und Santa Maria Maggiore in der Altstadt. San Antonio, von einem Schweizer, Pietro Mabile, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gebaut, ist zwar ein stattlicher Bau, der mit seinen Treppenaufstiegen und der säulengestützten Vorhalle an einen römischen Tempel erinnert; aber er ist so kalt gehalten, als hätte sein Erbauer nie recht gebetet. Die duzend und duzend Triestiner Weiber, die den lieben langen Tag auf den Stufen herumhocken, thun es jetzt freilich auch nicht, sondern stricken und schwagen,

müßtern einen, wenn man zur Kirche hinein- und hinausgeht, grüßen aber immerhin und betteln nicht.

Von den Profangebäuden hat mir am besten der Lloydpalast gefallen, in herrlicher Lage am Meer bei der Piazza Grande. Es ist ein Renaissancebau von vollendeter Stilreinheit, reich und doch nicht überladen, vornehm und edel in Zeichnung und Ausführung. Eine solide und seriöse Pracht atmet auch das Postpalais; das Tergesteum, Börse und Rendezvous der Kaufleute, imponiert wiederum schon durch seine Dimensionen. Mehr prunkhaft als gediegen macht sich das Stadthaus auf der Piazza Grande. Es hat etwas von Leuten, die auf den Rock alles verwenden. Der Volkswitz meint daher auch, es sei nur ein gemauerter Theatervorhang, um den Fremden an dieser Stelle den Blick in die Altstadt mit ihren winkligen und auch schmutzigen Gäßchen zu entziehen. Von öffentlichen Denkmälern verdient als künstlerisch bedeutend das für den unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko, den Bruder von Kaiser Franz Joseph, hervorgehoben zu werden. Daß eine Stadt wie Triest stolze Privatbauten, mächtige Kaufhäuser und luxuriöse Magazine besitzt, versteht sich von selbst.

Will man aber das Stadtbild als Ganzes genießen, muß man zum bereits erwähnten Kastell hinauf.

Dort hat man die Stadt und ihre gesamte Umgebung zu Meer und Land und Berg. In jähem und stolzem Abstieg umschlingt sie in großem Bogen das Meer mit liebend geöffneten Armen. Man sieht weit weit hinaus in die blaue, goldglänzende und goldschimmernde Flut, auf der zahllose Segler wie Riesenvögel stolz dahingleiten, sieht das Gewimmel von Schiffen im Hafen und im Kanal, das Gewimmel von Menschen dabei, gleich krabbelnden Ameisenhaufen, das wirre Gemengsel von Häusern mit schimmernden und funkelnden Kuppeln, blickt in die winkligen Gassen der Altstadt und in die breiten vornehmen Straßen der neuen hinein, die sich wie Treppen und Schnüre ansehen, überblickt die ganze schöne

Umgebung der Stadt vom Ausern züchtenden Zaule und Muggia weg zur Linken bis hinüber zum Vorsprunge von Brignano mit Schloß Miramar, das in seinen normannischen Formen wie ein verwünschenes Zauberschloß dreinschaut. Und im Hintergrunde steigen im Halbkreise terrassenmäßig Weinberge auf, dazwischen Olivenhaine, ein ganzes Gesprenkel von Willen, von Lorbeergebüsch und den schlanken Pinien der Parke halb verdeckt — hoch hinauf, bis wo der langgestreckte Kamm in fast gleichmäßigem scharfem Abbruch in die Karstebene übergeht, und es ist, als wolle die wuchernde Fülle da unten und rundum mit ihren weichen Händen auch noch in jene Oede hinüberlangen, einen Kranz von Rebgewinden an ihre Stirne heften und Weinlaub, Myrtenzweige und rote Oleanderblüten auf ihren Rand streuen. Und während auf der einen Seite eine Vermählung von Himmel und Meer, von einem Meer, so tiefblau, wie der Himmel des Südens, und scheinbar so still und leise, wie er, das Bild abschließt, verliert es sich zur Linken im Zusammenfluß von Horizont und Alpen, die in halbverschwommenen Umrissen wie erdenferne Gebilde herübergrüßen, winken und grüßen, als ob sie Grüße von daheim bringen möchten. Und ist die Welt der Nähe in sicheren Linien gehalten, so verschwimmen diese mehr und mehr, je weiter das Auge schweift fließen ineinander, entgleiten und zerfließen, so wie der Traum den Sinnen entgleitet und zerfließt.

Und jetzt Triest schauen, und man weiß, daß es nicht nur eine schöne Stadt ist, nein, eine wunderschöne Stadt.

Ein Morgen am Hafen.

Fischer und Marktweiber. — Kanalscenen. — Segler. — Dampferscenen.

So ist das Hafenleben genau nicht, wie es in übertriebenen Reiseschilderungen lautet, daß pechschwarze Mohren, gelbe Malayen und bezopfte Chinesen, beturbante Türken, geriebene Griechen und noch geriebenere Armenier in hellen



Triest.

Phot. A. Beer.

Haufen übereinanderrennen und alle fünf Erdtheile gleichsam durcheinanderfugeln. Aber kurzweilig ist es doch, bewegt und reich an Gestalten und Scenerie.

Kaum hat der junge Tag den Schlaf sich aus den Augen gerieben und der erste Sonnenstrahl das Meer geküßt, das ihn jubelnd weiter trägt, schwimmt Fischerbarke um Barke daher, und markige, schlanke Männergestalten, meist nur in Hose und Hemd, die behaarte Brust bloß, eine vergilbte rote Schärpe um die Hüften und eine ebenso verblaßte rote Mütze auf dem Kopfe, landen geschäftig ihre Beute. Und mit den Barken laufen auch schon kleine Küstendampfer ein, zapplige Wesen, so zapplig, wie die Weiber, welche auf ihnen die Produkte ihrer Gärten und Felder zu Markte bringen. Polizisten am Ufer drängen sie zur Oktroistelle; aber so leicht geht das nicht. Hier schreien einige und schwören bei allen Heiligen, sie hätten ja nichts Steuerbares; andere bezeugen es mit noch höhern Schwüren; dritte spektakeln, weil es nun einmal Sitte ist, mit den Hütern des Gesetzes zu lärmern, und einzelne wollen den günstigen Anlaß benützen, um auszukneifen, werden aber auch schon im gleichen Augenblicke gepackt. Schließlich schießt sich der ganze Troß ins Unvermeidliche und trabt lachend zum Oktroiamt ab. Randalieren und Fröhlichsein liegen bei ihnen so nahe beieinander, wie beim Passeyer Hiesel im Tirol Pfeife und Tabak. Ich denke an unsere Schweizer Gemüßweiber. Gegen ihre adriatischen Schwestern sind sie die reinsten Turteltauben, trotzdem ihre Schnäbel oft lebhaft genug klappern.

Unten am Canale grande ist es schon längst auch lebendig geworden. Auf den duzend und duzend Trabakeln und Ruttern aller Nationen herrscht rege Thätigkeit. Aller Nationen? Ganz zwar nicht, aber vieler. Man schaue nur die Flaggenzeichen an, rote und weiße Kreuze, blaue, gelbe und schwarze Streifen, Monde und Sterne, das italienische neben dem norwegischen, das griechische, türkische, französische und montenegrinische. Aus einer Sicilianerbarke werden hundert

und hundert Kisten Zitronen und Orangen ausgeladen, aus einem Venezianer-Trabakel ganze Berge von Zwiebeln und Knoblauch, aus dem Istrianer hier nicht weniger kleine Berge grüner Wassermelonen. Aus einem Dalmatiner Kutter wird Faß um Faß Wein gerollt, desgleichen aus dem griechischen Schoner nebenan, während sein Nachbar aus der Levante Weinbeeren- und Rosinenkistchen landet, der Norweger stinkenden Thran und der Montenegriner ganze Haufen von Sumach. Und wird hier emsig ausgeladen, wird man dort nicht müde mit Einladen von Ballen und Säcken, Brettern und Balken, Kisten und Fässern. Denn der Dalmatiner Wein z. B. wird nach Frankreich verschifft, von wo wir ihn als Bordeaux beziehen, teuer bezahlen und uns rühmen, die ersten Weinkenner zu sein, und bevor die Kisten mit Zitronen und Orangen aus Sicilien eintreffen, wird das Holz für die Kisten dorthin verfrachtet. Wagen, mit langgehörnten Ochsen bespannt, fahren ab und zu, schleppen Waren davon und führen solche heran, Commis rennen herbei und eilen weg; dazwischen tauchen Depeschenträger und Hafenbeamte auf; die Ochsen brüllen, die Fuhrleute fluchen, die Auslader keuchen, die Matrosen schimpfen und die Patrone kommandieren: das Gewirr ist ohrenbetäubend. Krach — fällt ein Weinfäß auf die Steinplatten und zerschellt. Die schwarze Flut ergießt sich ins Meer hinunter, und das Meer trinkt in vollen Zügen Spalatiner Wein. Manchmal stößt man auch auf eine Barke, auf der es sehr still ist. Der Patron hockt trübselig mit den paar Leuten auf Deck. Sie haben immer noch keine Retourladung gefunden, obwohl sie seit Tagen darnach suchen.

Hier ist das Hafenleben am belebtesten. Da ist der große Werktag der Menschen. Ob er Fluch ist oder Segen? Die Arbeit ist Segen, und Arbeit ist rundum: der Strahl der Sonne arbeitet und des Meeres Wogen, der perlende Tau und die rieselnde Quelle, die Sterne, die am Himmel gleiten, und die Welten, die im Aether kreisen. Fluch ist nur der Arbeit Haß.

Mittags tritt eine gewisse Ruhe ein; es ist ein großes Rasten dann, ein tiefes Athemholen. Unbekümmert um den Lärm der Straße ruhen die Männer, auf die harten Steinplatten hingestreckt, in tiefem Schlaf. Wie sie in der Sonnenhitze herumliegen, möchte man sie für Lazzaroni halten. Aber sie haben mit dem beginnenden Tage schwere Lasten in die Schiffe getragen und aus den Schiffen Säcke, Kisten und Ballen, haben Fässer hineingerollt und heraus, daß der Schweiß in hellen Bächen über die braunen Gesichter und die nackten braunen Schultern rann.

Hier ließe sich auch Kostümekunde treiben; aber meist nur bei den Patronen; Matrosen und Lader tragen das verfezte Kleid der Rauharbeit, das international ist, ein paar Kleidertrümmer, soweit sie unentbehrlich sind, um nicht zu Feigenblättern Zuflucht nehmen zu müssen. Es bietet sich übrigens später noch Anlaß genug für Trachtenbilder.

Ich habe von Trabakeln, Kuttern und Schonern gesprochen. Was das sind? Alles Segelbarken, oft freilich von stattlicher Größe, wie ein mittlerer Binnendampfer. Der Schoner ist der vornehmste mit Vormast und Fahrmast, während das



Am Hafen.

Trabakel nur zwei Gaffelsegel besitzt; der Kutter bildet die Mitte zwischen beiden. Hier will ich auch beifügen, daß jeder derartigen Schiffsgattung der Verkehrsumfang oder die Cabotage ab-

gegrenzt ist. Die kleineren Fahrzeuge sind auf die Küstenfahrten an der Adria beschränkt bis hinunter zu den jonischen Inseln, die größern auf das mittelländische Meer, das schwarze und azowische Meer, und nur die eigens für weitere Fahrt patentierten dürfen durch die Meerenge von Gibraltar oder den Suezkanal, um die Oeane zu durchqueren.

Ruhiger, majestätischer ist das Leben im neuen Hafen, wo die großen Dampfer zufahren und wegeilen, große, schwarz angeleerte Kolosse, die sich ansehen, wie Ungetüme. Da ist ein Lloyd dampfer, der tags zuvor aus Brasilien angelangt ist. Mächtige Dampfkränen heben aus den gewaltigen Laderäumen seiner Bauchung, hoch wie ein kleines Haus, ganze Lasten von Kaffeesäcken heraus. Hier arbeiten die Maschinen, und die Menschen haben es schon leichter.

In einem andern Molo ist ein Indiensahrer zur Abreise bereit. Die letzten Passagiere steigen ein: die einen zur Fahrt nach dem sonnendurchglühten Indien, andere nach Yokohama, wo der Mikado herrscht, dritte nach Hongkong im Reiche der Mitte. Portiers und Dienstmänner schleppen eifrig Koffer und sonstiges Gepäck auf das Schiff. An Bord halten die Damen von Kapitän und Schiffsoffizieren ein letztes Rendezvous für lange Zeit. Draußen auf dem Damme stehen Angehörige von Passagieren, oft auch Weib und Kind von Matrosen. Und nun windet die Maschine freischend und ächzend die schwere Ankerkette auf. Hafenleute in Rähnen lösen die armdicken Taue von den Ringen der Bojen los. Der erste Kapitän hat auf der Kommandobrücke Stellung genommen. Ein letztes Hin- und Herrennen auf Deck. Jetzt werden die Schiffsbrücken weggerollt. Ein Kommando in das Sprachrohr: die Sirene heult dumpf wie ein Nebelhorn; durch das Schiff geht es wie Bittern und Wanken; aber schon ist es in ruhiger, stolzer Bewegung, und unter flatternden Wimpeln und Flaggen geht es hinaus in die See. Vom Schiffe her winkt alles mit den Taschentüchern letzte Grüße zu, die vom Lande aus lebhaft erwidert werden. Und dann sieht man

wohl auch ein weißes Tüchlein nicht mehr wehen, sondern an ein Gesicht gedrückt, das bitterlich weint, sieht aber auch Rangen, die mit gierigen Blicken dem enteilenden Schiffe folgen und davon träumen, dereinst auch mit einem solchen Dampfer über ferne Meere, in fremde Zonen zu wandern, dahin, wo das endlose Meer aufhört, das aber nie aufhört, weil es die Erde als Gefangene hütet, weil es das Land umschlungen hält und trägt, und nicht das Land das Meer.

Und an einem dritten Molo ladet ein Dampfer Kohlen. Welches gefräßige Ungetüm er doch ist! Er vertilgt kleine Berge davon. Eine ganze Schar Männer und Weiber, mit ruhigen Gesichtern und ruhigen Armen schaufeln, die Haufen hastig in Karren und stoßen sie in schwarzer Prozession auf Deck, wo sie in gleicher Hast im Kohlenraum verschwinden. Es giebt vielerlei Hantierung in einer Hafenstadt.

Ich hätte gerne auch den Petroleumhafen besucht, der draußen im nahen Muggia liegt, fand aber nicht Zeit dazu. Dort landen die Tankschiffe, die in mächtigen Behältern das Petroleum von Baku am kaspischen Meere daher schleppen. Mit Dampfpumpen wird es aus ihnen in gewaltige, eiserne Reservoirs gepumpt, und aus diesen in die Cisternenwagen, die es uns zuführen.

Doch halt, die Chinesen und Mohren?

Hin und wieder sieht man auch solche; sie finden sich meist nur auf den großen Ozeandampfern, dort abwechslungsweise auch ein Araber, Indier, Mulatte u. s. w. Aber alltägliche Figuren scheinen sie selbst für den Triestiner nicht zu sein. Denn passiert ein Mensch solchen Schlages die Straßen, schaut ihm die Menge nach, die dagegen für einen Turbantürken, einen stolzen Albanesen oder Griechen in seiner Farbenpracht längst keinen Blick mehr hat, so wenig wie diese für den gaffenden Touristen jenseits der Karte.

Doch es war inzwischen Mittag geworden! Trotz Gluthitze waren die Stunden wie Minuten verfloßen, so interessant waren die Hafensbilder.

Einiges über Handel und Schifffahrt von Triest.

Umsatz. — Bufuhr und Abfuhr. — Artikel. — Schiffszahlen. — Lloyd.

Nur keine Angst! Es soll kein zu langes Kapitel werden und zu viele Zahlen soll es auch nicht geben. Aber ein wenig gehört es doch dazu. In Triest laufen jährlich zirka 8200 Schiffe aller Art ein und aus mit ungefähr 15 Millionen Doppelzentner im Ein- und Auslauf, davon stehen nahezu $\frac{3}{4}$ oder zirka 6000 Schiffe unter österreichischer Flagge, d. h. es sind Schiffe der österreichischen Handelsmarine, und von diesen gehören wieder eine große Zahl zur Triestiner Handelsmarine.

Die Handelsbewegung Triests im Ein- und Auslauf zu See und Land erreicht jährlich zirka 650 Millionen Gulden an Wert. Im Seeverkehr waren z. B. 1888. beteiligt am Ein- und Auslauf: Italien mit 60 Millionen Gulden, die Türkei 60 Mill., Ostindien 55 Mill., die österreichischen Häfen 39 Mill., Griechenland $23\frac{1}{2}$ Mill., England 22 Mill., Aegypten 21 Mill., Brasilien 19 Mill., Frankreich $10\frac{1}{2}$ Mill., Rußland $8\frac{1}{2}$ Mill., während der Verkehr mit China, Japan, Australien, Peru, Chile, Argentinien, Tripolis, Zanzibar, Massauah, Scandinavien, Spanien u. s. f. kleinere Zahlen aufweist. Am Ein- und Ausgang zu Land waren u. a. beteiligt Oesterreich-Ungarn mit 208 Mill., Deutschland 26 Mill., Ungarn $32\frac{1}{2}$ Mill., Italien $6\frac{1}{2}$ Mill., die Schweiz mit 5 Millionen u. s. w.

Das Bild erfährt eine Bervollständigung durch Anführung der hauptsächlichsten Warenkategorien und Warenmengen.

Im schon genannten Jahre wurden u. a. zur See eingeführt: Kohlen 700 000 Meterzentner, Baumwolle 600 000, Petroleum 425 000, Weizen 360 000, Wein 350 000, Kaffee 330 000, Südfrüchte 300 000, Weinbeeren und Rosinen 160 000, Reis 130 000, Felle 100 000, Olivenöl 90 000, ferner große Mengen Schwefel, Drogen, Gewürze zc. Versandt zur See

wurden u. a.: Mehl 530 000 Meterzentner, Zucker 450 000, trockene Früchte 180 000, Papier 160 000, Wein 135 000, Bier 100 000, Baumwolle und Baumwollwaren 100 000, Hülsenfrüchte und Reis je 90 000. Im Landhandel wurden eingeführt u. a.: Steinkohle 750 000 Meterzentner, Zucker 470 000, Mehl 400 000, trockene Früchte 180 000, Weizen 200 000, Eisenwaren 180 000, Papier 160 000, Bier 100 000, Manufakturwaren 105 000, Hülsenfrüchte 84 000. Ausgeführt wurden zu Land u. a.: Petroleum 307 000 Meterzentner, Kaffee 282 000, Wein 170 000, Baumwolle 120 000, Olivenöl 100 000, Felle 90 000, Harze 90 000, Schwefel 70 000, Drogen 48 000 Meterzentner.

Die Waren werden entweder in ihren Ursprungsländern oder schwimmend und rollend, d. h. nach der Verfrachtung, nach allgemein üblichen Typen oder nach Mustern auf eigene Rechnung gekauft, oder sie werden erst auf dem Plage selber übernommen oder in Kommission genommen, d. h. unter Provision auf Rechnung des auswärtigen Besitzers verkauft.

Dabei entwickelt sich dann eine eigene Kleinindustrie mit dem Sortieren und Packen der verschiedenen Waren. Ich komme später noch darauf, führe aber immerhin zwei Beispiele an: es kommen ungeheure Mengen getrockneter Pflaumen aus Bosnien, Albanien zc. in Säcken nach Triest. Hier werden sie nun genau sortiert. Die verdorbene Ware wird beseitigt, die schönste in Kistchen verpackt, andere in Fässer und wieder in Säcke. Beim Kaffee giebt es erst recht zahlreiche Sortierungen. Oft kommt er ungeschält an, und dann muß er erst geschält werden. Weiter wird er von Steinen, Erde zc. gesäubert und wiederum nach Art und Farbe der Bohnen sortiert. Auf Wunsch des Käufers werden auch Mischungen vorgenommen oder — warum verhehlen, woraus niemand ein Geheimnis macht? — Färbungen, d. h. der betreffende Kaffee wird eine Zeitlang in Säckchen, die mit einem giftfreien Farbstoff imprägniert sind, hin- und hergeschüttelt, bis er die vom Käufer verlangte Farbe angenommen hat.

Die Triester Handelsmarine zählt 1750 Schiffe mit rund 1 000 000 Tonnen. Davon entfallen auf die Dampfermarine 135 Schiffe mit 90 000 Tonnen und 25 000 Pferdekraften, auf die Segler für weite Fahrten 106 Schiffe mit 62 000 Tonnen, auf die Segler für große Küstenfahrt 45 Schiffe mit 6 000 Tonnen und auf Segler für die kleine Küstenfahrt 1500 Schiffe mit 21 000 Tonnen. Auf diesen Schiffen sind insgesamt etwa 27 000 Mann bedienstet. Die oberen Chargen müssen eine nautische Schule absolviert haben; diejenige von Triest sowohl als jene von



Phot. Stengel & Co

Lloyd-Arsenal.

Spalato erfreut sich eines großen Rufes. Aber um Kapitän zu werden, braucht es neben gut bestandenen Studien erst noch langen praktischen Dienst. Was ich von den Gehaltsverhältnissen hörte, frappierte mich. Ich hatte mir die Gehalte von Kapitänen, Schiffssoffizieren und Steuerleuten viel höher vorgestellt. Bemerkte sei, daß viele Triestiner und besonders auch dalmatinische Seeleute unter fremden Flaggen dienen, da sie ob ihrer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, dem Mut und der Kaltblütigkeit bei allen Seefahrern sehr gesucht und geschätzt sind.

Das herrschende Schifffereiunternehmen in Triest und

in der gesamten Adria ist der von der österreichischen Regierung subventionierte, im Jahre 1833 gegründete österreichische Lloyd. Er verfügt über eine Flotte von zirka 80 Dampfern mit rund 25 000 Pferdekraften, darunter wahre Riesen und mit allem nur denkbaren Komfort ausgestattet. Man ist gut aufgehoben auf diesen Schiffen und speciell die Küche auf den Lloyd dampfern gilt als unübertroffen und dürfte es auch sein. Die Schiffe des Lloyd verfügen über eine Bemannung von mehr als 3000 Köpfen; dazu kommen noch an Arbeitern in den mächtigen Arsenalen, auf der Werfte und im Hafen 5000 Köpfe; nehmen wir dazu die Angestellten und teils auch Arbeiter in den Häfen der verschiedenen Länder und Erdteile, so dürfte dieses Weltunternehmen in des Wortes vollendeter Bedeutung, ein Unternehmen mit weltumfassender Thätigkeit und Weltansehen, eine Armee von 10000 Beamten, Angestellten und Arbeitern in seinem Dienste haben.

Ich habe schon in einem frühern Kapitel bemerkt, daß die Handelsbewegung Triests seit einigen Jahren einen gewissen Stillstand, stellenweise sogar einen Rückgang erzeugt. Die Ursache liegt einerseits in internationalen Verkehrsverschiebungen, andererseits auch in Konkurrenzverhältnissen. Mit einiger Besorgnis macht Edm. Bujetti in seiner Studie über Handel und Schifffahrt in Triest, der ich die meisten der obigen Angaben entnommen habe, darauf aufmerksam, daß die Zunahme des Schiffsverkehrs in den Jahren 1878—1883 bei Hamburg 34 Prozent, bei Fiume sogar 63 Prozent, bei Triest aber nur noch 9 Prozent ausmachte. Hauptsache wird sein, daß die Perle der Adria bessere Eisenbahnverbindungen in der Richtung nach Mittel- und Süddeutschland, vielleicht auch nach der Schweiz erhält. Die Energie der Triestiner, welche die prächtigen Hafenanlagen mit ihrem Kranze von stattlichen Molos und den riesigen Lagerhäusern bei einem Gesamtaufwande von zirka 40 Millionen zu schaffen wußte, wird, wenn es darauf und daran kommt, ganz gewiß auch dort den Mann stellen.

Sessolotta und Sartorella.

Wer des Abends am Hafen flaniert, auf dem Corso oder in der Rena vecchia, begegnet in großer Zahl zwei charakteristischen Mädchentypen, eigentlich dreien; aber vom dritten läßt sich nicht wohl reden; er selber zieht auch die Verschwiegenheit der Nacht für sein Thun vor: verworfene und doch arme Geschöpfe, weit weniger aus eigener Schuld als oft wegen verwahrloster und elender Jugend, Opfer der Heuchelei und Verlogenheit mancher unserer Zustände und Verhältnisse und ein lebendiger Vorwurf an sie.

Ich rede von den beiden andern.

Der eine, halb Dämchen, halb Mädchen aus dem Volke, ist die Nadelarbeiterin aller Branchen, die Sartorella; meist zierliche, geschmeidige Dingerchen, geschmeidig wie Gazellen, mit hübschen ovalen Gesichtchen, in denen zwei tiefschwarze Augen strahlen. Die leichten Gewändchen von billigem Stoff sind graziös zugeschnitten und ihre Besitzerinnen wissen sie mit einer harmlosen Koketterie zu tragen. Die Sartorella geht ohne Hut einher, legt aber offenbar auf ihre Frisur großen Wert, die ihr meist reiches, schönes schwarzes Haar prächtig zur Geltung bringt. Als Fräulein giebt sich die Sartorella darum doch und will als solches auch behandelt sein. Man sieht es den Mädchen an, daß sie etwas auf sich halten und sich auch ein wenig fühlen. Daneben scheinen sie neckische, frohheitere Wesen zu sein, die lachen und singen und zwitschern, und man denkt bei ihrem Anblick unwillkürlich an Lerchen, an Lerchengeschwirr und Lerchengezwitscher. Und wie sie Gesang liebt und Musik und als höchstes Vergnügen Theater und Konzert, so liebt sie auch die Blumen, denn man sieht keine, die nicht eine Blüte im Gürtel oder im Haare trägt. Uebrigens besitzt die Sartorella gutes Ansehen; sie gilt als emsige Arbeiterin, als anständig und sparsam, mit Anlagen zu einer tüchtigen Hausfrau, und mancher Besser-

gestellte habe sich schon sein Weibchen unter den Sartorelle gesucht und es nicht bereut.

Ist die Sartorella Lerche, so ist die Sessolotta Hausamsel.

Sie ist das eigentliche Kind des Volkes und will es sein. Sie giebt nichts auf Zierlichkeit der Kleider, höchstens daß sie gresse, aber recht gresse Farben liebt. Einzig schönes Schuhwerk soll ihre Schwäche sein. Von Körperbau ist sie robuster, knochiger, im Wesen ungelinker als ihre Schwester, und das Haar trägt sie glattgeschheitelt, wie eine Bäuerin. Man rühmt der Sessolotta Aufrichtigkeit, einen gesunden Humor und guten Mutterwitz nach, ferner Gutmütigkeit und Treue, aber auch eine bitterböse Zunge. Wenn sie gereizt ist, überschüttet sie den Beleidiger mit einer ganzen Flut von Schimpfsworten, und er lernt alle Kraftausdrücke des Triestiner-Idioms kennen, nur keine Rosenamen. Ihren Namen hat die Sessolotta von der Sessola, einer kleinen Schaufel, die ihr Werkzeug für die schon erwähnten Sortierungen ist. Zu zwanzig und dreißig gehen sie am Morgen vor die einzelnen Kaufhäuser, erhalten dort ihre Säcklein mit Kaffee, die sie mit nach Hause nehmen, den Tag über sortieren und abends wieder abliefern. Abfall und Sortierung werden nachgewogen, und es stimmt bei der Sessolotta immer; sie läßt sich nichts nachsagen. Und giebt es nicht Kaffee zu sortieren, so giebt es Gummi aus Arabien, Drogen aus dem Orient und den Tropen, Schwämme, die dalmatinische Taucher aus dem Meere holen — diese Mädchen nennen sich Sponghere — und Limonien und Orangen. Die Limoniere packen die Orangen-Kisten aus Sicilien aus, sortieren Stück für Stück, die verdorbenen werden weggeworfen, die reifen Früchte für den Platzverkauf beiseite gelegt, da sie den Transport nicht ertragen, und die versandfähigen, nicht ganz ausgereiften wiederum sorgfältig in Papier gewickelt. Die Sessolotta ist also Hausindustrielle, und die kleineren und größeren Geschwister zu Hause sind ihre Mitarbeiter. Ihr Hauptquartier ist in der dichtbevölkerten, engen Rena vecchia. Abends, nach gethaner Arbeit, findet man sie in

ganzen Gruppen beieinander dort. Sie ist, wie gesagt, Haus-
amsel und giebt nichts darauf, die vornehmen Straßen auf-
und abzuwandeln, glänzende Welt zu sehen und von ihr ge-
sehen zu werden. Das Herrenvolk ist nicht ihr Geschmack,
und wohl ist ihr nur in ihrem engen Gäßchen, so ganz unter
sich, bei einem tüchtigen Schwatz, wobei aber nicht bloß der
Mund mit seinen roten Kirschlippen und perlend weißen
Zähnen thätig ist, sondern das ganze Gesicht und Arme und
Hände dazu. Und hat sie genug geschwatz, singt sie ein frohes
oder sentimentales Lied, nicht aus einer Oper oder Operette,
wie ihre Schwester, die Sartorella, sondern das Lied, das
im Volke lebt und bei ihm aufgewachsen ist:

Lisetta guarda, bella è la luna,
Argento piove sulla laguna,
Non è una nuvola; quieto è il mar,
Lisetta, in gondola ti voi menar?

Lisetta schau, der Mond gießt rein
Auf die Lagune Silberschein,
Es ruht die See, kein Wölkchen hier,
Fährst in der Gondel du mit mir?

Auf dem Obst- und Fischmarkt.

Früchtebilder. — Die Pisciera. — Fische und Frutti di mare. —
Hallenbilder.

Es ist lachendes Glück, das aus den Augen einer schönen
Frucht blinkt, ein süßes, verführerisches Locken, wie bei der
Blume, nur sinnlicher. Es kommt wohl nicht von ungefähr,
wenn die heilige Schrift die erste Versuchung in Form einer
Frucht an den Menschen herantreten läßt.

Es war Ende August, als ich in Triest war. Welche
Pracht war damals auf dem Obstmarkt zu schauen!

Ganze Körbe voll herrlicher Trauben, tiefblaue, rote,
weiße und goldgelbe, darunter mit Beeren, groß wie Kirschchen,



Fischmarkt.

daneben ganze Haufen faustgroße, geschwellte Pfirsiche mit feinem Sammeteint, noch größere Haufen Melonen, Orange-Kantalupen, Negmelonen mit gerippter, furchiger Schale, rotfleischige Moskato- und grünfleischige Ananas-Melonen, und dann die köstlich duftenden Wassermelonen mit den tiefgrünen, weißpunktirten Schalen und dem weißen äußeren und dem hochroten inneren Fleische mit den schwärzlichen Samentkörnern darin. Es ist unglaublich, welche Mengen dieser Frucht verzehrt werden. An allen Ecken finden sich Melonenverkäufer, und so arm ist niemand, daß er nicht

einen Kreuzer oder zwei hergäbe, um ein Stück des saftigen, kühlenden Fleisches zu erhalten und gleich auf der Straße zu verzehren. Und dann die Unmenge Feigen, kleine goldige Zuckerfeigen von kräftiger Süßigkeit, und groß, wie starke Birnen, dunkelviolette Edelfeigen, die vor Saft fast plagen, und mehr aromatisch als kräftig schmecken — nicht zu reden von herrlichen Orangen, zarten Limonien, frischen Mandeln und aller Art Kern- und Steinobst. Diese Früchtemengen, der Reichtum und die Schönheit derselben haben für den Nordländer etwas Berückendes; es ist, als sei er in ein Paradies geraten, wo von jedem Strauch und jedem Baum königliche Frucht herunterwinkt, und der Mensch nur nötig hat, darnach zu langen, um sie zu besitzen. Ich begnügte mich damit, ein halbes Kilo köstlicher Trauben zu kaufen, die ganze 10 Kreuzer kosteten, während geringere Qualitäten in der Heimat zu jener Zeit noch mit 80 Centimes und einem Franken bezahlt wurden.

Und nun auf den Fischmarkt, in die Pisciera.

Ich bin wohl dreimal dort gewesen, und selbst auf die Gefahr hin, daß man mich für einen Epikuräer halte, muß ich gestehen: es dünkte mich dort viel interessanter, als manches andere, was Triest sonst bot. Die Pisciera ist eine stattliche, geräumige Halle am neuen Hafen, mit zwei Reihen großen Steintischen längs den vier Wänden im Innern. Und wenn draußen eine versengende Hitze glüht; vermöge der Masse verdunstenden Eises ist es dadrinne immer kühl. Trotzdem herrscht ein so penetranter Fischgeruch, daß es einem im ersten Augenblick den Atem verschlägt — ein greller Kontrast zum süßen Duft auf dem Obstmarkt. Aber was sieht das an angefaßts der neuen Bilder, die sich hier aufthun: an den ersten Tischen werden riesige Thunfische mit grobem, blutrotem Fleisch, wie Kuhfleisch, ausgewogen, pfundweise, wie der Metzger das Fleisch auswiegt. Diese Verkäufer machen auch eher den Eindruck von Schlächtern. Auf der Bank nebenan ist ein ganzes Sortiment ausgelegt: Goldbrassen und Rotbrassen, Tiere von entzückender Farbenpracht in Schuppenkleidern von Goldbrokat und Rotbrokat, delikate Makrelen mit dunkelblau gestreiftem, metallglänzendem Rücken und silberweißem Bauch, glozgaugige Butten und andere Seitenfische, die sich ansehen wie Scheiben oder runde Schnitten, wie die Fische, die Oberländer den kleinen Moriz in den „Fliegenden Blättern“ zeichnen läßt. In großen Sieben auf Eis liegen zu hunderten und hunderten fingerlange Sardinen und Sardellen, unendlich zierliche kleine Silberfische, daneben nicht größere Grundeln von gallertartigem, nicht sehr appetitlichem Ansehen. Und die farbenglühenden, rotgoldigen Fische hier sind Meerbarschen, und daneben Aeschen, und diese scheußlichen kleinen Ungeheuer sind Rochen, die aussehen, als seien sie nichts als ein ungeheurer Kopf an einem winzigen Schwanz und mitten im Kopf zwei glasige Augen, wie Cyclopaugen. Und weiter unten sieht man etliche Hornhechte, Hechte mit einem Kalleib und langem, schnabelartigem Kopf, wie ein Horn, Teufelsfische, Scheufale von einer völlig bizarren Häß-

sichkeit, und sogar einen veritablen Ragenhai, auch ein aalartiges Tier, das aber nicht wie der Menschenhai Menschen frißt, sondern mit Vorliebe von ihnen verzehrt wird. Der Menschenhai selber ist im adriatischen Meere ein seltener Gast geworden, seit die österreichische Regierung für jedes erlegte Stück eine Prämie von 100 Gulden bezahlt. Dann kommt das Geschlecht der Wale in mancherlei Arten und allen Dimensionen, Tintenfische, ebenfalls eine Art Ungeheuer en miniature, abscheulich, wenn sie von ihrer Tinte überrieselt sind, Tierwesen wie junge Polypen, endlich noch Mieschmuscheln und Austern, allerlei Schnecken, Krebse und Krebschen, kurz das ganze Heer der Frutti di mare. Außer der Halle sind Stände mit verschiedenen sonstigen Raritäten des Meeres, mit kleinen und großen Muscheln in oft fast abenteuerlichen Formen und manchmal von bezauberndem Schmelz und seltener Pracht der Farben — Malerarbeit des Meeres, der gegenüber Menschenarbeit fast Stümperei ist — Seepferdchen, zierlich, wie das zierlichste Kinderpielzeug, allerlei Seesterne, Meerrosen, Korallen u. s. w. An andern Ständen werden frisch gebratene Sardinen, gebratener Thunfisch, Muscheln und Austern zum Verzehren feilgeboten, und Matrosen, Lastträger und sonstiges arbeitendes Volk stehen herum und lassen es sich um wenig Geld gut schmecken, Fische und Schnecken gierig verschlingend.

Welchen unermesslichen Reichtum an Leben, welche Farbenpracht, welche Schönheit, aber auch welche Ungeheuerlichkeit, welche endlose Phantasie doch das Meer in seinem verschwiegenen Schoße birgt! Und seltsam! So gut wie Vögel und Schmetterlinge die Säugetiere, die vollkommensten Geschöpfe der Tierwelt, an Glanz und Pracht der Farben weit überragen, thun es auch die Fische, als hätte die Schöpfung diese damit für ihre Stummheit entschädigen wollen. Nebenbei erwähnt, soll das Meer circa 8000 Fischarten zählen.

„Frutti di mare,“ „Meeresfrüchte“. Es ist eine sinnige Bezeichnung, die zwar nur für das kleine Fischzeug, sowie

für Krebse, Muscheln zc. gilt. Im weiteren Sinne ist aber alles Meeresfrucht, was man hier sieht.

Und die „Frutti di mare“ sind für alle da!

Man braucht nur die Menge zu sehen, die beständig in der Halle aus- und eingeht, arme Weiblein, die sich für etliche Kreuzer ein Stück Thunfisch kaufen, ein halblahmer Bettler, der um wenig erbettelte Münze ein ganzes Schock kleines Fischzeug erwirbt, das in Del gebraten und mit Kopf und Grat verschlungen wird. Hier handelt eine Arbeiterin um Sardinen, eine Handwerkersfrau um eine Butte, dort feilschen dralle Köchinnen um Makrelen, daneben elegante Damen — denn wo ist die Italienerin, die nicht feilscht — und feine Herren, die mit lüfternen Kennerblicken von Bank zu Bank schnüffeln, um das Leckerste des Leckern zu ergattern. Und dann wieder das Fischervolk, Fischer von Zaule und Muggia, von Pirano, Cittanuova und Rovigno in Istrien, arme Chioggioten aus Venetien, wilde verwegene Gestalten darunter, denen man ansieht, daß sie schon mancher Gefahr getrotzt und manchen bösen Sturm bestanden haben.

Und überall geht es mit südlicher Lebhaftigkeit zu. Von einer Bank her ertönt wieherndes Gelächter. Ein Fischerweib wird ein saftiges Witzwort losgeschneit haben; in diesem Kapitel gleichen sie sich allüberall und rivalisieren mit ihrer Pariser Schwester der „Dame des Halles“. An einem zweiten Orte hat sich ein heftiger Zank entsponnen, daß man meint, es gehe ans Leben, während man nach einer Minute unter den lebenswürdigsten Komplimenten sich voneinander verabschiedet. Dazwischen rennen Fischer herum mit den Sieben voll Fische, bücken sich und kehren sich mit einer Geschmeidigkeit und Grazie, die beneidenswert ist, und sind schon in diesen Bewegungen der lebendigste Gegenbeweis gegen den Vorhalt der Faulheit dieser Rasse. Ein Stück vollen Menschenlebens spielt sich an einem fort hier ab, wo das Meer in eifersüchtiger Wallung der Erde die Aufgabe als Ernährerin der Menschen abnahm.

Der Mandriere.

Religiöses Empfinden. — Aberglaube. — Häusliches Leben. — Schwächen.

Der Mann, der in nächster Umgebung von Triest den Boden bebaut und die herrlichen Früchte züchtet, ist der Mandriere, seines Stammes Slovene, der schon vor Jahrhunderten ins Land zog und der Bodenkultur oblag. Er ist ein stattlicher, kräftiger Bauertyp in malerischer Kleidung in seiner Weste mit großen Silberknöpfen und der kurzen, weiten Hose, die unter den Knien an den Seiten geschlitzt ist. Pietro Tomasin hat in seiner Abhandlung „Volkscharakteristik in der Umgebung von Triest“ eine zutreffende Schilderung von ihm entworfen, der ich in den nachstehenden Zeilen zum Teil folge, weil sie uns in manchem einen Einblick in das Wesen der Südslaven überhaupt giebt, gleichviel, ob es sich um Slovenen, Kroaten oder Serben handelt.

Der Mandriere, wo ihn das Stadtleben nicht zu sehr inficiert hat, ist vor allem ein tiefreligiöser Mensch. Das religiöse Moment zieht sich als einheitlicher Faden durch all sein Thun und Handeln. „Hvalen hodi Jesus Kristus“, „Gelobt sei Jesus Christus“, ist sein Gruß. Und wenn er uns „dober dan“, „guten Tag“, oder „lahko noč“, „angenehme Nacht“ wünscht, fügt er immer bei: „Bog daj“, „der Herr gebe es Ihnen“. Er bekreuzigt sich, wenn er des Morgens das Haus verläßt, bekreuzigt das Brot, ehe er es anschneidet, und die Erde, ehe er mit dem Pfluge darüber fährt. Bricht ein Gewitter aus, beräuchert er sein Haus mit den getrockneten Blumen, die am Fronleichnam zu Füßen des Priesters gestreut wurden, der das Allerheiligste trug, den Blumen, über die der Herr gewandelt, und zu Epiphanie läßt er Kreide und Weihrauch segnen. Mit dem Weihrauch räuchert er sein Heim unter dem Gebete, der Herr wolle seine Wohnung so mit Gnade und Segen erfüllen, wie der Weihrauch sie mit Wohlgeruch sättige. Und mit der Kreide

schreibt er + C + M + B, die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige, und die Jahreszahl auf die Hausthüre und betet dabei, Gott wolle das Haus und seine Insassen im laufenden Jahre durch die Verdienste Christi und die Fürbitte der heiligen drei Könige vor allem Unglück bewahren. Zu Allerheiligen schmückt er die Gräber seiner Lieben und läßt sie segnen, wallfahrtet auf „na sveto goro“, auf den heiligen Berg bei Görz oder zur „velika Gospa“, zur „großen Frau“ (Maria) nach Barban.

Aber vom Aberglauben kann unser Mandriere darum so wenig lassen, wie seine anderen jüdslavischen Brüder. Er glaubt an die Hexen und an den „hudo oko“, den „bösen Blick“ derselben, mit dem sie Mensch und Vieh und Kulturen verderben, glaubt, daß sie allerlei Helfershelfer unter den Menschen haben und besonders gefährlich in den Quatemberwochen sind, wenn sie zum Teufelstanz zusammenkommen. Aber als geweckter Mann kennt sich der Mandriere auch hier aus. Er trägt stets ein Amulet auf seinem Leib, das ihn gegen die Macht der Hexen feilt, und macht er gar noch bei abgewandtem Gesicht mit den Fingern das Zeichen eines Hornes, dann fühlt er sich ganz sicher. Früher ließ er Personen, die er für behext hielt, durch den Segen alter Weiber heilen und erwies sich darin entschieden humaner, als unsere hochgelahrten Vorfahren, die sich ihrer entledigten, indem sie dieselben verbrennen ließen. Wo aber entdeckt man nicht in all den Mißbräuchen Reste uralter heidnischer Anschauungen und Sitten, Ueberreste wie sie übrigens nicht bloß bei den Südslaven zu entdecken sind und merkwürdiger, oder eigentlich nicht merkwürdigerweise als Folge einer überreizten Blasiertheit der Gemüter und Herzen auch in sogenannten aufgeklärten und nicht aufgeklärten Kreisen in Paris wieder in Mode kommen.



In seinem Hause schaltet und waltet der Mandriere als Patriarch und Oberhaupt der Familie; auch für seine Frau ist er der „Gospode“, der Herr, der nicht mit ti, Du, angeredet wird, sondern mit ve, Euch. Hat ihm aber ein Bruder oder eine Schwester ein Kind aus der Taufe gehoben, dann erhebt er sie zur Ebenbürtigkeit; sie sind von jetzt an boto und botra, Mitvater, Mitmutter für ihn. Auch er kennt das Erbrecht des Ältesten für Haus und Hof, der die übrigen Geschwister auslöst. Der Mandriere ist der genügsamste Mensch der Welt. Ein Strohsack als Lager genügt ihm, und seine tägliche Nahrung ist Erbsensuppe, Polenta, Kartoffeln und Sauerkraut. Nur an den hohen Festtagen macht er einigen Aufwand im Essen und läßt sich einen Braten oder Geräuchertes schmecken. Er ist ein braver, redlicher Mensch, dessen größter Stolz seine Körperkraft ist, die ihn freilich hin und wieder zu Prügeleien verleitet, aber nicht zu Messerten, wie den Italiener. Der Mandriere ist viel weniger gesprächig als der letztere, zurückhaltender und flucht nicht, wie dieser; es sei denn, er werde allzusehr gereizt, dann freilich prasselt er heraus wie Donner, Blitz und Hagel zugleich, wie einer, der lange Selbstbeherrschung geübt, sie aber in einem Moment ganz verloren hat.

So ist der Mandriere eigentlich ein Prachtzmensch, wo er sich rein erhalten hat. Leider hat es aber damit in der Umgebung der Stadt zu hapern begonnen, deren Genüsse vielen seines Stammes das genügsame und so überaus mäßige Leben verleiden und sie für Alkohol, Spiel und Wirtshausbesuch allzu empfänglich machten, welcher Versuchung übrigens nicht bloß der Mandriere in nächster Umgebung von Triest unterlegen ist, sondern desgleichen vielfach die kleine deutsche Bauersame in der Umgebung der Großstädte. Manche seines Stammes haben sich auch von gewissenlosen Agenten als Kolonisten nach Brasilien ködern lassen, und teilen dort das traurige Schicksal, dem manche Deutsche und Schweizer in jenem Lande weit entwickelter Gewissenlosigkeit anheimgefallen sind.

Am letzten Abend.

Beim Distelpflücken. — In der Città di Roma. — Am Hasen. —
Miramar.

Noch einmal wollte ich hinauf auf die Bastion, um in vollen Zügen das schöne Bild von hier oben zu genießen, das nun doppelt schön war, da ich anfing, mich etwas in der Stadt auszukennen.

Am Gange vor der Kathedrale blühten allerliebste Exemplare einer zwar recht stacheligen, aber prächtigen blauen Distel, eines Echinos. Eine alte Frau sah offenen Mundes der Sammelarbeit zu und fragte, was ich mit dem Unkraut anfangen wolle. Mein Italienisch mochte ihr nicht allererster Güte erscheinen, und da die Neugier — Eva bleibt Eva — ihr keine Ruhe ließ, fing sie in gebrochenem Deutsch wieder an zu fragen, ob das zum „ggoggen“ sei, oder zum „Thee magge“, und als ihr meine Antwort nicht genügte, trollte sie kopfschüttelnd davon, indem sie mir zurief: „Ise gut zum Gginder [H]intere gloppe.“ Und als ich dann mit einem ganzen Strauß dieser südlichen Karstblumen den Corso hinunterschritt, gaffte alles Volk darnach. War ich bisher unbeachtet durch die Straßen gewandert, kostete ich jetzt das Vergnügen allgemeiner Aufmerksamkeit, und als ein Herr einer Dame halb entschuldigend ins Ohr raunte: „Un Tedesco“, „ein Deutscher“, als ob diese Stammeseigenschaft volle Rechtfertigung für eine angehende Verrücktheit sei, gerade wie die englische für Spleen — da wußte ich, welcher Art diese Aufmerksamkeit war. Die Triestiner und Triestinerinnen sind zwar riesige Blumenfreunde, und man sah am Abend nur wenige Spaziergänger, die nicht eine Blume im Knopfloch trugen; ihre schönen blauen Disteln sind in dieser Liebe aber offenbar nicht inbegriffen. Mir waren sie dennoch wert. Wer aber in Triest einiges Aufsehen erregen will, braucht nur zur Kathedrale hinauf zu laufen, einen gehörigen Buschen Echinos

zu sammeln, und ihn als Bouquet durch den Corso zu tragen. Probatum est!

Ich war bisher in manchem besseren Restaurant gewesen, und hatte Trieftiner Küche genossen und Trieftiner und Istri-
aner Weine getrunken, Prosecco und Terrano, und alles gut befunden.

Nun wollte ich aber auch noch auf Geratewohl in eine richtige Osteria der untern Volksschichten. Zuerst rannte ich an und geriet in das Lokal eines Deutschböhmens, in eine Wirtschaft, wie sie weiland Stille in Hamburg in der bekannten humoristischen Erzählung führte, der immer erst beim Nachbarwirt kaufen mußte, was der bei ihm eintretende Gast bestellte. Also weiter!

In der „Città di Roma“ fand ich dann, was ich suchte und haben wollte: Ein Lokal, wo Küche, Keller und Restaurant alles eines war. Borne, an der einen Wand lagerten einige Fässer mit den gewöhnlichen, und kleinere Gebinde mit Specialweinen; im Hintergrunde waren zahlreiche koch- und eßbare Sachen ausgestellt, Fleischstücke, gerupfte Hühner, allerlei Fische, grüner Salat, gelbe Gurken und brennend rote Tomaten, und unmittelbar dahinter wurde geschmort und gebraten, mit Del natürlich, daß es einem in die Nase stach. Und dazwischen saß an enge ineinandergekeilten Tischen trinkendes, essendes, rauchendes und spielendes Volk, saßen Hafenarbeiter, Matrosen und Heizer, Kleinbürger und Soldaten. Der Wein wurde in kleinen Steinkrügen gereicht, aus denen man ihn in das Glas schenkte. Und der Wein — alles Italiener — war gut und spottspielig im Verhältnis zur Güte. Der Chianti der Città di Roma hätte dem der Walhalla in St. Gallen Ehre gemacht und der Marsala zu 14 Kreuzer die 2 Deziliter dem des Hotel Baur in Zürich. Und an einem fort liefen hausierende Weiber aus und ein, die einen mit Orangen, andere mit Trauben und Pflirsichen, wieder andere mit Austern und kleinen Krebsen in fast durchsichtigen Schalen, das Duzend zu 6 Kr., die ungesotten, wie

sie aus dem Meere kamen, gegessen wurden und delikatschmeckten, ein wahrer Schmaus. Und jetzt treten zwei vergilbte und verstimmte Harfenistinnen ein mit vergilbten und verstimmtten Harfen und klimpeln und sammeln Kreuzer, und dann kam ein blinder Alter mit einem kleinen Mädchen, und der Alte kratzte schauerlich auf einer lotterigen Geige herum und das kleine Mädchen schrie dazu mit einer rauhen, überanstrengten Kinderstimme. So ging es an einem fort. Und mochten die Leistungen noch so gering sein, einen ganzen oder halben Kreuzer gab doch fast jeder, selbst wenn er mitten im Gespräche oder Spiele war, und sie würden es dem Fremden sehr übel genommen haben, wenn er nicht ein gleiches gethan hätte. Es trug mir freundliches Zunicken von allen Seiten und nicht am wenigsten vom Badrone, einem wahren Riesen von Wirt, ein, als ich der Kleinen einen mächtigen Teller voll Maccaroni mit Tomaten gab, den man mir serviert hatte, und dessen Inhalt die beiden dann gierig verschlangen. Ich schämte mich dabei ordentlich, denn ich hatte durchaus kein Werk der Barmherzigkeit damit gethan; ich selber konnte sie nicht essen; sie waren mit Olivenöl gekocht und dazu noch mit Olivenöl etwas zweifelhafter Raffinade. Und doch freute es mich, als mir die verwilderte Kleine beim Verlassen des Lokales die Hand gab und mit schüchternem Kinderblick „mille grazie“ sagte!

Ich ging nun auch, ging hinunter an den Hafen und hinaus zum Leuchtturm, um mir das Meer anzusehen oder, ehrlich gesagt, um mich über dessen Haltung für den kommenden Tag zu beruhigen, denn am Morgen ging's zum ersten Mal in die See. Und das Meer lag wieder so ruhig da, wie am ersten Abend, so ruhig, als ob es im tiefen Schlafe schlief, und so dunkel, wie der weite, weite Nachthimmel zu seinem Haupte, nur daß dort wie auf sammetnem Untergrunde Millionen Sterne wiegten und glänzten, glänzten wie sie im Süden glänzen, die einen in stillem, ruhigem Leuchten, andere in einem bald scheinbar ersterbenden, bald wieder hell auf-

flammenden Lichte. Und je mehr man hinauf sah, umsomehr leuchtende Gestirne entdeckte das Auge, um so zahlloser wurde das Heer, um so bestimmter das Ahnen, daß hinter jenen Welten sich immer wieder neue aufthun in endlosen Fernen. Und groß wie das Geheimnis dort oben, schien das Geheimnis zu Füßen zu sein, das Geheimnis des Meeres. Und die Barken, die fast lautlos darüber glitten, die Gondeln, die vorbeifuhren, und die mächtigen Dampfer, die bewegungslos dalagen, lösten es nicht, und das zündende und blendende Feuer des Leuchtturmes brachte kein Licht hinein, und kein Licht brachte der ganze endlose Feuerkranz von Laternen, roten und grünen Signallichtern und Bogenlichtern, welche die See umsäumten bis hinaus nach Brignano. Warum wohl der Schöpfer seine Schöpfung für den Menschen mit so viel Geheimnissen umgab, er, der sie alle mit einem Wink für uns hätte lösen können und für immer lösen? Vielleicht offenbart sich dieses Schöpfers Güte darin am größten? —

Drüben bei Brignano zeichnen sich in schwarzen Umrissen fast geisterhaft die Mauern von Schloß Miramar und die Pinien und Cypressen seiner Parke ab, zeichnen sich ab, wie ein großes Schattengemälde. Die stehende Frage meiner liebenswürdigen Hoteliers, einer wirklichen Dame, war bisher gewesen, ob Signor schon in Miramar war, und jedesmal trug mir mein Nein einen vorwurfsvollen Blick ein, als hätte ich ein Vergehen begangen, gleich einem, der in Rom ist und die Peterskirche nicht ansieht, in Bern ist und den Bärengraben übergeht, und in Neapel ist und nachher — nicht stirbt. Ein gewisses Etwas, eine Art Scheu, eine besondere Saite des Empfindens hatte mich aber abgehalten, den Lieblingsitz des einstigen Erzherzogs und später so tief unglücklichen Kaisers Max von Mexiko zu betreten, den Sitz, den er gebaut, wo er sein Liebesglück genossen und seine Weltpläne geträumt. Gewiß, er war ein edler, ritterlicher Mann. Und wo er Träumer wurde und war, war er eben Mensch. Die Schüsse, die ihn in Queretaro am 17. Juni 1867

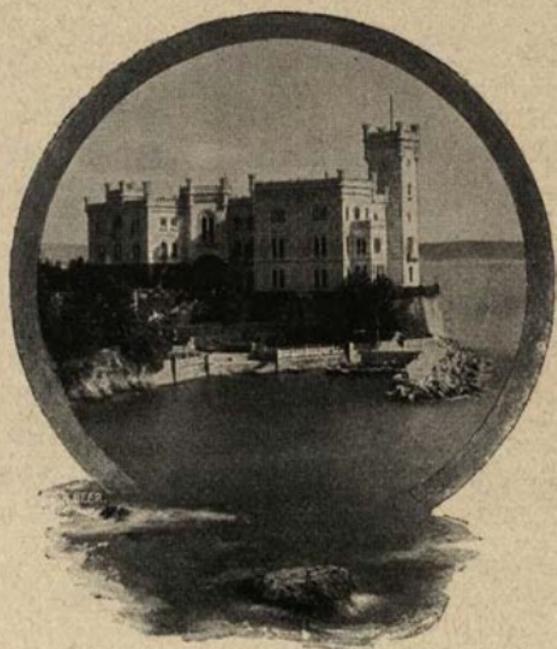
niederstreckten, müssen heute noch einen schmerzlichen Wiederhall in fühlenden Herzen erwecken. Aber die Idee, der er zum Opfer fiel, war keine hohe, die Idee nämlich, durch ein mexikanisches Kaisertum dem freien Gedanken der amerikanischen Union Halt zu gebieten. Und das Gesetz, dem er zum Opfer fiel, würde er als der ersten einer unerbittlich und in gleicher Form angewendet haben, wenn je ein Fremder an seinem Vaterlande würde versucht haben, was er als Fremder an Mexiko beging, indem er sich die Herrschaft aneignete.

Und zum Schatten des erschossenen Kaisers gesellte sich derjenige seines unglücklichen Weibes, der armen Kaiserin Charlotte, das hier seinen Liebeslenz feierte, ein junges, seliges Glück an der Seite eines hochstrebenden Fürsten, liebend und geliebt, wie zu lieben und geliebt zu sein nur der Frau beschieden ist — und dann setzte man ihr die Krone der Kaiserin auf das schöne Haupt, die Krone vom Golde Mexikos und geschmückt mit seinen Edelsteinen; es erschien ihr so etwas unsagbar Großes, Göttergleiches, Herrscherin zu sein — aber bald stellten sich harte und immer härtere Prüfungen ein, die goldene Krone begann zu drücken und der Thron zu wanken — und die hohe Frau fuhr zurück über das weite Meer, fuhr zum damals noch Mächtigen in den Tuilerien, der das ganze Abenteuer angezettelt hatte, und flehte und bettelte um Hilfe, um keine zu bekommen; denn schon war Napoleons Macht in jenes Stadium getreten, daß er kaum mehr sich selber zu helfen wußte. — Abgewiesen, verlassen, verraten, senkte sich unheilbare Geistesnacht tiefer und tiefer auf das arme Fürstentkind herab, das einst so glücklich war, dann so hoch erhoben wurde, um so entsetzlich zu enden.

Wenn Miramar auch in alter Pracht und in gleichem Prunkte dasteht, ist es doch seit Queretaro ein Leib ohne Seele, ein schöner Leichnam, ein Prunkfriedhof ohne Kreuz. Es ist doch alles vorbei, alles, und das heutige Miramar ist gegen das einstige ein Schatten. Ich mag diese nicht, mag

Leiber ohne Seelen nicht, und nicht Friedhöfe ohne Kreuze. So wie jetzt, gefällt mir Miramar, da sich die scharfen Linien seines Normannenstils gespenstig am Nachthimmel abheben und die großen schlanken Pinien wie die Palmen des Schattenreiches: ein düsterer Traum, düster wie das Verhängnis, das auf dem Orte lastet, düster wie das Schickjal, das seinen Schöpfer traf.

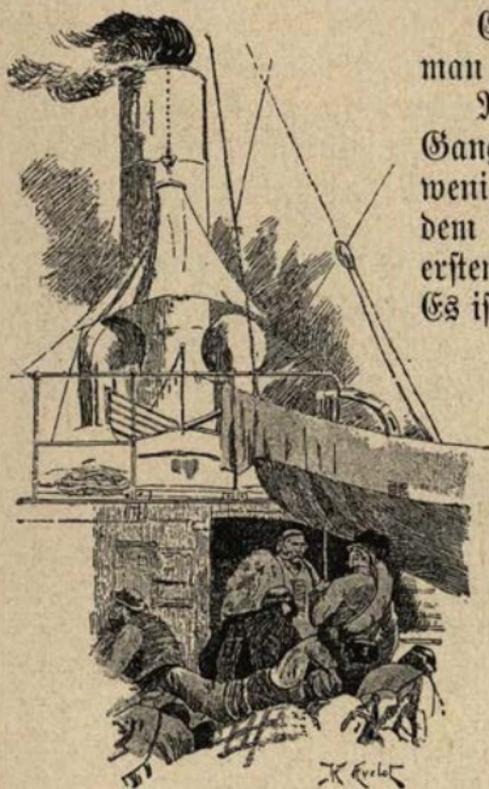
Miramar! „Schau das Meer“, „bewundere das Meer“, heißt es auf deutsch. Ich soll es morgen schauen, das Meer selber schauen, mitten auf ihm und in ihm! Es wird das wahre Miramar sein, das Menschheitsbesitz ist. Weg, ihr Schatten!



Der istrischen Küste entlang.

An Bord des „Sultan“.

„Gute See“. — Vorstellung. — Allerlei vom Schiff. — Winde. — Der „Sultan“.



Es ist ein eigen Gefühl, da man das erste Mal an Bord geht.

Nicht ganz so, wie bei einem Gang ins Examen und doch ein wenig so, am ähnlichsten vielleicht dem Empfinden beim Antritt der ersten eigentlichen Hochgebirgstour.

Es ist, wie Ahnen der Enthüllung von etwas Geheimnisvollem, von niegeschautem Hohem und Großem, und ein Funke Zagen ist auch dabei. Man wünscht einem auch nicht „gut Wetter“ oder „gute Reise“, wenn man aufs Schiff geht, wie bei einer Landtour, sondern „gute See“. Die See ist das Alpha und Omega, ist der Regent, unter dessen Scepter man steht,

die Macht, in deren Hände das Schicksal gelegt ist.

„Gute See“ rief mir beim Abschied die Hoteliere zu, „gute See“ das niedliche Kammerkätzchen, „gute See“ die Portiers und der Stiefelpuzer.

Sechs Uhr früh begab ich mich auf den Küstendampfer „Sultan“ am Molo III im neuen Hafen, bewaffnet mit einem

Billet II. Klasse vorläufig bis Zara und einem speziellen Empfehlungsbrief der mächtigen Generaldirektion des Lloyd, der mit den Worten begann: „Alle Agenzie sulle linee nazionali ed ai comandi dei pivotcavi percorrenti quelle linee,“ und fortfuhr: „Il portitore della presente raccomandiamo caldamente alle speciali vostre cure, se vorrete prestarvi in suo favore, formendogli tutte quelle informazioni di cui potesse abbisognare, sia durante il suo soggiorno a bordo, sia durante il suo soggiorno nel vostro porto etc.“ Der Brief hat mir einige Mal gute Dienste gethan, trotzdem ein wackerer Gendarmerie-Wachtmeister nahe an der montenegrinischen Grenze nach bedächtiger Prüfung klüglich meinte, mehr wert seien halt schon Papiere mit Amtssiegel. Und er war doch sonst ein vernünftiger Mann! Das Schreiben aber sei hier bestens verdankt.

Mein erstes war, dasselbe dem Kapitän zu überreichen, der, cavalierement salutierend, sich als Lloydkapitän Hermenegild Grimme vorstellte, und mit den Worten „Herzlich willkommen an Bord“ mir kräftig die Hände schüttelte. „Auch schon auf See gewesen?“ „Nein, Kapitän!“ „Sie haben Glück, wir werden gute See haben!“

Eines vom ersten war, mir das neue Heim der nächsten Tage, den „Sultan“, vorzustellen und mir einige seetechnische Ausdrücke geläufig zu machen. So sei es auch hier, und wie bei allem, fängt man auch bei einem Schiff vornen an.

Das Borderteil heißt kurzweg Borne und dessen Deck Borndeck. Dieses Deck ist für die Passagiere III. Klasse und die Laderäume. Der Hinterteil nennt sich Achter und sein Deck Achterdeck und ist für die Passagiere I. und II. Klasse. Vom Deck ragen neben den Rauchtaminen die Masten gen Himmel, je nach Größe des Schiffes einer, zwei, drei. Der erste Mast ist der Fockmast, der zweite der Großmast und ein allfälliger dritter der Kreuzmast. Die geteerten Strickleitern, die zu ihnen hinaufführen und an denen Schiffszungen und Matrosen wie Eichhörnchen auf- und abwärtsklettern, heißen

die Wanten. Die Querstangen an den Masten sind die Raaen; die Unterraan ist die erste, die Marsraan die zweite und die Bramraan die dritte, und nach ihnen heißen auch die betreffenden Segel Untersegel, Marssegel und Bramsegel.

Als ich das wußte, kam ich mir schon vor, wie ein ordentlich seebefahrener Mann. Aber du lieber Himmel, nun sprach man auch noch von Clüverbaum und Außenclüverbaum, von Stacksegel, Clüversegel, Außenclüversegel und Sturmclüversegel, dem Besamsegel, Borgaffel- und Großgaffelsegel, und darin soll sich nun eine armjelige Landratte über Nacht zurechtfinden.

Auf Deck finden wir weiter die Kommandobrücke mit Steuer, die Bootsbrücke, wo die schlanken Boote hängen, dann auf Borndeck die Lichtmaschine mit Gangspiel zum Lichten des Ankers, der hinten hängt. Wo auf Schiff der Wind herrscht, heißt es Luftseite, wo er nicht geht, Leeseite, Backbordseite ist links, Steuerbordseite rechts; Bojen sind die großen Eisenballons im Meere, mit Ringen oben, an welchen das Schiff mit Tauen befestigt wird, wenn es vor Anker geht, und Cojen heißen die kleinen Schlafnestchen. Doch davon gleich nachher.

Im Schiffsbauche hat es im vorn den Matrosenraum, die Kabinen für den ersten und den zweiten Offizier, die Kabinen für die Damen auf II. Klasse und die Kajüte für die Passagiere dieser Klasse, inklusive den Betten für die männlichen Passagiere. Die Passagiere III. Klasse schlafen auf den Küstenfahrern auf Deck unter freiem Himmel und suchen sich zwischen Risten und Ballen und Balken und Tonnen ein Plätzchen aus, wo sie sich hinlegen können, so gut oder schlecht es eben geht. Dann kommen Border- und Achterladeraum und Maschinenräume, endlich die Kajüte für die Passagiere I. Klasse mit den Kabinen für sie und den ersten Kapitän.

Schon eine zweite Klaf-Kajüte sieht sich sehr behäbig an — ungefähr wie die Stube eines soliden französischen Bourgeois, die ja auch oft Wohn- und Schlafzimmer zugleich

ist — hochelegant die erste. Doch bleiben wir bei der zweiten. Die Möbel sind komfortabel, wie jene von Leuten, die einen rechtschaffenen Bazen versteuern. An den Seitenwänden laufen weiche Divans, ob denen sich, wie Nester an der Mauer, die Betten — nein — die Bettchen hinziehen, je zwei übereinander und sechs der Reihe nach. Die obern an den Lufen oder Fensterchen sind wegen Kühle und frischer Luft die begehrteren. Sie bestehen aus einer auf Bändern ruhenden, weichen Matratze, Kissen, blendend weißer Linge und Decke. Beim Schlafengehen zieht man sich die Oberkleider unten aus, turnt dann hinauf, zieht die Vorhänge vor, macht vollständige Nachttoilette und schläft — schläft, wie ein Murmeltier, doch nein, das wäre nicht seemännisch, also wie eine Wöve; ich weiß zwar nicht, wie die schlafen. Zu Kopfhöhe ist ob jedem Bett ein Gefäß angebracht, das allfällig Seekranken zu ebenso bekannten als erschütternden Zwecken dient. Die ganze Nacht hindurch brennt elektrisches Licht in der Kajüte.

Was die Winde betrifft, so heißen der Südwind Sirocco, der Nordwest, hier der Gutwetterwind, Maestral, und der Nordost die Bora. Die Bora, die fürchterliche Bora, die hauptsächlich im Winter und im Frühjahr wüthet, ist nicht bloß der Schrecken der Karsthochebenen, sondern auch jener der Adria und ihrer östlichen Küsten und Inseln. Wenn sie, fürchtbar, wie einst Lamerlans blutdürstige Scharen, aus den asiatischen Steppen einherbraust und =pfeift und =heult, in jähem Absturz von den fast kahlen dalmatinischen Felsenbergen heruntertobt, durch nichts gedämmt, durch nichts gehemmt, dann rast das ganze ungeheure Meer wie unter Peitschenhieben; Schlünde öffnen sich und Trichter, und haushoch türmen sich die Wellen am Cap von Istrien übereinander; die See scheint in eine schäumende und kochende und brodelnde Masse verwandelt zu sein, die in ohnmächtigem Grimme gegen ihren Peiniger sich bäumt. Der aber fegt hohnlachend den salzigen Wellenschaum und =Staub weiter und streut ihn mit dämonischer Freude über die schönen Inseln dahin im Bewußtsein,

ein weiteres Zerstörungswerk zu vollbringen. Die Bäuerinnen auf den Inseln fangen dann wohl zu weinen an. Zwar haben sie oft um Regen heiß gefleht, aber nicht um solchen, der schlimmer ist als Hagel, nicht um den Salzregen der Meeresflut, der erbarmungslos alles versengt, die jungen Saaten verbrennt, die jungen Schosse dörrt und jeden Trieb vernichtet!

Man hat den guten „Sultan“ einen großen alten Kasten gescholten, ein altmödiges Bauernhaus gegen die neuesten schwimmenden Paläste; alle Laster, alle Untugenden, die ein solcher Schiffskoloz ausüben kann, haben sie ihm auch nachgeredet, und haben gesagt, er sei ein ekler Roller und dummer Stampfer zugleich, d. h. ein Schiff, bei dem die Wellenbewegungen von vorn nach hinten und von rechts nach links und umgekehrt sich ganz besonders bemerklich machten, und desgleichen die großen Widerstände, welche die drehende Schraube im Wasser zu überwinden hat. Und es war wahr. Er verstand sich aufs Rollen und aufs Stampfen, der alte „Sultan“, und auf beides meisterlich, und von außen sah er auch häßlich genug und runzelig genug aus, gerade so wie ein rechter Seebär. Aber er ist mir in all den Tagen der Hin- und teilweise der Rückreise doch lieb geworden, der alte Bursche, der wetterfest und redig war, wie nur einer, lieb geworden, wie einem ein Hotel gar nie lieb werden kann und auch ein Gasthaus nicht — so lieb, wie ein schützendes, trauliches Heim und ein braver, starker Freund zugleich, den verlassen zu müssen einem ordentlich wehe thut.

Vom Schiffspersonal.

Koch. — Capitano Grimme. — Signor Descovic. — „Papagaro.“ — Matrosen.

Ich kann nicht alle Wackeren einzeln vorstellen, nicht den Kapitän und jeden der beiden ersten Offiziere, die auch Kapitäne genannt werden, nicht Maschinenchef, Bootsmann und Steuermann, nicht die vielgeplagten Matrosen und noch ge-

plagteren Schiffsjungen, die Cameriere nicht und ihren Stab von Garçons mit den Ohrfeigengesichtern, und nicht den großen, dicken Koch, einen Meister seines Faches, der wie ein zweiter Ritter Blaubart, die Hühner und Fische gleich duzendweise abstach, lustige Teige schlug, Tomaten auf das feinste präparierte, Salate ganz wunderbar mengte oder gelegentlich auch dem Küchenjungen eines auswischte, wenn er sich wieder einmal beim Naschen erwischt ließ. Offenbar war ihm nur dieses verboten und nicht das Naschen selber, denn der Bursche kaute stets, so viel man ihn sah.

Aber zweier Herren soll hier doch etwas näher gedacht sein.

Da ist zuerst Kapitän Grimme, „Signor Capitano Ermenegildo Grimme,“ wie man ihn titulierte. Eigentlich war er erster Schiffsoffizier; aber trotzdem war er für alle Welt *il onorevole capitano*, viel mehr capitano als der erste Kapitän. Jeder frug ihm nach; die Kaufleute, die an Bord kamen, die Honoratioren vom Lande, schüttelten immer ihm zuerst die Hand und mit ganz besonderer Vertraulichkeit und Herzlichkeit; er regelte auch die Posten, und es hatte etwas Seigneurmäßiges, wenn er im schmucken Kapitänboote, von vier Matrosen gerudert, die Post ans Land dirigierte und eine andere in Empfang nahm. Er hatte schrecklich viel zu thun, der arme Capitano Grimme, war ein geplagter Herr, und doch hatte er immer Zeit und zu allem Zeit, als nur zum Essen nicht.

Und ein bildhübscher, junger Mann war er auch, mit einer sonoren, weichen Stimme, die wie Orgel klang und beim Sprechen leise vibrierte, mit einem Teint, wie ein Mädchen, dunkelblondem, gewelltem Bart, blitzenden dunklen Augen, und die kleidsame, schneeweiße Kapitänuniform mit den goldenen Tressen und Sternen saß ihm wie angegossen. Trotz aller Heß und Haß fand man ihn stets guter Laune; für jedermann besaß er ein freundliches Wort, eine scherzende und neckende Bemerkung oder einen liebenswürdigen Wink.

Und wie alles ihn kannte, wo immer das Schiff von

Triest weg bis Cattaro anlief, so kannte er alle, rief jeden mit Namen an und war mit allen von einer gewinnenden Cordialität. Als zwar in Sebenico ein dalmatinisches Bürschchen sich als blinder Passagier aufs Schiff geschmuggelt hatte und erst auf See entdeckt wurde, erklärte er dem Kleinen ganz grimmig, er lasse ihn ohne weiteres am Mastbaum aufhängen. Nachdem jener aber ein weinerlich Gesicht zu machen anfing und beteuerte, keinen Kreuzer Geld zu haben, krümmte er ihm kein Härchen. Armer Capitano! Diesmal hatte man ihn darangekriegt. Denn neben dem Kleinen stand sein eigener Vater, verriet aber mit keiner Miene, daß es sich um seinen Sprößling handelte, und so gänzlich hat ein Vater einen Sohn noch nie verleugnet und ein Sohn seinen Vater nicht, wie diese beiden hier, die sich erst wieder kannten, als sie in Trau (Tra-u) das Schiff verließen, glücklich, um das Fahrgehalt für den Jungen herumgekommen zu sein. „Warte, Halblunke,“ knurrte il capitano nachträglich!

Waren Damen an Bord, besonders junge Damen und hübsche Damen — und es hatte beinahe immer welche — so war unser Capitano der ritterlichste Mann der ganzen Adria, kein fader Courschneider, bewahre, sondern von einer kavalieren Galanterie, so eine Art richtiger Meerprinz. Und ich hätte niemanden raten mögen, ihm hier in die Gehäge zu kommen. Denn für die Damen existierte nur er. Sie überschütteten ihn mit harmloser Huld, mit bezaubernden Blicken und mit dem minnigsten Lächeln: so eine glutäugige Barenserin, die nach Spalato fuhr, so zwei bezaubernde Spalatinerinnen, so wiederum zwei allerliebste Töchter eines pensionierten Obersten — eine Rosa- und eine Purnelle — die mit Papa von einer Reise aus Bosnien herkamen und dem Capitän zu Ehren sich schon am zweiten Tage vom Kopf bis zu den Füßen à la Marine trugen. Das Kostüm stand den Mädchen zum Entzücken, zu reizend fast für den armen Capitano. Und wenn die einen fort waren, seufzte il capitano einen Moment kläglich und that, als wäre eine ganze Sonne

erloschen; aber kaum schneite es ein paar andere lebendige Granatblüten an Bord, huldigte er wieder diesen. Das war nun eigentlich abscheulich vom Capitano! Was that's? Die Damen hätschelten ihn darum doch und verhätschelten ihn nach Noten.

Dagegen verhätschelte niemand meinen lieben, guten Signor Giuseppe Descovic; der wurde nur immer hin- und hergejagt; „Signor Descovic hier,“ „Signor Descovic dort“, „Descovic dies,“ „Descovic das“, so hieß es und schnauzte es oft den lieben, langen Tag und die halbe Nacht auch noch, und ging etwas schief, so war der arme Descovic schuld, und ging etwas gut, so war es ganz sicher wieder nicht sein Verdienst, gerade so wie bei einem Journalisten im lieben Schweizerland. Hätschelte aber niemand ihn, so hätschelte dafür er seine Passagiere im allgemeinen und mich im besondern. Am morgen titulierte er mich Signor Redattore, mittags Signor Dottore und abends Signor Professore.

Er war ein kleines, schwächtiges, ein wenig verschrumpftes Männchen mit etwas melancholischem Blick und Wesen, dennoch stets dienstfertig, und amtierte als Cameriere auf der Zweiten.

Ein Cameriere ist ein gewichtiger Mann!

Er macht die zweite Billettkontrolle, beaufsichtigt das Gepäck, serviert das Essen, weist die Betten zu, zieht sie jeden Tag mit frischer Linge an, hilft einem bei der Toilette, näht Knöpfe an, sorgt dafür, daß der Junge die Schuhe blank pußt, wartet der Seekranken und stellt die Rechnung; kurz, er ist Wirt und Wirtin, Kellner und Zimmermädchen, Beamter und Diener zugleich.

Besorgter aber als Signor Descovic um das Wohl seiner Passagiere kann keine Mutter um ihre Kinder sein. Wie er sich wehrte und kämpfte, wenn man ihm für das Dessert seiner Schutzbefohlenen nicht ebenfalls nur erlesenste Früchte geben wollte, oder vom Geflügel nur die weniger guten Bissen oder vom Fisch bloß die zweitbesten Stücke. Das konnte ihn schon ganz rasend machen! Und beim Essen setzte er den

Passagieren zu, als hätten sie ihr Leben lang gehungert, und trotzdem man aß, wie man am Lande nie ißt, aß, wie Drescher essen, und Mengen vertilgte, die man sich vordem nie zugemutet hätte, murmelte Signor Descovic mit seiner trübseligen Bassstimme immer wieder: „Sie müssen essen; die Meerluft zehrt.“ Und war man gut bei ihm angeschrieben, hatte er für einen zwischen den Mahlzeiten noch immer eine prächtige Traube auf der Seite, oder einen köstlichen Pfirsich oder eine duftende Melonenschnitte. Wer aber prätentios und prahlreich auftrat und befehlen wollte, wo nur einer zu befehlen hatte, eben Descovic zu befehlen hatte, dem gegenüber konnte er kurz angebunden und knurrig sein, daß es eine Art hatte. Das hat ein Wiener Geschäftsreisender erfahren, der in Spalato an Bord kam, in der Kajüte sogleich alles bemängelte und das Unterste zu oberst kehren wollte. Ihn that Freund Descovic nur, was er genau thun mußte, und man sah erst jetzt, wie wenig er eigentlich thun mußte und wie viel er thun konnte.

Aber mein guter Descovic hatte einen Kummer auf dem Herzen, einen großen Kummer, den er mir wohl zehnmal im tiefen Geheimnis offenbarte, aber schon seit Jahr und Tag auch jedem Passagier, jedem Schiffs- und Küchenjungen anvertraut hatte, einen geheimnisvollen Kummer, von dem er mit jedem sprach und mit sich selber sprach, und er sprach soviel mit sich selber, der brave Descovic.

Was ihn drückte, schwer drückte, war, daß sein seliger Vater es bis zum Capitano eines kleinen Finneser Dampfers gebracht hatte, er aber nur zum Cameriere zweiter Klasse. Das ließ ihm keine Ruhe, ließ ihn hadern mit dem Schicksal, sich einen verkannten und in seinen Tugenden und Vorzügen mißkannten Mann dünken. „26 anni cameriere al secondo,“ wie oft hat er es mir geklagt, „e Papa fu capitano, Signor redattore, capitano!“ Kapitän will Signor Descovic nun nicht mehr werden, aber Cameriere auf der ersten, das ist das letzte Ziel seines Ehrgeizes.

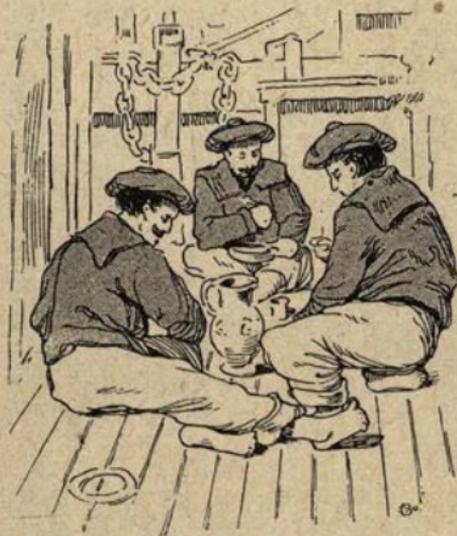
Wäre ich Vlohdirektor, ich würde dieses Sehnen schon längst gestillt haben, so leid es mir auch thäte, Signor Descovic nicht mehr als Cameriere der zweiten zu treffen, wenn ich wieder einmal an Bord des „Sultan“ käme, nicht mehr ihn, diese liebe, brave, treue Seele mit ihren uroriginellen Zügen. Und was würde erst sein Freund, der Nico Bacic von Valleggrande weit unten in Dalmatien, dazu sagen? Was? Und was Freund Descovic dann selber? Die Höhe ist nicht Glück, nicht einmal die Höhe eines Cameriere erster Klasse, Du Guter!

Eine Persönlichkeit an Bord darf ich auch nicht vergessen!

Jeden Morgen wurde nebst zwei zwitschernden Kanarienvögeln, prima Schlägern vom Harz, ein großer Papagei mit grün-rotem Gefieder auf Deck gebracht. Er war der Liebling der Damen, wußte es auch, nahm darum ihre Huldigungen mit würdiger Grandezza entgegen, und schrie jämmerlich, wenn er sich von ihnen vernachlässigt glaubte. Kraulten rosige Finger seinen Schnabel, wiegte er behaglich den Kopf und machte noch dümmere Augen als sonst; thaten es Herren, dann schnappte der verliebte Gauch. Gegen letztere verbarg er auch konsequent seine Kunst und Wissenschaft; rief ihm jedoch ein holder Mund „Papagaro“ zu, krächzte auch er in heiseren Tönen: „Papagaro“, und hieß ein solcher ihn erst: „Caro Papagaro, mio caro Papagaro,“ quietste der Kerl eine ganze Länge: „Caro Papagaro, caro, caro, mio caro Papagaro.“ So ging es den ganzen Tag um ihn her, und Süßigkeiten bekam er in Mengen zu schlecken, daß sich das größte Mädchenpensionat die Nägen daran verdorben hätte. Ich habe diese Tiere nie besonders leiden mögen. Sie kommen mir ebenso prätentios vor, wie dumme Menschen in aufgedonnertem Puz. Beide Sorten essen schrecklich viel, verdauen schrecklich viel und werden alt, schrecklich alt dabei!

Soll ich nun am Ende doch noch Einiges von den Matrosen erzählen?

Mein Gott! Das ist ein mühselig Dasein, das fast keinen



Sonntag und Feiertag kennt, immer an der Arbeit ist — meist an harter, rauher Arbeit, die den Schweiß stromweise aus den Poren preßt — Tag und Nacht, und kaum sechs von vierundzwanzig Stunden Ruhe hat, oft auch nur vier. Man muß die Leute sehen, wie sie in den Ruhepausen förmlich in den Schlaf hineintaukeln, um zu wissen, wie müde sie sich gearbeitet haben, wie todmüde. Dabei ist die Löh-

nung nach unsern Begriffen eher karg, die Verpflegung dagegen, so weit ich sehen konnte, gut und reichlich, und es hat mich oft nach einer Schüssel Matrosen-Minestra gelüstet, in der Maccaroni, Zuckererbsen und Tomatenschnitzel so appetitlich herumschwammen, daß es eine Freude war. Eine Lust ist es auch, die Leute essen zu sehen; so ist überquellende Kraft und Gesundheit. Aber erst die Schiffsjungen! Bei ihnen beginnt das Fabelhafte.

Der Schlag ist anders, als jener norddeutscher und englischer Matrosen, wie die Maler ihn malen, breitschultrig, bärenmäßig und schwerfällig. Es sind meist lange, schlanke Männer, in allen Bewegungen gelenkig und elastisch, wie Delfine, die im Wasser spielen, dunkelfarbige Gesellen, mit schwarzen Haaren und Bart, noch schwärzern Augen und perlweißen Zähnen. Und trotz aller Mühsal sind sie meist bei gutem Humor, lassen einem derben Witz die Zügel schießen und der Schalk sitzt ihnen auch im Nacken, besonders Sonntags früh, wenn sie das Deck blank scheuern und putzen, so blank, wie eine deutsche Hausfrau des Samstags ihre Stube, und dabei die Passagiere von einem Eck ins andere drängen, und sich königlich freuen, wenn einer alsdann von einer

Wasserlache in eine zweite gerät. Bedenken mag man nun aber auch, daß die Matrosen auf den Lloyd dampfern ein Herrndasein gegenüber jenen auf den Seglern haben, wo die Löhnung geringer, die Verpflegung unendlich schlechter ist und das Proletarierdasein unter dem Seevolke beginnt.

Auf der Fahrt.

Küstenbilder. — Meerbilder. — Stimmungen. — Städte und Städtchen.

Während der ersten Umschau unter Schiff und Mannschaft ist der „Sultan“ schon lange in See gestochen und bewegt sich in sanftem Wiegen und Schaukeln vorwärts, wie ein guter Traber. Ein leichter Maestral kräufelt das Meer, steckt den kleinen Wellen hin und wieder Kämme aus weißem Kristall auf und fächelt eine angenehme Kühle an Bord.

Das von Höhen ummuschelte Triest, das sich vom Meere aus stolz ansieht, gleich einer ruhenden Königin, von ihren Vasallen umgeben, entschwindet immer mehr und mehr, und dann, da das Schiff den engeren Golf von Triest ganz verläßt und in den großen einbiegt, scheint es eine Weile in die offene See hinauszueilen, hinaus auf die endlose Wasserfläche, wo Himmel und Meer mutterseelenallein die Herzen sich leeren. Aber schon nähert es sich wieder der Küste Istriens, der entlang nun die ganze Fahrt geht bis zur Punta di Promotore, der wilden Südspitze der istrischen Halbinsel.

Es ist eine entzückende Fahrt, nicht berauschend, nicht großartig, aber von einer unendlich harmonischen Schönheit voll Individualität, der es auch an pittoresken Einzelmomenten nicht fehlt. Man späht zwar vergeblich nach einer üppig wuchernden Südländvegetation, die alles, was Erde heißt, umschlingt und umwallt, vergeblich auch nach dunkeln Wäldern, nach grünen Wiesen und wogenden Feldern, wie sie die Ufer unserer Seen so lieblich umrahmen; aber an den bald mehr bald weniger hohen und steilen, felsigen Ufern klettert die Weinrebe herum, Feigenbäume strecken ihr ungelenktes Geäst

mit den großen und grünen Blättern bis zu den Wellen herunter und wechseln mit Pflanzungen von Olivenbäumen ab, deren silbergrau angehauchtes Blattwerk, ähnlich dem mancher unserer Weiden, dem Vegetationsbilde ein eigenartiges Kolorit verleiht. Nebenbei bemerkt, verspreche man sich von einem Olivenhain nicht zu viel. Er atmet keine Poesie als Ganzes, weder wenn man in ihm ist, noch von weitem; sie beginnt erst beim Olivenzweig, der etwas fast überirdisch Reines und Sanftes in seinen Formen hat, das richtige Symbol des Friedens, der Versöhnung, als welches ihn die Taube nach der Sündflut auf die Erde trug.

Dann sind es wieder Scoglien, die das Auge fesseln, kleine, kahle Felseninseln, die in abenteuerlichen Formen aus dem Meere ragen und sich von weitem ansehen bald wie mächtige Schildkröten, bald wie Wale, die sich sonnen.

Der Farbenton der Küste ist kein grüner, grün und blau ist eigentlich schlechte Mischung, sondern eher ein matt silbergrauer mit grüngelben und grünen Strichen und Linien und Punkten durchsetzt. Er giebt mit dem tiefblauen Himmel dem Meere jenes wundervolle azurene Leuchten, daß man meint, man schwebe auf dieses Himmels eigenem Blau dahin, giebt dem ganzen Naturbilde den von keinem Schatten unterbrochenen Lichtglanz, jene Lichtsatttheit, in der alles förmlich in Licht aufgelöst und von seinen goldenen Tinten durchleuchtet zu sein scheint, alles eine ruhige, ungetrübte Heiterkeit, ein minniges Lächeln atmet und die Menschenseele selber in Sonnenwonne sich badet, die sie mit dem Ahnen eines Lichtes erfüllt, das keine Schatten kannte, kennt und in Ewigkeit nicht kennen wird.

Wieder geht es an mancher anmutigen Bucht vorbei, an Buchten, so still und träumerisch, wie unsere kleinen Landseen, wie geschaffen, um im Rahne darüber hinzugleiten und zu sinnern und zu träumen von einem Reiche, das nur den Frieden kennt und nur die Liebe.

Und auf dem Meere schwimmen mit sanft geschwellten

Segeln in weiß und grau und gelb kleine und größere Barken dahin, Waren- und Fischerbarken, darunter auch solche der Männer von Chioggia, der Fischerinsel bei Venedig. Die Chioggioten sind arme Leute, mit roten Mützen auf den wirren schwarzen Locken, einer roten Schärpe um den Leib und großen Ringen im Ohr, wetterharte, verwegene Gesellen, die fast die ganze Adria abfischen bis hinüber zu den Küsten von Istrien und Dalmatien, welche ihnen mehr und bessere Beute versprechen, als die glattabfallende, injellose italienische Ostküste.

So giebt es immer etwas Neues, etwas Schönes zu sehen. Ich bin um so vergnügter dabei, als ich finde, das Meerfahren sei eigentlich ein reiner Spaß, und weise denke: „Mag auch ein Sturm kommen, seekrank soll er dich nicht finden; du starrst einfach nicht in die endlose Wasserfläche, sondern siehst konsequent nach der Landseite hin, und dann macht das Schütteln so wenig, wie bei einem Wetter auf dem Bodensee.“ Man muß nur immer ein bißchen schlau sein — nicht wahr, Papagaro, caro Papagaro?

Kommt auch nicht Ort an Ort, Gehöst an Gehöst in Sicht, so ist es doch bald ein reizend verwildertes Städtchen mit eckigen, winkligen Häusern und Häuschen, auf deren Dächern Gras wächst und aus deren Mauerrißen kleine Moosrasen herausquellen, dann wieder ein halb zerfallenes Kastell in einsamer Verlassenheit, schlanke Leuchttürme oder ein Schloß, das weit und stolz ins Meer hinauslugt.

Da ist zuerst, 10 000 Seelen stark, Capo d'Istria, in bezaubernder Lage und Umgebung mit einem Uebergang von Bucht zu Bucht, wie über die Nase bei Buonas am Zugersee, dann das 12 000 Einwohner zählende Pirano, das mit einem Gefächte, gleich dem Seeadler, trotzig einen steilen Felsenhügel hinaufklettert, trotzig, wie die Zinnen und Mauern, die es einst schützten, und auf mächtigen, senkrecht Mauerbogen schaute eine alte, alte Kirche in das Meer herunter, gliederfest und gerade trotz aller Runzeln wie ein alter See-

held. Dann kommen die Leuchttürme von Salvore und Umago, hinter welchem das hochgelegene Buje wie ein Sperber auslugt, „la spia dell' Istria“, der „istrische Spion“.

Immer weiter!

Man fährt an Schloß Daila vorbei, am uralten, lotterigen und schlotterigen und doch so malerischen Cittanuova, dessen Name die reinsten Ironie auf sein Aussehen ist, und am ehrwürdigen Parenzo mit seinem tausendjährigen Dome, der vor 600 und mehr Jahren das erste Rendezvous und die letzte Haltestelle der Kreuzfahrer war, ehe sie an die

syrische Küste zum erobernden Zuge ins heilige Land aufbrachen. „Gott will es,“ mag es tausendfältig aus rauhen Kehlen in den heiligen Hallen geklungen haben, und die Fäuste schlugen dröhnend an die gepanzerte Brust und die schweren Schlachtenschwerter klirrten dazu. Und manch wackerer Schweizermann, adelig

Blut und bürgerliches, mag auch mit darunter gewesen sein, um mit Hieb und Schlag zu streiten für die Unversehrtheit von des Erlösers Grab. Und dann gingen auch sie wieder in See, am Inselchen Orsera vorüber, auf dem neben einem zerfallenen Leuchtturm ein noch zerfalleneres Kloster liegt, in welchem schon



Tiranò.

lange, lange der fromme Gesang der Horen verklungen ist, und am Canale di Leme, der eng ist und schmal und felsig, wie ein Engpaß unserer Berge.

Jetzt sieht man auch, wie ein Riese aufragend, in weiter Ferne in vesuwartiger Gliederung den Monte Maggiore auf der Ostküste der Halbinsel. Einsam und allein strebt er in einer breitfüßigen Pyramide himmelan und beherrscht von jetzt an das Bild bis weit hinunter zur Insel Lussin. Und dann kommt Rovigno, das auf einer Felsenzunge gemessenmäßig hinansteigt, zwar auch schrecklich ungewaschen und ungekämmt aussieht, wie so viele Südländskinder, dabei sich aber auch so grazios trägt und giebt, wie diese.

Das Schiff eilt an Fasana vorüber und vorüber an den brionischen Inseln, die ein enger Kanal vom Festlande trennt, in welchem die Genuesen 1379 eine venetianische Flotte überfielen und in heißem Ringen vernichteten, und nun tritt dräuend und hochromantisch zugleich die Meerenge von Pola in Sicht.

Beim Schlendern durch Rovigno.

Eine Bemerkung. — Auf dem Domplatz. — Eine Vision. — Zwei Purpurgestalten. — Venetianischer Stil. — Marino Faliero. — Istrische Bauern. — Rovignaner Trauben und Blisse.

Der „Sultan“ hatte in Rovigno und Pola mehrstündigen Aufenthalt.

Nun aber eine Bemerkung voraus. Man wird sagen wollen: „Und da erfrecht der Mensch sich, darüber zu schreiben, kaum daß er nur die Nase hineingesteckt hat.“ Es ist aber mit solchen Dingen, wie mit einer richtigen Flasche Wein. Besser und reiner hat man Aroma und Würze, das, was des Weines Nase und Bouquet ist, nie als beim ersten Glas. Und bei jedem mehr, generalisiert sich, was Specialität daran ist, und dasjenige tritt immer stärker hervor, was schließlich

allen Weinen eigentümlich ist. So auch hier. Und darum kommt es vielleicht so oft vor, daß man umsoweniger sieht, je länger man an einem Orte weilt, indem der Blick für das ihm Eigentümliche, für seine charakteristischen Linien sich abstumpft.

Wie gesagt, es ist ein vielfach zerfekter und geflickter Mantel, den Rovigno trägt, und seine steinernen Häuser, die oft etwas Burgartiges besitzen, haben Haarbüschel auf dem Kopfe und Haare im Gesicht, und die Haare auf dem Kopfe sind die Rasen, die auf den Dächern wachsen, und die im Gesicht, das sind die Schlingpflanzen, die zu den Mauerspaltten herausquellen. Während auf dem „Sultan“ unter unaufhörlichem Gekreische der Ketten des Krahren Kisten und Fässer und Ballen ein- und ausgeladen werden, geht es hinauf zum Dom der heiligen Euphemia zu oberst in der Stadt. Sein stolzes Campanile trägt, weithin sichtbar, das Erzbild dieser Heiligen, deren Gebeine in einem Steinsarge der Kirche ruhen, und es ist, als ob ihr Bild segnend die Hände ausstreckte über Gefilde und Gewässer, hier den Sturm beschwörend, der dem Schiffer gefährlich wird, dort die Fieberdünste, die dem Boden entquellen und den schlichten Landmann bedrohen.

Wenn man dort oben steht, so sieht man schöne Buchtenränder und Buchtenwinkel zur Linken und zur Rechten und rundum das Meer, das zum Schutze vor der Sonnenglut einen feinen, weißen Schleier, mit goldenen Fäden durchwirkt, über sein Antlitz gezogen hat. Es ist wie ein Träumen mit offenen Augen, wie eine stille Berklärung, wie eine Vision.

Eine Vision?

Steigt dort nicht das alte Gissa, die berühmte Purpurstadt des Altertums, aus den Fluten auf? Man sieht seine Paläste, Tempel und Häuser wieder, das Gewoge in seinen Straßen, hier arbeitendes Volk, dort reiche Händler aus Rom und Byzanz und den asiatischen Residenzen, die für ihre königlichen Kunden die königliche Farbe einhandeln. Wer

Kaiser und Könige zu Kunden hat, wird reich, und Gissa war eine reiche Stadt. Dort in der Nähe, wo der Leuchtturm steht, soll es gestanden haben. Und dann — es sind nun fünfzehnhundert Jahre — wurde das Meer neidig auf soviel Reichtum der Menschen und eifersüchtig, daß diese ihm sein schönstes Farbenrätsel entrißen, und in wilder Laune verschlang es die Stadt mit allen ihren Bewohnern und begrub in seinem Schoße das Geheimnis, die schönste aller Farben, die je ein Menschenauge erfreute, zu erstellen, den Purpur. Gissa — ein Bineta der Adria.

Der Purpur war verloren! —

Doch nein! Dort schweben zwei Gestalten, wie lichte Himmelsgebilde vorüber, in Gewänder gehüllt, deren Farbenpracht leuchtender als das Rot von Gissa ist. Nun weist die eine schützend über dem Meerbade, das nicht weit von hier nach Art unserer Ferienkolonien für arme, skrofulöse Kinder errichtet ist, und die andere lehnt sinnend am Portale der Station, welche das Berliner-Aquarium zum Studium der Fauna der Adria in der Nähe errichtet hat. Und die eine der Gestalten ist die Wissenschaft und die andere die Charitas, die lieb und wonnig einherschreitet, wie die Engel vom Himmel, wenn sie auf Erden wandeln. Ihr Kleid ist auch königlicher Purpur, schöner noch als die Alten ihn kannten, die noch nicht den Blick besaßen für das Gottesstrahlen im Auge jener Genien.

Die Schatten verschwinden!

Man erzählte mir, wie manches arme Kind aus weiterer und näherer Umgebung in jenem Bade Heilung fand, neue Lebenskraft für den kleinen, siechen Körper. Und auf der Rückreise traf ich einen jungen Gelehrten aus Leipzig, eine Germanengestalt von fast idealer Schönheit. Er schilderte mir in begeisterten Worten den Reichtum an Ausbeute, die er in diesen Wochen an der zoologischen Station gefunden habe, einen Reichtum, ebenbürtig demjenigen der Station in Neapel, an der er das Jahr zuvor gearbeitet hatte.

Durchquert man die Stadt oder, besser gesagt, das Städtchen, so sieht man manches Gebäude, das Zeugnis von Venedigs einstiger Herrschaft an diesen Gestaden ablegt. Immer wieder stößt man auf den venetianischen Stil, oft nur noch in Fragmenten, manchmal aber auch in unversehrteter Totalität. Er atmet einen ureigenen Geist, mit seinen Anklängen ans Romanische, Normannische und Orientalische zugleich, den eigenen Geist der Geschichte jener stolzen, aber auch wieder grausamen Meereskönigin. Es ist weniger Löwenhaftes darin als das Leopardemäßige: Zierlichkeit und Weichheit, Geschmeidigkeit und Ueppigkeit, Stärke und Gewaltthätigkeit bis zur Brutalität und etwas, das hinter einem glatten, schönen Aeußeren tiefe Kerker und die berüchtigten Bleikammern birgt. Und wie diese Eigenschaften Gegensätze aneinanderreihen, thut auch er es, und doch ist Harmonie dabei und eine ganze Individualität. Wenige haben diese letztere, haben die Seeleneigenart des einstigen Venedig so tief erfaßt, wie Byron in „Die beiden Foscari“ und „Marino Faliero“, den zwei Dogen-Tragödien. Marino Faliero, der gewaltige Doge in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, hat mehr als einmal hier oben in Sankt Euphemia's Dom geweiht.

An diesen Küsten hat er für sein Venedig so mächtig gestritten und manchen glorreichen Sieg errungen, der ihn zum Abgott seines Volkes machte — und das Patriziat erhob ihn zum Dogen, vermählte ihn in glänzender Prunkfahrt unter betäubendem Jubel mit dem Meere und dann —

— — — „Ich starb sogleich für alles,
 Was ich gewesen, was sie mir gewesen,
 Nicht Freundschaft mehr, nicht Güte, noch Vertrauen:
 Ein jedes Band war plötzlich losgerissen.
 Sie nahten mir nicht mehr; das gab Verdacht;
 Sie liebten mich nicht mehr; das war Gesetz;
 Sie intriguierten; das war Politik;
 Sie täuschten mich; das war Patrizierpflicht;
 Sie kränkten mich; das war des Staats Gewohnheit,

Verweigerten mir Recht aus Furcht vor Argwoh'n.
 Ungürtet mit Spionen, statt der Garden,
 Mit Purpurkleidern, statt der Staatsgewalt,
 Stat: des Rates mit Kerkermeistern,
 Mit Höllequalen statt der Lebensfreude."

Und heiß wallt es im achtzigjährigen Greise auf, da er sich erinnert, was er für sein Venedig gestritten und gelitten:

„Ich focht und blutete, befahl und siegte,
 Oft schloß ich und vereitelte Verhandlung,
 Wie's mir als Vorteil meines Staats erschien.
 Schon war ich sechzig Jahre in Venedigs Dienst,
 Genug war mir an Lohn, wenn ich die Türme,
 Die teuren, nur von fern erblicken konnte,
 Die aus den blauen Fluten der Lagune
 Empor sich heben; doch ich blutete
 Und schwigte nicht für kleine Staatspartei'n,
 Und fragst Du mich, weshalb ich dies gethan?
 Frag' Du den Pelikan, weshalb die Brust
 Er aufgerissen? Hätt' er Stimme, sicher,
 Er sagte Dir: für alle seine Jungen."

Aber das war ja eben Falieros Verbrechen, daß er nicht bloß für das Patriziat, nicht bloß für den Senat, den Rat der Vierzig und den Rat der Zehn, sein Lebenlang wollte gekämpft haben, sondern für sein -- Volk.

„Kann ich das Scepter nicht in Stücke schlagen,
 Das hundertarmig die Patrizier halten,
 Das Volk mißachtend und als Sklaven selbst
 Den Fürsten unterdrückend."

Und er wollte die Herrschaft der Geschlechter brechen.
 Da warfen sie ihn in den Kerker, und finster grollt der heldenhafte Greis:

— — „Jetzt sterb' ich, einst gerächt:
 Es schweben aus zukünft'ger Zeiten Abgrund

Empor Jahrhunderte, die klar den Augen,
 Bevor sie schließen, dieser stolzen Stadt
 Verhängnis zeigen. Ihr und ihren Söhnen
 Vermach' ich meinen Fluch auf ew'ge Zeiten.
 Schon jetzt erzeugen schweigend sich die Stunden
 Des Tags, an welchem sie, die einst als Bollwerk
 Sich gegen Attila erhoben hat,
 Blutlos und feig und niedrig weichen wird
 Vor einem Bastard Attila. Dann wird sie
 In ihrem letzten Widerstand nicht einmal
 So viel an Blut verspritzen, wie als Opfer
 Aus diesen Adern fließen wird,
 Die oft zu ihrem Schutz sich ausgeleert.
 Sie wird verkauft und angekauft, den Herrschern,
 Die sie verachten, nur ein Zubehör." — — —

Und jetzt führen die Patrizier und ihre Schergen den
 Sieger von Zara und Capo d'Istria in den Hof des her-
 zoglichen Palastes zu Venedig, und ein Bürger erzählt dem
 andern draußen vor dem Gitter:

„Dem Dogen naht sich einer — von dem Haupt
 Wird ihm der Herzogsschmuck hinweggenommen.
 Zum Himmel hebt er seinen Blick.“ — — —

Und dann:

„Die Riesentreppe rollt das Haupt hinab.“
 — — — — —

Marino Falieros Gebeine ruhen in San Giovanni e
 Paolo in Venedig.

Der Fluch des großen Dogen hat sich an seiner Vater-
 stadt längst erfüllt, und auch von Rovigno sind die einstigen
 Capitani Venedigs schon lange abgezogen.

Rovigno ist ein seltsames Gemisch eines Bauern-, Fischer-
 und Kaufmannsstädtchens. Es ist jedes dieser drei. Die
 Fischergilde ist hier zahlreicher vertreten, als auf jedem an-



deren Plaz Istriens. Die Bauern einer weiteren Umgebung wohnen desgleichen in der Stadt, weil die Campagna, wie schon angedeutet, Fieber erzeugt. Und daneben ist Rovigno ein bedeutender Handelsplatz für Weine, Oliven, Haselnüsse und Sardellen.

Hier habe ich auch istrische Bauern im Sonntagsstaat gesehen. Der Schlag ist mittelgroß und kräftig, seine Tracht hübsch. In seinen verzierten Lederschuhcn, den engen weißen Wollhosen, dem weitärmlichen weißen Hemd, mit einer Krause vorn, der dunkeln Weste und der cerevisartigen, schwarzen Mütze, sieht er recht stattlich aus, und auch der Ring im linken Ohr macht sich gar nicht übel. Viel malerischer

erschien mir aber ein Taufzug, der auf einem Rahne daher schwamm. Das Meer wiegte den Täufling sanft wie eine Mutter.

Rovignos erste Specialität ist der Wein, der als der beste Istriens gilt, ein herrlicher Tropfen, voll Bouquet, Kraft und Feuer. Noch besser haben mir die Trauben von Rovigno gemundet, die die Meraner und Walliser übertreffen. Es sind mittelgroße, blaßblaue Früchte, etwas kleinbeerig und engbeerig, was sie freilich nicht besonders handlich zum Essen macht; dafür sind sie aber von einer Feinheit des Aromas, von einer würzigen Süßigkeit und Zartheit der Schalen, die einzig sind. Und diese Krone der Trauben kostete sechs Kreuzer, sage und schreibe sechs Kreuzer das halbe Kilo. Im Bäderer stand geschrieben, daß die Haselnüsse von Rovigno die größten und berühmtesten der Welt seien. Man sah denn auch Haselnüsse en masse, auf Matten an den Straßen zum Dörren ausgebreitet. Es waren ganz stattliche Dinger, aber die größten Haselnüsse der Welt hatte

ich mir entschieden größer vorgestellt, ungefähr wie kleine Kartoffeln, während diese doch nur wie große Kirichen waren. Gekauft habe ich aber doch solche, und gefunden, daß sie, trotz ihrer Weltberühmtheit, genau so schmecken, wie die Haselnüsse bei uns.

Alles kehrte Trauben- und Nüsse-beladen an Bord zurück, wo ein lustiges Schnabulieren begann, in das hinein Cocomerig krächzte: „Papagaro, caro Papagaro.“

Allerlei Passagiere.

Santik. — Ghemo. — Winke betreffend Montenegro. — Tolle Widersprüche. —

Man muß sich einen dalmatinischen Küstendampfer nicht voll von Passagieren vorstellen, wie etwa einen Ueberseer oder unsere Binnendampfer. Ueber die eigentliche Zone der Ausflüger ist man nun so wie so hinaus; einige letzte finden sich noch bis Zara, höchstens bis Spalato, von da aber nur noch solche, für die des Reisens Wonne im Studium liegt. Findet man ein gutes Duzend Passagiere I. und II. Klasse und ungefähr ebensoviel auf III., so hat man alles beieinander, die Sonntage ausgenommen. In Triest waren einige Damen aus Pola an Bord gekommen, die sich die ganze Zeit mit Cocomer zu schaffen machten und von Rovigno weg Haselnüsse mit den schneeweißen Zähnen knackten, dann ein Marineoffizier, ein aristokratischer Herr, der in einer mir unbekanntem, neuen Dichtung über einen unserer Werdenberge las und mit mir einige Bemerkungen über die Schweiz wechselte. Ein Triestiner Kaufmann räsonnierte über die Tollheit der italienischen Bewegung in Triest und meinte, wenn dieses erst zu Italien käme, würde es mit seiner jetzigen Blüte und Bedeutung alle sein. Der Mann hatte Recht.

Weiter waren da ein junger italienischer Abbate, ein stiller, schöner Herr, der zu Verwandten nach Zara reiste, zwei norddeutsche Vergnügungsreisende, die gewisse Nachteile

des Reisens zu zweit praktisch demonstrierten, indem sie nur mit sich selber sich abgaben, was sich zu Hause viel angenehmer thun läßt, und zwei außerordentlich liebenswürdige Dalmatiner.

Der eine, ein Herr Santic, war aus Cittavecchia, hatte mehrere Jahre in Südamerika gewohnt und wollte nun zur heimathlichen Insel zurückkehren, wohl um sich ein liebes Fräulein zu holen. Der etwas schwächliche Herr war von jener eigenartigen Eleganz, die wir bei uns unter manchen Engadinern finden, die Jahre lang draußen in der Welt weilten. Ein paar Linien des heimathlichen Thales sind stets auch noch vorhanden. Herr Santic war ganz selig und wollte mich in Zara vor eitel Heimatswonne in Maraschino fast ertränken. Der andere war ein Herr Ghemo, ein Leder-Großhändler aus Spalato. Man wollte den wackern Ghemo nachher bei mir als dalmatinischen Juden anschwärzen — ein wenig Antisemitismus scheint auch schon da unten Trumpf zu sein — aber als wir in Zara miteinander etliche Kirchen besuchten, benahm er sich überaus respektvoll und würdig, und wenn er nun trotzdem auch ein Jude gewesen wäre, so hat mir der Mann doch sehr gut gefallen, und ich bin ihm für manchen guten Wink zu Dank verpflichtet.

Er war früher Reisender einer italienischen Großfirma, hatte in dieser Eigenschaft fast ganz Deutschland und Oesterreich bereist und kannte sich in Berlin und Wien so gut aus, wie in Hamburg, Köln, Leipzig oder Prag. Nun trieb er einen eigenen Handel längs der ganzen Küste und ins Innere bis hinein nach der Herzegowina und Montenegro, wo allüberall er jeden Platz und Land und Leute persönlich aufs genaueste kannte. Er war nach Triest gekommen, um dort Studien in einer Schuhschäufabrik zu machen, da er eine solche in Spalato zu errichten beabsichtigte, als erstes Etablissement dieser Art in Dalmatien, dem Lande der Spanken.

Herr Ghemo gab mir Adressen empfehlenswerter Gasthäuser von Spalato bis Cattaro und Cettinje und trug mir

für jeden Ort Grüße auf, die mich einführen würden und auch einführten, sagte mir ferner, wo ich gewisser Insekten wegen nicht zukehren solle, wo es gute dalmatinische und fremde Küche gab, wie bei Novak in Spalato, mit einem Worte, er erwies sich als ein Mentor, wie man ihn sich besser nicht wünschen kann, zeigte und erklärte mir jeden Winkel der Küste machte mich auf jede Eigentümlichkeit der See aufmerksam und seiner Bewohner.

Er war der erste, der aus Selbstanschauung von Montenegro berichten konnte. „Glauben Sie, ich darf riskieren, allein zu Fuß nach Cetinje zu wandern?“ „Gewiß! Es wird zwar anstrengend sein für Sie, besonders Ihrer Lederschuhe wegen. Aber in Bezug auf Sicherheit gehen Sie ganz ruhig. Sie können die Taschen so voll Gold haben, daß es völlig zu denselben herauslangt, und dann können Sie sich die Augen verbinden lassen und ganz Montenegro durchwandern, und am Ende der Reise wird Ihnen keine einzige Münze fehlen. Haben Sie aber eine verloren, bekommen Sie dieselbe auch sicher wieder zurück, sofern sie überhaupt gefunden wird.“ „Der Montenegriner,“ fuhr Herr Ghemo fort, „ist der ehrlichste Mann der ganzen Welt, und das Haupt des Fremden, der ihn nicht beleidigt, ist ihm heilig. Nur muß man Wißbegier und Neugier nicht auch auf das weibliche Geschlecht, die „femme“, ausdehnen wollen; das Interesse an ihm macht einen Mann in den Augen des Montenegriners verächtlich. Gleichwie er dasselbe, ob Mutter, Schwester, Frau oder Tochter, in der Deffentlichkeit ignoriert, soll es der Fremde auch thun.“ „Uebrigens,“ fügte er lachend bei, „kommen Sie nach dieser Richtung kaum in besondere Versuchung; denn die Töchter der Crna gora sind scheu wie die Wildkazen, und meist auch häßlich wie die Eulen.“ Und weiter mahnte mich Herr Ghemo, in Cetinje allfälligen Militärübungen beizuwohnen und mir bei den dortigen Albanesen ein gehöriges Quantum türkischen Tabak einzukaufen, der zum besten der ganzen Balkanhalbinsel gehöre und spottwohlfeil sei.

Der gute Herr Ghemo!

Die Winke betreffend die Sicherheit einer Fußreise nach Montenegro ohne Begleitung verfolgten mich in den nächsten Tagen bis zum Tollwerden. Kaum, daß einer genau wieder sagte, was schon Ghemo gesagt hatte, kam ein anderer, der Montenegro ebenfalls so genau wie seine Hosentasche kennen wollte, erzählte das pure Gegenteil, und erklärte, mein Vorhaben sei eine Waghalsigkeit, die bloß mit dem Verluste von Ohren und Nase zu büßen, ich froh sein sollte. Und stellte man mir am einen Tage die Männer der schwarzen Berge als wahre Ideale jeglicher Mannestugend dar, schilderte man sie tags darauf sicher wieder als blutdürstige Wölfe, als halbe Teufel, die kein größeres Vergnügen kannten, als einen Fremden mit ihren langen Dolchmessern zu kizeln.

Genug! Ich war schon am ersten Tage um liebe und gute Gesellschaft nicht verlegen und sollte auch weiterhin stets solche finden. „Man muß dem Himmel auch etwas vertrauen!“

Von Sitten und Sagen.

Freund Glauscher über den Nationalitätenhader. — Taufe. — Freien. Sterbebränje. — Vom Bwerge Bosetti. — Sankt Antonius und der Teufel. — Christus und die geizige Wittib.

Die Städte an der Küste bergen in Mehrheit eine Bevölkerung italienischer Abkunft; auf dem Lande aber herrscht fast ausschließlich das slavische Element vor — im Osten auch in den Städten — das sich wieder in Slovenen und Kroaten teilt, wie schon erwähnt zwei Bruderstämme, die im VI. und VII. Jahrhundert als Hirten und Ackerbauer vom Lande Besitz nahmen und darin geblieben sind.

„Sie müssen wissen,“ sagte mein verehrter Freund Glauscher aus Capo d'Istria, „daß es in unserm gesegneten Oesterreich keinen Fuß breit Boden giebt, den sich nicht zwei oder drei Nationalitäten streitig machen. In Galizien drangsalieren die Polen Deutsche und Juden; in Ungarn drücken

die Magyaren auf Deutsche, Rumänen und Serben; in Kroatien zanken sich Magyaren und Kroaten; in Böhmen chikanieren die Czechen die Deutschen; in der Wiener Gegend umgekehrt die letzteren die ersteren; in Kärnten, der Steiermark und Krain zausen Slovenen und Deutsche; in Tirol Deutsche und Italiener; in der Triestiner Gegend Italiener, Slovenen und Deutsche; in Istrien und Dalmatien endlich bekämpfen sich Italiener, Slovenen, Kroaten und Serbokroaten. Wir haben in Oesterreich immer gleich ein volles Duzend Sprachenfragen, Nationalitätenfragen und Rassenfragen.“ Und da meinte der liebe Herr Glauscher, ich sollte klug daraus werden, während er selbst es auch nicht wurde.

Man hatte mir viel Gutes von den Slaven Istriens erzählt, und vom Volkscharakter gilt im ganzen, was bereits vom Mandriere in Triest berichtet wurde; es ist ein einfacher, treuer Schlag, arbeitsam, nüchtern, scharfsinnig und auch wissbegierig. Hier möchte ich aber ein wenig plaudern, was ich über Sitten und Sagen inne wurde, und beginne, wie jeder ordentliche Christenmensch, bei der Taufe.

Kinderlos zu sein, gilt als großes Unglück in der Ehe, als Strafe Gottes, und darum ist die Taufe auch ein wahres Freudenfest, gleichviel, ob es sich um einen Knaben handelt oder um ein Mädchen, trotzdem die armen Mägdelein ein wenig als Geschöpfchen zweiter Klasse gelten. Fühlt die Mutter die Zeit der Entbindung heranrücken, geht sie zu Beichte und Kommunion, und tritt die schwere Stunde ein, wird das in der Wohnstube befindliche Bett verhängt und niemand hat Zutritt — auch der Mann nicht — als die „helfende Frau“, die viel öfter ein erfahreneres, älteres Weib ist, denn eine Hebamme. Das Kind wird mit Jubel begrüßt und baldmöglichst getauft. Von der Taufe zurückgekehrt, küßt der Vater die Paten und besiegelt damit eine geistige Verwandtschaft, die für das ganze Leben als heilig, und welche zu entehren, als verabscheuungswürdig gilt. Um wieviel reiner hat sich beim istrischen Slaven die christliche Auffassung der

Patenschaft noch erhalten, als bei uns, wo sie meist zu einem bloßen Formentram oder zu einer schlecht verhüllten Bettelei herabgesunken ist. Beim Tauffchmause, an dem auch die Wöchnerin teilnimmt, bringt der Pate das erste Glas — der südslawische Bauer kennt keinen Festanlaß ohne Trinksprüche — Mutter und Kind, welchem letzteren er in feierlichen Worten wünscht, „der Engel möge werden, so wie sein Großvater und seiner würdig,“ wenn es ein Knabe ist, oder wie seine Großmutter, falls es sich um ein Mädchen handelt. Die Pflege der Wöchnerin ist eine sehr sorgfältige. In den ersten Wochen darf sie aber nur in den Strümpfen im Hause umhergehen, und ehe sie die Hausarbeiten wieder aufnimmt, gilt der erste Gang außer dem Hause der Kirche, an deren Portal der Geistliche sie erwartet und segnet, worauf er die Messe liest, der die Mutter mit einer brennenden Kerze in der Hand beivohnt.

Beim Freien herrschen wiederum zum Teil sehr charakteristische, zum Teil außerordentlich sinnige Gebräuche. Ehe der Jüngling zu einem Mädchen darf, muß er in den Kreis der reifern Jugend, eine Art Bruderschaft der Jünglinge des Ortes, aufgenommen sein, wobei für die Aufnahme ein Alter von 18 Jahren und ein intakter Ruf in geschlechtlicher Beziehung Vorbedingung sind. Läßt ein Bursche sich beikommen, vor der Aufnahme zu einem Mädchen zu schleichen, wird er heimgeschickt wie ein blöder Junge, und zur Strafe wird seine Aufnahme in den Bund um ein Jahr hinausgeschoben. Diese Bruderschaften sind auch eine Art Schutzbündnis für die Lauterkeit der Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern, und gilt Untreue als verächtlich, so die Ausschreitung als geradezu verbrecherisch. Die Sittenreinheit, die man allüberall bei den südslawischen Stämmen trifft, erfüllt überhaupt mit aufrichtiger Hochachtung und Bewunderung.

Hat der Bursche sich ein Lieb erkoren, sagt er es Vater und Mutter, die nun bei den Eltern des Mädchens sondieren. Und wenn bei den Eltern des Jünglings allererste und Haupt-

frage ist, ob das Mädchen „gesunden Blutes und guter Mutter“ sei, so kümmern sich die Eltern des letztern wiederum zunächst, ob der Stamm des Jünglings „gesunden Familienblutes“ wäre. Das mag nun freilich sehr realistisch erscheinen, fast so realistisch, wie mancher Zug in unsern Viehzuchtgesetzen; aber es ist eine körnige und gesunde Realität, viel gesunder als jene unserer Hypertultur, die in solchen Dingen Prüderie heuchelt und immer und immer wieder nur nach dem Geldsacke fragt und um seinetwillen Mißgestalt und Krankheit in den Kauf nimmt und die Verantwortung für eine physisch verhungzte Nachkommenschaft.

Würdig wie bei Taufe und Freieung geht es auch beim Sterben zu. Als gelassener Mann lebt der Südslave, und so stirbt er auch. Kommt sein letztes Stündlein, läßt er zunächst Zeugen kommen, denen er seinen letzten Willen mitteilt, und hat er erst so seine irdischen Dinge im Reinen, wendet er sich dem Ewigen zu mit dem andächtigen Empfange der Sterbesakramente. Und dann kommen die Freunde, Verwandten und Nachbarn, besprengen den Sterbenden mit Weihwasser, küssen ihn und beten für ihn, bitten ihn um Verzeihung und bleiben bei ihm bis zum Tode. Schon bei den letzten Zügen fangen die Weiber an, leise zu weinen, und da er gestorben ist, heben sie ein lautes Klagen an, das aufs neue beginnt, wenn sie seinen Leichnam waschen und anziehen, ihn in den Sarg legen und der Sarg zugenagelt wird. Zum Grabe selber kommen nur die Männer, die eine Schaufel Erde auf den Sarg werfen mit den Worten: „Gott, erbarme



dich seiner". Bei der Heimkehr von der Kirche singen die Weiber die in wenig Molltönen gehaltenen, düstern Klage-
lieder, worin sie die Tugenden des Verstorbenen preisen,
seinen Fleiß, seine Frömmigkeit, seine Güte, die Schönheit
seiner Gestalt, den Blick seiner Augen und ihn bitten, „im
Himmel alle andern lieben Toten recht herzlich zu grüßen".
Beim einfachen Leichenmahl werden diese Tugenden von einem
Redner erst recht gefeiert, zugleich aber die Anwesenden ge-
mahnt, „der Armen zu gedenken, nachdem sie im Verstorbenen
einen Freund verloren hätten", welche Mahnung Spenden
nach Kräften im Gefolge hat.

Ich will beifügen, daß, was ich hier als Gebräuche
der istrischen Slaven anführe, sich mehr oder weniger bei
allen südslavischen Stämmen wiederholt, nur daß z. B. die
Hochzeitsgebräuche beim Dalmatiner noch poesievoller sind,
die Totenklagen der montenegrinischen Weiber noch schwung-
voller aber auch wilder, indem sie sich oft nicht bloß jammernd
die Haare raufen, sondern die Gesichter blutig kratzen, um
die Größe ihres Schmerzes zum Ausdruck zu bringen.

Nun noch ein paar Sagen, die für das Volksdenken
typisch sind. Da ist eine der italienischen Istrier vom
Zwerge Bosetti, den seine Eltern Schuster werden ließen.
Der Kleine fand seinen Beruf für zu gering und ließ sich
bei einem König als Stallmeister verdingen. Ohne daß er
sich dessen versah, verschluckte ihn aber ein Pferd, und man
hatte die liebe Not, bis man den armen Bosetti wieder aus
dem Pferdebauch heraus bekam. Der Kleine hängt jetzt den
Stallmeisterfrack an die Wand und fing guten Mutes neuer-
dings zu schustern an. Die Sage ist nicht tief, immerhin eine
ganz artige Umschreibung des bekannten Wortes „Schuster
bleib bei deinem Leist."

Nun zwei Sagen der istrischen Slaven.

Jrgendwo auf der Halbinsel wurde eine Kapelle errichtet,
deren Bau der hl. Antonius ganz besonders protegierte. Der
Teufel, der auf diesen Heiligen schon bei Lebzeiten einen spe-

ziellen Grimm hatte, war wütend darob, und suchte mit allen Listen der Hölle den Heiligen vom Bau wegzukriegen, um diesen dann zu vernichten. Aber Sankt Antonius, der bereits im Leben mit dem Höllenfürsten fertig wurde, war auch nicht auf den Kopf gefallen und machte alle Satanstücken zu nichts. Da raffte der Teufel zu einem großen Coup sich auf. So sehr es ihm auch wider den Strich ging, schlüpfte er in eine Einsiedlerkutte, nahm einen Rosenkranz in die Hand und hinkte auf den Heiligen zu, that schrecklich fromm bei ihm, sagte, wie der Kapellenbau ihn freue, und bat, man möchte ihm doch ja alles zeigen daran. Sankt Antonius war allezeit eine gute Seele gewesen, und in seiner Herzensgüte ging er dem Teufel diesmal auf den Leim, führte ihn auf die Gerüste, wo Satan sich nur nach dem geeigneten Momente umsah, den Heiligen hinunterstürzen zu können. Schon hatte er zum gefährlichen Stoße ausgeholt, aber — o Pech — mit seinen Bocksfüßen hatte er sich dabei in die ihm ungewohnte Kutte verwickelt, verlor das Gleichgewicht und kugelte nun selber hinunter. Fluchend und ächzend erhob er sich mit zerschundenem Gesicht und zerschlagenen Gliedern mühsam vom Boden, rieb sich murrend und jurrend die schmerzenden Schenkel, Rücken und Seiten und hülpte, die Fäuste zornig gegen den Heiligen ballend, von dannen. Der aber stand auf dem Gerüste und lachte den dummen Teufel aus.

Diese Teufelsjage ist ein kleines Kabinettstück von Humor und Tieffinn.

Es sind ungemein feine Züge, da die Sage selbst den Heiligen sich einen Moment täuschen läßt, als der Teufel in die Kutte schlüpfte, daß aber gerade diese Kutte Satans Verhängnis wurde, und er, ungewohnt sie zu tragen, durch dieselbe zu Falle kam. Mich hat die alte Volksjage der istrischen Slaven angemetet, wie eine vordatierte, feine Ironie auf die Leo Tarilgeschichte. Der windige Franzose wußte auch einen Augenblick „Heilige“ zu täuschen, indem er in die Kutte schlüpfte, kam dann aber wie der Teufel in Istrien über den

Falten derselben zu Fall. Ferner frappierte mich die Aehnlichkeit dieser Sage mit einer im Meraner Burggrafenamt, die ich in „Questa la via“ erzählte. Nur ist die vorliegende psychologisch tiefer gedacht. Wieviel größer und humorvoller in ihren Zügen ist sie aber erst, als die bizarre und oberflächliche Sage der italienischen Istrien vom Zwerge Bosetti.

Jetzt noch die prächtige Sage von Christus und der geizigen Wittib.

Der liebe Heiland ging vor vielen, vielen Jahren einmal in Istrien über Land, um die Tugend der Leute auf die Probe zu stellen. Eines Abends kehrte er bei einer Witwe an, die ebenso reich als geizig war, und bat um Abendbrot und Nachtlager. Das Weib hatte nie viel auf Gastfreundschaft gehalten, so heilig sie auch dem Slaven ist, und sagte mürrisch zu Christus, er müsse des Morgens früh das Gebotene mit Dreschen abverdienen. Der Morgen kam, und das Weib wies Christus einen Haufen Frucht und einen Dreschflegel zur Arbeit an. Voll Hoheit winkte der Herr ihr ab, und streckte seine Hände aus. Eine Flamme zischte auf, wie ein Blitz, und sauber getrennt lagen auch schon Stroh und Frucht in zwei Haufen nebeneinander. Die geizige Alte dachte, das könne sie auch, und sagte zu Christus, er solle sich jetzt nur weitermachen, sie gebe ihm doch nichts mehr. Sie holte einen brennenden Rienspahn und zündete den Rest der Frucht an, ebenfalls die Hand darüber haltend. Aber, o weh, die Flamme fraß ihn gierig auf. Weinend und jammernnd lief das Weib nun Christus nach und erzählte ihm ihr Unglück. Mildem Herzens kehrte der Heiland zurück, hielt segnend die Hände über die verkohlte Masse, und im gleichen Augenblicke wurde aus ihr eine bisher unbekannte Frucht, der schwarze Buchweizen — das Brot der Armen.

Wie schön und groß sind auch wieder hier die Motive gezeichnet: der Eigennuß als das zerstörende Menschenlaster — der Menschen Thorheit, zu glauben, es Gott nachthun zu

können — und die endlose Barmherzigkeit dieses Gottes, der selbst die Strafe noch zur Gutthat wendet.

Diese Sagen, die Kinder uralter Volkspoesie, stellen den Gemüths- und Verstandesgaben des Stammes, der sie empfand und erfann, ein vorzügliches Zeugnis aus.

Polaner Skizzen.

Kriegshafenbild. — Stadtbild. — Kriegsmarinescenerie. — Beim Augustustempel. — Im Amphitheater. — Eine Vorstellung unter Julia Cenis. — Fezt. — Meer-Miniaturen. — In der Trattoria.

Schon Polentia oder die Pietas Julia der Römer war ein bedeutender Kriegshafen; das heutige Pola ist das Kiel oder Toulon Oesterreich-Ungarns. Bereits die Einfahrt läßt ahnen, daß hier etwas los ist. Der Kanal, den das Schiff zunächst zu durchqueren hat, ist über und über befestigt. Vom Capo compare rechts und der Punta del Cristo links drohen beim Eintritte finstere Thürme, und von ihnen weg reiht sich Festungsanlage an Anlage, Wälle und Panzertürme, und überall recken riesige Geschütze ihre steifen Hälse heraus und halten den gähnenden Schlund dem Meere zugetehrt — Menschenfresser-Mäuler. Der Eingang zu Pola erinnerte mich lebhaft an die Schilderungen des im spanisch-amerikanischen Kriege so viel genannten Einganges zum Hafen von San Jago di Cuba. Wehe der feindlichen Flotte, die diesen Kanal forcieren wollte; ein Hagel von Geschossen zerschmetterte sie in Atome. Die Flotte aber, die drinnen Zuflucht gesucht hätte, könnte unter Umständen in die gleiche Mausefalle geraten sein, wie jene des Admirals Cervera bei San Jago.

Hat man den Kanal passiert, fährt man in eine Art Binnensee von vollendeter Anmut. Rundum lagert sich malerisch die 32000 Einwohner zählende Stadt, und pittoreske Felsenklippen und lachende Hügel bilden einen lieblichen und romantischen Hintergrund. So Pola sehen, und man begreift, daß es für die Römer nicht bloß die Stadt des ehernen Mars,

sondern auch eine Stadt der Liebe war, der Lieblingsaufenthalt der stolzesten Frauen Roms, der beiden Antonien, der herrlichen Tochter von Kaiser Marcus Antonius, und der Witwe des Drusus, zu deren Füßen hier der Wütrich Caligula lag, um sie zur „Augusta“ zu erheben. An diesen Gestaden mit ihrem süßen Lächeln im Antlitz haben mit Vorliebe auch die Claudier, die Flavier, die Antonine und die Constantine gewelt, und hier haben Amors Pfeile einst den unbefleglichen Kaiser Vespasian getroffen, den harten, trockenen und geizigen Vespasian, der in den Armen der bildschönen Julia Genis, einer istrischen Freigelassenen, glühende Liebeschwüre stammelte, der Liebe Lust und Wonne bis zur Reige kosten wollte und darüber seinen sonst sprichwörtlichen Geiz vergaß, indem er seine Geliebte mit königlichen Reichtümern überhäufte. Und als der Kausch verflogen war, mag es den alten Geizhals freilich gereut und er mag seine lebenshungrigen Söhne noch eindringlicher als sonst vor dem Getändel mit Weibern und vor Weiberreizen gewarnt haben. Aber trotzdem fand auch Titus seine Julia Genis, sogar mehr als nur eine.

Doch schon ein nächster Blick führt von diesen Erinnerungen hinweg. Faul und leblos, wie Krokodile, die sich sonnen, liegen im Hafen mächtige Panzerschiffe, Turm- und Schlachtschiffe, Korvetten, Kreuzer, Kanonenboote und wie die Typen alle heißen, eine ganze, große Flotte bis zu Torpedoschiffen und Torpedofängern, jenen seltsamen, haiartigen Wesen, denen eine geradezu fabelhafte Technik scheinbar selbständiges Denken und Handeln, den Spürsinn der Menschen im Zerstoren verliehen hat. Neben neuern und neuen Schiffen lagern alte ausgediente Holzschiffe, alte Kasten; aber sie waren vielleicht im Jahre 1866 bei Vissa mit dabei und haben mitgeholfen, Oesterreichs Flotte dort unvergänglichen Ruhm zu erwerben. Und wieder hat es mächtige Schiffe, die aussehen, wie schwimmende Kasernen. Am Hafen selber spielt sich beständig ein Stück Kriegsmarineleben ab. Ganze Gruppen



Phot. A. Beer.

Pola. Der Kriegshafen.

Phot. Stengel.

Marineoffiziere promenieren in den einfachen und doch so vornehmen Uniformen auf und ab, Kavalierefiguren in jedem Zoll, seigneurmäßiger als die Landoffiziere und ohne die Steifnackigkeit und das Ziehdrahtmäßige derselben. Gleichzeitig sieht man Blaujacken herumerschlendern oder abtheilungsweise ab- und zumarschieren, meistens Prachtmannschaften. So gerne ich einige Augenblicke dabei verweilte, schlug ich doch eine freundliche Einladung zur Besichtigung eines Kriegsschiffes aus. Es war vielleicht eine Dummheit, daß ich eine Gelegenheit versäumte, die sich so bald nicht mehr bieten wird. Aber ohne zur schwärmerischen Gemeinde der Baronin Suttner zu gehören, mag ich nun einmal dieses moderne, maschinelle Kriegszeug nicht, das mich grausam anmutet und langweilig zugleich, so langweilig, wie eine algebraische Formel.

Ich zog es vor, den Spuren der schönen Julia Genis und ihrer Zeitgenossen nachzugehen, Spuren, die groß sind und so wohlerhalten, wie an wenig andern Orten in der Welt. Die Stadtväter Pola's können sich rühmen, in einem Gebäude zu tagen, in dessen Außenwände antike Schätze eingemauert sind und das auf der einen Seite eigentlich das wohlerhaltene Stück eines ehemaligen Tempels zu Ehren der holden Diana ist. Weit interessanter aber ist der im Jahre 19 vor Christi gebaute Tempel des Augustus, der sich in einem engen Gäßchen nahe am Hafen befindet und in manchen Partien fast unverfehrt erhalten ist. Es ist ein kleiner, ungewein stilreiner Bau aus weißem Marmor (8 $\frac{1}{2}$ Meter hoch und 9 $\frac{1}{2}$ Meter breit) mit einem herrlichen Portikus von sechs korinthischen Säulen von 7 Meter Höhe. Den Fries schmücken allerlei hübsche symbolische Ornamente, während die Metallbuchstaben der Inschrift weggerissen sind; aber die Nägelspuren im Marmor lassen erkennen, wie sie lautete. Um den Tempel herum liegen eine ganze Menge größerer und kleinerer Bruchstücke von antiken Statuen, Inschriften, Säulen, Ornamenten, ein reizendes Pele-Mele von Alttertümern, ein archäologisches Museum unter freiem Himmel. Es ist schon lange her, daß

jemand an diesen Stufen kniete, und die Dimensionen des Tempels sagen uns, daß das heidnische Rom keinen Volksgottesdienst im Sinne der christlichen Kirche kannte.

Durch die Via Sergia geht es zum schönen Triumphbogen der Sergier — die Sergier waren eine berühmte Kriegerfamilie der alten Polentia — der ein wahres Bijou in Architektur und Ornamentik ist, weiter zur Porta aurata, zum Goldthor, bis zum Amphitheater.

Schon vom Meere aus konnte man dessen Riesenformen bewundern, denen gegenüber die Häuser und Häuschen von Pola wie ein Haufen Zwerge erschienen. Julia Genis soll es ihren lieben Polanern gebaut haben. Es ist ein gewaltiger Rundbau in Ellipsenform, dessen größter Durchmesser 150 Meter und der kleinere 110 Meter beträgt. An Größe soll es einzig dem Kolosseum in Rom und dem Amphitheater zu Verona nachstehen, aber viel zierlicher in den Formen sein, als sie, reicher in der Architektur und im Außenbau besser erhalten. Und was die Größe betrifft, ist sie imposant genug, wenn man bedenkt, daß der Zuschauerraum 25 000 Personen faßt. Der majestätische Bau ist im dorischen Stile gehalten. — Wie mächtige Stockwerke türmen sich zwei Reihen über 6 Meter hohe Bogen mit schöner Säuleneinfassung und prächtigen Kapitälern aufeinander — 72 an der Zahl — während das dritte Geschoß viereckige Fenster aufweist, die ein mächtiges Sims tragen, das wiederum eine architektonisch prächtige, durchbrochene Steinleiste krönt. Vier Thore mit viereckigem, turmartigem Vorbau, der schöne Abwechslung in die Rundlinien bringt, führen hinein.

Der Außenbau ist zum größten Teile fast unverfehrt erhalten, nur daß die Steintöne die Züge eines Alters von bald zweitausend Jahren tragen, und dennoch so unverfehrt, um das Menschengeschlecht selber zu überleben, dessen wechselvolle Geschichte sie geschaut. Der Bau wirkt schon verblüffend von der Ferne, überwältigend, wenn man direkt vor seinen harmonischen Formen und riesigen Dimensionen steht, denen

gegenüber man sich wie ein Nichts vorfindet, und noch überwältigender, nachdem uns der Führer zu den Luken der zweiten Bogenreihe hinaufgeführt hat und man mitten drin in der unbeschreiblichen Formengröße und dem Formen-Reichtum sich befindet.

Im Innern ist freilich alles zerstört; die Venetianer haben die marmorenen Stufen und Sitzreihen weggeschleppt und aus ihren Quadern die Paläste Benedigs gebaut. Nur die Konturen des Spiel- oder Kampfplatzes sind noch vorhanden.

Sie erinnern daran, wie es einst hier aussah.

Wie? Wohl so:

Julia Genis giebt ihrem kaiserlichen Geliebten zu Ehren eine Vorstellung.

Er hat bereits mit ihr auf dem herrlich geschmückten Podium Platz genommen, um die beiden herum die Großen des Landes mit dem Prokonsul und ihre Damen in unterwürfiger Haltung. Herrliche Sklavinnen streuen dem Paare Blüten; schwarze Mohren fächeln ihm mit Wedeln aus Straußenfedern Kühlung zu, und aus goldenen Schalen steigen berauschte Düste empor. Die Sitzreihen, die *mænania*, waren schon vorher besetzt. In den ersteren finden wir die Prätores und Proprätoren, Prokuratoren und Kuratoren, die Mitglieder des *Conventus*, des höchsten Gerichtes, die verschiedenen Präfecten, dann wieder die militärischen Chargen zu Wasser und zu Land, die Flottenpräfecten, Centurionen, Decurionen und Tribuni militares, und weiter Priester und Aerzte, die Haruspices, Opferbeschauer, die *seviri Augustales*, die obersten Priester am Augustustempel, die Eigenpriester und andere: alle in glänzenden Prunkgewändern, die meisten in Begleitung von Frauen in funkelndem Geschmeide. In den obern Sitzreihen harren Bürger und Bürgerfrauen, Krieger und Hetären zu Tausenden der kommenden Dinge.

Zwei Pforten der unter dem Podium befindlichen Käfige, der *caveæ*, öffnen sich, und ein grimmig Löwen- und Tiger-

paar schießt brüllend und zähnefletschend in die Arena hinaus. Erst wollen sie scheu sich verkriechen, als wüßten sie, daß es im Kampfe, der ihnen bevorsteht, keinen Sieg, sondern nur Tod giebt. Aber sie werden zum Angriffe gestachelt. Und nun beginnt ein mörderisch Ringen der fürchterlichen Bestien, und je blutiger es dabei zugeht, desto lauter jauchzt und jubelt die Menge. Kaum sind die Tierleichen weggeschleppt, treten Gladiatoren zum Kampfe vor. „Heil Kaiser Dir, Sterbende grüßen Dich,“ rufen sie zum Podium hinauf, und dann beginnen auch sie den Kampf auf Leben und Tod. Aber es geht dem Publikum zu langsam mit dem Morden, „Feiglinge,“ „Tröpfe“ schreit es in die Arena hinunter, und erst dann, wenn Sterbende röchelnd am Boden liegen — hier einer mit gespaltenem Schädel, dort ein anderer mit klaffender Wunde in der Brust, ein dritter mit herausquellenden Därmen — und gleich verendeten Tieren mit eisernen Haken weggeschleppt werden, kehren die gute Laune der Massen wieder und der tosende Jubel. Der Kaiser sieht teilnahmslos diesem Treiben zu; nur wenn die schöne Julia ihm ein zärtlich Wort zuflüstert, huscht es wie leises Lächeln über sein hartes Antlitz.

Und jetzt wird eine Schar Gefangene in die Arena geschleppt, ernste Männer und Frauen, Jünglinge und zarte Jungfrauen. Ein rasendes Wutgeheul des Böbels empfängt sie, und Vespasians Züge werden bei ihrem Anblicke noch härter als sonst. Es sind gefangene Christen. Sie kehren sich nicht an das Zorneschrei, sondern knien nieder und preisen in frommem Gebete den Herrn. Und wieder öffnen sich die Pforten der Käfige, und herausstürmt ein ganzes Rudel ausgehungerte Leoparden. Die Bestien ducken sich einen Moment, haben aber auch fast gleichzeitig zum tödlichen Sprunge auf ihre Opfer ausgeholt, sie niedergerissen und schlürfen nun gierig ihr Blut.

Warum, schöne Julia, erblassest Du auf einmal? Hat Dir der Blick der sterbenden Claudia tief ins Herz gegriffen,

Deiner Freundin von einst, die von den greulichen Ragen soeben zerfleischt wird?

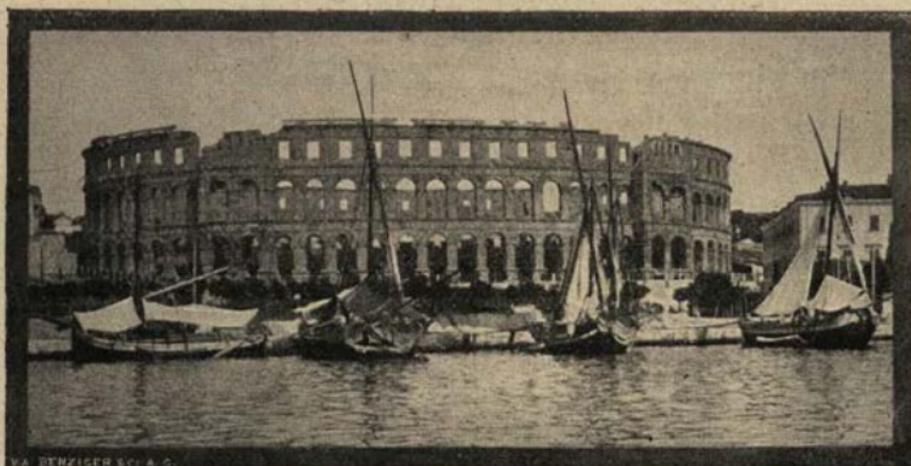
Die Bestien unten haben sich satt an Blut getrunken und kauern mit halbgeschlossenen Augen neben ihren Opfern; unersättlicher jedoch als sie, verlangt der Pöbel immer noch mehr Blut. — Die Augen des Imperators aber blißen stolz auf. Er sieht die Weltmacht Roms unbefieglich und unerschütterlich, gleich seinen Göttern, die Gegner niederwerfen, wie jetzt das Häuflein Christen vernichtet wurde. Und die Präfecten und Centurionen, die Priester und die ganze Menge glauben erst recht an diese Ewigkeit und lachen über den tollern Wahn der Christen, die da meinten, ihre Sache werde von den Flügeln der wahren Gottheit trotz Roms Weltmacht zum Siege getragen. Nur im Herzen der Julia Genis taucht es auf einmal wie quälender Zweifel auf. Der Blick der sterbenden Claudia hatte es ihr angethan. Es muß jüngerer Dienst sein, dem Herrn zu dienen, dem diese diente, als Vespasian trotz aller seiner Schätze. Sie giebt das Zeichen zum Abbruch des Spiels. Und als im häuslichen Gemach der alternde Kaiser sie umarmt, friert es Julia Genis.

Und jetzt — und heute!

Zerfallen und vermodert ist Roms Weltmacht. Das Amphitheater selber mutet an, wie das Grabmal eines Riesen. In der Arena, die einst so viel Menschenblut getrunken, daß der Boden rot sich färbte, blühen jetzt roter Mohn, blaue und rote Disteln, wilde Reseda und wilder Majoran; in den Nischen hoch oben nisten Fledermäuse und Käuzchen; zwischen den Bogen springen kleine Buben von Pola herum, tollern jauchzend und schreiend von Luke zu Luke, und unten an den Pforten hocken etliche wirkliche oder fingierte Krüppel und betteln die Fremden an: Verfall beim Verfall.

Wahrhaft hinreißend ist der Ausblick von den Bogenufen, auf denen es sich so gemächlich steht, wie auf breiter Rampe, ins Meer hinaus. Es sind Meer-Miniaturen fast berückender Art: bei jeder Luke derselbe saphyrene Hinter-

grund, aber ein anderer Vordergrund, überall eine bezaubernde optische und perspektivische Wirkung, eine Art Bildergalerie der Natur, für deren Schönheit es keine Worte giebt. Blickt man aber erst mit dem Kopfe nach unten gewendet um, so sind es eitel Märchenbilder, Bilder aus einer lichtern Welt, die man zu sehen vermeint, Himmel, blauender Himmel unten, blauender Himmel oben und darin ein wunderbar Stück Erde im Aether wiegend, schwimmend in seiner kristallinen Flut.



Das Amphitheater in Pola.

Phot. Stengel & Co.

Ob die sonnennahen Sterne so aussehen, wenn man sie schauen könnte?

Ich habe in den kommenden Tagen noch Schöneres, noch Größeres gesehen; aber unvergeßlich bleiben die Augenblicke in den Bogenlücken des Amphitheaters zu Pola immerhin; und wenn der Führer sagte, gleich Schönes gebe es in der ganzen Welt nicht mehr, so hat er den Mund zwar etwas voll genommen: aber im Grunde hatte er doch recht, denn diese Bildergalerie von Pola ist wirklich einzig in der Welt.

Wie ist der Mensch? Er schwelgt in Ideen, schlürft Schönheit an Schönheit, saugt sich eine Seele voll davon, kehrt aber auch schon im gleichen Augenblicke den Materialisten heraus, vergißt Julia Genis und Vespasian und kehrt

in der „Trattoria al Vecchio Tempio“ zu, um sich delikaten Dindietta con riso schmecken zu lassen und ein Glas Polaner dazu. „Dem Andenken der tapfern Sergier und meinetwegen auch der schönen Antonien und Julien!“

Im Zeichen der Seekrankheit.

Unruhige See. — Meerbilder. — Erste Anfälle. — Lussin piccolo. — Der kleine Lussinianer. — Von der Seekrankheit.

Als in Pola die Anker wieder gelichtet wurden, fühlte ich mich bereits als seefesten Mann, dem es gerade recht war, daß die See jetzt lebhafter wurde. Sollte es noch schlimmer kommen, tröstete ich mich damit, daß ich auf dem Bierwaldstättersee und dem Bodensee auch schon manchen gehörigen Sturm erlebte, ohne daß er mir etwas anhatte, und daß wir überdies in spätestens 5 $\frac{1}{2}$ Stunden auf der Insel Lussin anlegen würden.

Die Südspitze Istriens, die Punta Promontore, einige wilde, rattenfahle Felsenzacken, hat Jahr aus, Jahr ein ohnehin unruhige See; denn hier teilt sich die Adria in das Triestiner Meer und in das Meer von Fiume, den Quarnero. Nirgends soll auch die Bora schrecklicher toben als da, und Marine-Unteroftiziere, die ich später traf, sagten mir, daß der Wogenprall hier öfter die titanischen Formen jenes der Oceane in den Tropen annehme.

Ein Sturm war es jetzt zwar noch lange nicht! Aber hatte der Maestral bisher nur geweht, wie angenehmes, kühlendes Fächeln, nahm er nun die Backen voller, und stöhnte er auch nicht in Masten und Raaen, so pfiß er doch munter, je weiter der „Sultan“ ins offene Meer hinauskam.

Ihm war das ewige Wiegen und Schaukeln sichtlich auch verleidet, und der alte Kerl fing zu tanzen an, links und rechts knixend, langsam und feierlich, wie es sich geziemt, auf und ab zu tanzen, indem er abwechselnd Borderteil und

Hinterteil zum Wasser hinausstreckte, als wollte er mit seinen steifen Beinen zum grand pas ausholen.

Ich fand es wunderschön: wunderschön, da nur noch Meer und nichts als Meer und blauer Himmel zu sehen waren und auf dem endlosen Meer eine endlose Sonnenglut, in der sich die Wellenkämme in blickendes Geschmeide verwandelten, wunderschön, da die Wogen in ungeheuren Linien majestätisch wie in einem Parademarsche heranrückten, gleich dem Defilé einer Millionenarmee, und ausfahen wie weichlinige, blütenbesäte Hügelreihen und dazwischen Thalfurchen aus eitel blauem Kristall.

Und als dann die Sonne ins Meer hinabglitt, langsam untertauchte darin, sterbend, wie Götter sterben, im Versinken ganze Feuergarben über die Flut ergoß, über das satte Blau rotgoldige und gelbgoldene Metalltöne warf und die Ränder des Horizontes in den Tinten einer Weltenlohe färbte, da war es wie in einem unendlichen Heiligtum von verklärten Geistern, die über den Erdball hinwegfliegen.

Nun legen sich die ersten Schatten auf die vordem leuchtende und blendende Wellenflut, die vom lichten in ein dunkles, sammetnes Blau übergeht; die Schatten werden noch tiefer, die Meeresfärbung grünschwarz, die hellen Wellenkämme erhalten wilde und wildere Linien, und die Wogenmasse scheint sich auf einmal in ein Chaos von Erhöhungen und Vertiefungen, von regellosen Schlünden zu verwandeln. Und je mehr man hineinsieht, um so unheimlicher wird das Bild, um so beängstigender.

Ich bemerkte nicht, daß der italienische Abbate und die zwei norddeutschen Herren bereits von Deck verschwunden waren. Dagegen fühle ich auf einmal etwas Unbehagliches, fühle etwas wie Druck und Grübeln auf der Magengegend, wie kalten Schweiß an der Stirne und fühle jede Willenskraft und Energie erlahmen. „Ihnen wird übel,“ ruft mir Ghemo zu, „gehen Sie in die Kajüte essen.“ „Um keinen Preis,“ bemerke ich, „denn dann geht das Glend sofort los.“

„Und wenn auch,“ meinte er lustig, „ein voller Sack schüttet sich leichter aus, als ein leerer.“

Das Bild imponierte mir dermaßen, es war so klassisch und drastisch, daß ich den Rat befolgte.

Ich schlich mühsam hinunter oder, besser gesagt, ich taumelte über Deck, und es war, als ob der heillose „Sultan“ aus purer Bosheit bei jedem Schritte, den man thun wollte, mit dem Boden einem unter den Füßen davonlaufe. Und wie ich an einzelnen Passagieren vorbeiwankte, sehe ich ihnen an, daß sie denken: „Es hat wieder einen.“ Unten in der Kajüte lagen Abbate und deutsche Herren auf den Divans, stöhnten leise und hatten Gesichter, weiß wie Kreide. Der gute Descovic ermunterte sie, mit mir zu speisen. Aber sie schüttelten trübselig die Köpfe.

Vor mir stand bald eine mächtige Schüssel mit frischer Zunge in einer prachtvollen Sauce mit Champignons und Oliven, und eine weitere Schüssel von famosen Maccaroni mit Tomaten, und beides duftete so einladend und beides waren Lieblingsgerichte; aber die Schlingwerkzeuge versagten einfach den Dienst. So schlürfte ich den Dalmatiner Wein und knuspere an Bröcklein von Parmesankäse, und fühle abwechselnd es feuchtkalt und siedendheiß über den Körper rieseln. Als wollte er mich trösten, murmelt jetzt Descovic am Büffet: „Nur noch eine halbe Stunde, und wir sind in den Wassern von Lussin.“

Und in einer halben Stunde waren wir auch dort. Der „Sultan“ stellte sein Tanzen nach und nach ein, das ungehobelte Rollen und Stampfen, und bald wiegte und schaukelte er wieder so sanft, wie an der istrischen Küste. Auf einen Schlag war mir wieder wohl, pudelwohl, und ich bedauerte jetzt Zunge und Maccaroni, die weg waren, mit Rabatt an Drittklaß-Passagiere verkauft. Es wird auch ihnen wohl bekommen haben.

Schon klirren die Ankerketten und Herr Ghemo ladet mich ein, während des Aufenthaltes ein wenig im Hafen von

Lussin piccolo zu promenieren. Wie ich aber das Land betrete, da ist mir, als sei nun nicht mehr der „Sultan“ schwankend und wacklig, sondern die Mutter Erde selber, denn nun schien sie nicht fest auf den Füßen zu stehen.

Es war gegen 10 Uhr, als wir in Lussin piccolo anlangten, um bis 11 Uhr Rast zu halten. Man sah in dunklen Umrissen, wie lieblich es bei Tag in dieser stillen Bucht sein muß, sah es an ihren sanften, rundlichen Formen, an den üppig bewachsenen, felsigen Anhöhen rundum und an den Inselkonturen in der Ferne. Bei Tage sieht es hier aus, als sei eine ganze Anzahl winzige Erden in die blaue Meerfläche gestreut, wie kleine Welten in den blauen Aether. Den Hafen säumen recht stattliche Gebäude ein mit Gärten in allen Reizen des Südens. Dieses kleine Paradies ist nämlich ein sehr geschätzter Winterkurort. Am Molo entlang spazieren in breiten Zeilen singend und lachend Lussinianerinnen, während Männergruppen in behaglichem Nichtsthun herumlehnen.

Wir treten in ein Restaurant und bestellen ein Glas Lussinianer, worauf ein kleiner Gamin eine schwarze, lindgewordene Brühe mit einem Essigstich bringt. Als Ghemo den Kleinen auf diese wenig angenehmen Eigenschaften seines Weines aufmerksam machte, erklärte derselbe in aller Seelenruhe: „Per i foresti è molto buono.“ Raum hatte sich der junge Inselaner jedoch zu dem ehrlichen Bekenntnisse verstiegen, daß diese Brühe für die Fremden lange gut genug sei, trat wütend seine Mutter hinzu und transportierte ihn am Ohre zum Lokale hinaus. Sie mag ihm draußen gesagt haben, daß man solche Wahrheiten doch nicht sage, sondern sie nur denke. Und in ein paar Jahren wird Piccolo es ebenfalls verstehen, sich in solchen Fällen herauszulügen, gerade wie die andern am Kurorte.

Wir gingen wieder an Bord.

Herr Ghemo sagte, bis zur Insel Selve würden wir immer noch etwas unruhige See haben; falls ich mich nachts nicht wohl fühle, solle ich recht gestreckt und mit dem Rücken

etwas hohl liegen. Ich nahm die Lehre dankbar an, war überhaupt ungemein empfänglich für gute Lehren geworden; das Bewußtsein meiner Seetüchtigkeit war stark ins Wanken geraten; ich hatte vor dem Meere Respekt bekommen, auch wenn es mich nur ganz wenig daran gekriegt hatte.

Es ist ein heillooses Gefühl, das den Sterblichen mit der Seekrankheit befällt, ein Gefühl, wie wenn man an einem fort ringsum gedreht würde, anfangs sachte, sachte, dann immer schneller und schneller, jetzt Kopf oben und Füße unten, dann Kopf unten und Füße oben: das kommt vom Rollen des Dampfers, und vom Stampfen kommt, daß man meint, eine starke, behandschuhte Hand knete gleichzeitig an einem fort auf der Magengegend herum, bis einem so elend zu Mute ist, daß man die ganze Welt um einen Bettel verkaufen würde.

Wer die Seekrankheit kennt, hat darum allen Respekt vor ihr.

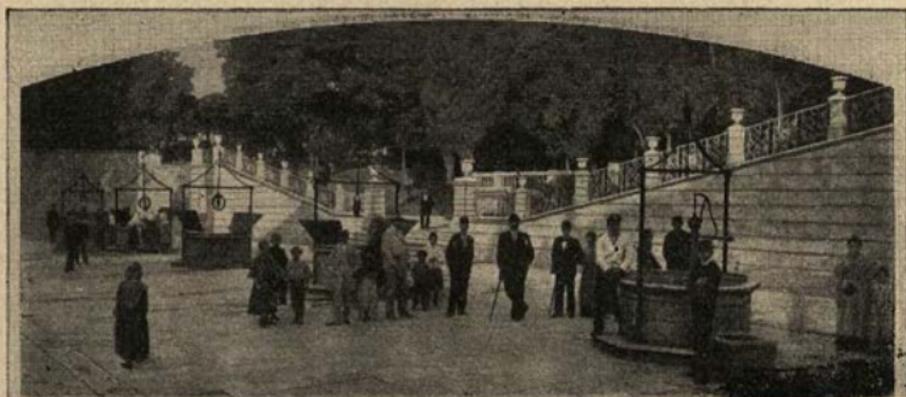
Sie verschont übrigens auch die Küstenbewohner nicht, wenn ein wirklicher Sturm tobt und lange genug tobt, ja nicht einmal den ergrauten Seemann.

Die bereits erwähnten Mariniers, die so ziemlich alle Meere der Erde befahren hatten, erzählten mir, daß sie mit der „Kerka“ im indischen Ocean einst einen gewaltigen Sturm von zwei Tagen und zwei Nächten zu bestehen gehabt hätten, und daß vom ersten Tage an kein Mann mehr an Bord gewesen sei, der nicht seekrank war.

Absolut gefeit ist also niemand gegen sie. Es handelt sich nur um ein größeres oder kleineres Maß Widerstandsfähigkeit. Manche haben fast gar keine, andere dagegen eine recht bedeutende; aber wenn es sein muß, beugt Neptun auch sie.

Glücklicherweise kam ich nachts nicht in die Lage, die Räte des Herrn Ghemo befolgen zu müssen, sondern schlief ein, hörte nichts vom Halte auf Selve, auch nichts von der Ueberfahrt an die dalmatinische Küste, und erwachte nach herrlichem Schlafe erst, als im Hafen von Zara die Ankerketten rasselten.

Von jetzt an sind wir auf dalmatinischer Erde!



Phot Storgel & Co.

Dalmatinische Gestade.

Einiges von Zara.

Lage. — Der Süden. — Gesamtbild. — Die Modernen. — Die Stadt. — Schnapskönige. — Specialitäten. — Kirchen. — Platz der fünf Brunnen. — Am Werktag. — Am Sonntag Nachmittag. — Die Initiale.

Es war nach vier Uhr früh, als der Dampfer in Zara anlegte.

Zur Schiffsluke hinausblickend, sieht es sich an, wie die wunderbare Initiale eines neuen Abschnittes.

So war es auch!

Ich turne zu meinem Schwalbennest hinaus, und schon strecken auch Ghemo und Santic die Köpfe zwischen den kleinen Vorhängen ihrer Kojen hervor und fragen: „Ist Ihnen unwohl?“

„Budelwohl! Ich will Zara ansehen.“

„Allright! Wir kommen mit!“

Wir gingen.

Nun soll ich Zara beschreiben. Ich habe es damals gesehen und wieder an einem Sonntag-Spättnachmittag auf der Rückreise, in der Samstagfrühe also und in der Sonntagabend-Stimmung, und weiß jetzt noch nicht, wann es mir mehr gefallen hat.

Und das Beschreiben ist auch so eine Sache. Beschreibe doch einer einen schönen Traum. So, wie er ihn empfand, wird er es nimmer können.

Die Gegend ist eine neue Welt.

Zara liegt in Hauptsachen auf einer schmalen Landzunge, bildet aber doch ein umgekehrtes S am Meer mit zwei engen Kurven, in deren unterem Bogen dieses aufhört. Meerwärts liegt der Stadt gegenüber die Insel Ugljan und neben ihr ein kleineres Inselchen, und dahinter die Insel Sestrunj und noch etwas weiter hinten die große Isola lunga: Meer und Insel und wieder Meer und Insel und noch einmal Meer und Insel. Und das Meer kräuseln leichte Wellen, und die Inseln sind mit hübschen Hügeln und Bergen gelockt, und das Meer ist blau, und die Inseln sind perlgrau und über und über mit grünen Smaragden, mit milchweißen Kristallen und silbernen Sternen besteckt. Die grünen Smaragden, das sind die Nebgelände, die Gärten und Wälder, die milchweißen Kristalle die Häuser und Häuschen, die silbernen Sterne die Olivenhaine, und das Fort Michele auf Ugljan, das ist die Busennadel mit einem ungeschliffenen Stein.

Und landeinwärts tagt es in rotgoldenem Schein um das Belebitgebirge, eine hohe, lange, nackte Bergkette aus weißgrauem Stein, in wenigen, aber scharfen Linien. In jähem Absturz erreicht es eine lange, schmale Ebene, eine Ebene, die so topfeben ist, wie die Berge steil sind, wieder arm an Linien und wieder scharf gezeichnet darin. Und auch diese Ebene ist scheinbar eher kahl; nur daß es Inselchen auf ihr hat, und diese Inselchen sind wie Dasen, von einer Leppigkeit, einer Fülle, einer Sattheit ohnegleichen, ein Süden, der mit beiden Händen spendet.

Der Süden, der eigentliche Süden!

Er ist karger im Geben und dann wieder unendlich reicher als die mittlere Zone, besonders im größeren Teile von Dalmatien. Leichtblütig eilt er über ganze Strecken hinweg, als ob sie ihn nichts angingen und nicht auch zur

Erde gehörten, die seiner Obhut anvertraut ist, und dann auf einmal kommt ihn die Spenderlaune an, und er giebt jetzt, wie ein König giebt — wie ein König, der zu Stunden auch Verschwender ist. Und es ist, als ob er wüßte, daß er gerade in diesen Gegensätzen die Menschen berückt, damit sie ihm sich hingeben, hingeben wie gefangen.

Und wenn ich das Bild meerwärts zusammenhalte mit dem Bilde landeinwärts, so ist es, wie Dalmatien auf der Landkarte: ein scharfer Strich, das ist das Gebirge, und wieder ein scharfer Strich, nur lichter, das ist die Ebene, ein breiterer, blauer, das Meer, und ein Gemengsel von kleineren und größeren unregelmäßigen Figuren, das sind die Inseln. Und sieht es sich meerwärts an wie ein wunderbares Idyll — Idyll an Idyll, so landeinwärts wie eine Schöpfung in wenigen, klassischen Linien, teilweise mit der geheimnisvollen, verschwiegenen Strichführung des Orients.

Unsere Modernen in der Kunst sind doch noch lange nicht die Narren, für die andere sie ausgeben; sie suchen wieder nach wenigen, aber großen Linien, so wie die Schöpfung sie in das Antlitz dieses Stückes von Dalmatien eingrub. Und wonach sie ringen und wonach sie streben, oft überreizt und unverstanden streben, hier hat es die Natur, diese ewig junge Lehrerin jeglicher Kunst, schon lange vollendet, ein Vorbild für alle. Seltsam! Da mußte ich erst nach Dalmatien hinunter, um zu verstehen, was diese Modernen eigentlich wollen, und seine Natur mußte es sagen, weil sie selber es oft noch nicht deutlich sagen können.

Und nun Zara selber.

Meerwärts schmückt die Stadt eine große Zeile imposanter Bauten, wie ein stolzes Stirnband: Zara superba. Und von der Hafenseite aus, die im Inneren des oberen Bogens des S liegt, zieht sich ein alter troziger Stadtwall hin mit mächtigen Bäumen, durch den die Porta marina, ein kleines, enges, finsternes Thor führt: Das historische Zara. Und in der Stadt selbst hat es ein Gewimmel von Gassen und Gäß-

chen, enge Gassen und engste Gäßchen, und darin stattliche Bürgerhäuser aus Stein und oft halbzerfallene Häuschen auch aus Stein, fast nirgends, gar nirgends Holz, immer nur Stein, eine — steinerne Stadt.

Das giebt aber noch kein Bild von ihr.

Auch nicht die stolzen Häuser der Liqueurkönige der Stadt, der Calligarich, Luxardo, Drioli und anderer. Wohl findet sich am Portale des Sitzes eines derselben eine horazische Inschrift eingemeißelt; aber dieser klassische Branntweinbrenner wird wohl ein weißer Kabe sein. Die Leute haben mir trotzdem Sympathie eingeflößt, nicht ihres Produktes wegen, sondern daß sie die Fenster ihrer Häuser mit schönen St. Galler Gardinen behängt hatten, etwas vom weltberühmten „Rosoglio Maraschino di Zara“ und vom „Vlakov“ fällt also

auch für uns ab. Und ist erst das der Fall, sind wir St. Galler sehr versöhnlich; einen Zug des Phönikiertums haben auch wir. Der Maraschino wird aus der Dalmatien eigentümlichen Steinweichsel destilliert; der Vlakov seinerseits ist ein Kräuterbitter, beides zarenische Specialitäten. Der Maraschino ist Welthandelsartikel, ein Liebling der vornehmen Welt aller Erdteile bis in manche Boudoirs hinein; der Vlakov dagegen ist kaum über Dalmatien und den Orient hinaus heimisch, dort aber sehr, ungefähr so, wie der Denzler Bitter bei uns. Wir haben beide nicht sehr gemundet. Trotzdem Santic in lokalpatriotischem Hochgefühl schwor, der Maraschino

sei der edelste aller Schnäpse der ganzen Erde, fand ich ihn zu weichlich, zu damenhaft, und den Vlakov zu apothekermäßig, wie alle Bitter. Da wir aber gerade an Zaras Specialitäten sind, sei auch noch erwähnt, daß es der Exportplatz der ebenfalls sehr berühmten dalmatinischen Weichselrohr-Industrie in Sinj ist, von der Cigarettenspitze und dem Pfeifenrohre weg bis zum Spazierstock.



Gehört auch alles das zu Zara, so ist es doch nicht Zara; seine Cafés aber erst recht nicht, wo man zum duftenden Mokka eine Tasse leichtes, anisirtes Wasser erhält. „Trinken Sie nicht davon,“ mahnt Ghemo, „es könnte Fieber absetzen.“

Schon mehr Zara sind seine Kirchen: Der alte, ehrwürdige Dom, dessen Bau der Venetianer Doge Enrico Dandolo nach der Erstürmung der Stadt veranlaßt haben soll — längst vergangene und begrabene Zeiten blicken mit geisterhaftem Antlitz von seinen Bogen und Wölbungen herunter — die Kirche S. Simeone mit einem wundervollen Sarkophag des heiligen Simeon, die griechisch-orientalische Kirche mit den vielen, sonderbaren Ampeln und dem blendenden Ikonostas, der vergoldeten, mit Bildern überjäteten Flachwand der griechisch-orientalischen Kirchen, durch die zwei kleine, teppichverhängte Rundbogen zum Chor und Altare führen. Eben treten zwei Popen ein, um die Liturgie (Messe) zu celebrieren. Lange, schlanke Gestalten, mit schwarzen Bärten und langem über den Nacken hinunterfallenden Haar, angethan mit schwarzen Soutanen, der eine mit blauer, der andere mit violetter Schärpe, und beide mit einer cylinderförmigen, krepelosen Kopfbedeckung aus schwarzem Tuch. Von jetzt an finden wir überall griechisch-orientalische Kirchen und natürlich auch Popen. Denn während das slavisch-kroatische Element unter den Dalmatinern ausschließlich katholisch ist, teilt sich das slavisch-serbische in Griechisch-Orientalische und in Römisch-Katholische, und je weiter nach Süden, um so zahlreicher wird das erstere. Die Griechisch-Orientalischen von Dalmatien sind dem Metropolit von Cernowitz in der Bukowina unterstellt.

Der Glanzpunkt an Stimmung in Zara ist die Piazza der „Cinque Pozzi“, der Platz der fünf Brunnen.

Ist Zara sonst an Typ mehr eine italienische Stadt, so ist es hier ein Stück Orient. Es ist ein mächtiger Platz mit Steinfliesen belegt und mit hohen und weniger hohen, alten und neuen Mauern umgeben, hinter denen sich Gärten bergen.

Neben einander finden sich fünf schöne Cisternenbrunnen aus Stein, und nur sie auf dem ganzen, weiten Platze. Ueber die Gartenmauern heraus winken die mächtigen Federn von Palmenkronen, das feine Geäst von Orangen- und Citronenbäumen mit ihrem immergrünen Blattwerk, ganze Büsche von weiß- und rotblumigem Oleander und umsäumen die Piazza mit einer grünen, blütengesprenkelten Guirlande. Eine andere Guirlande zu Füßen bilden die schlafenden Männer, die auf den Steinfliesen an den Mauern liegen, mit dem roten Fez auf dem Kopfe oder einer roten Tellermütze mit einer dicken blauen Troddel. Leben in das Bild bringen die Weiber und Mädchen, die mit Gefäßen in zum Teil völlig antiken Formen auf die Brunnen zuschreiten, die Krüge füllen und sie auf dem Kopfe, nur mit einer Hand leicht stützend, fast frei mit einer eleganten Sicherheit davontragen. Und die farbenbunten Trachten und die Art des Tragens bringen die zum Teil prächtigen Gestalten mit den ausdrucksvollen Gesichtern doppelt schön zur Geltung. Ich habe vor Jahren eine „junge Aegypterin mit dem Wasserkrug“ vom Münchner Maler Wagner gesehen. Es sind dieselben Bilder hier, nur üppiger, kräftiger und in dalmatinische Gewandung gesteckt. Und da ich so den Platz überschauere, wäre ich gar nicht verwundert, wenn durch die Straße dort eine Reihe schwerbeladene Kamele einherschwanke, geführt von schreienden, beturbanten Führern.

Zara am Werktag in der Morgenfrüh!

Es ist bewegtes Leben. Schon in den ersten Stunden ist zahlloses Stadtvolk und Landvolf auf den Beinen. Das welscht italienisch und serbokroatisch durcheinander, schwirrt und krabbelst durcheinander, italienische Lebendigkeit und slavische Gelassenheit, überschäumendes Temperament neben einer fast angeborenen Würde in der Haltung, und gegen die massigen und doch schlanken Slaventypen sieht das übrigens auch numerisch viel schwächere italienische Element meist fast windig aus, die Männer wie Sperber den Adlern gegenüber, die

Mädchen wie Meisen gegen Amseln. Sperber! Sie erinnern mich an die Eckensteher von Zara, denen man neben einer pyramidalen Faulheit auch sonst allerlei Böses nachsagt; es hat viele, und zutrauenerweckend sehen sie just nicht aus; ich bin aber von ihnen unbelästigt geblieben, auch als ich auf der Rückreise Zara allein durchstreifte. Man sagte mir übrigens, sie rekrutierten sich aus zusammengewürfeltem Volke von beiden Küsten und slavisches Element finde sich seltener darunter. Kontrollieren konnte ich es nicht. Auf dem Markte ist von 6 Uhr an schon alles in vollem Leben. Wir kaufen uns je ein Duzend gelbe Zuckerfeigen für zwei Kreuzer und ein paar frische Eier, das Stück zu einem Kreuzer, und verzehren sie gleich auf dem Plage. Es schmeckte trefflich und bildete eine solide Ergänzung zum schwarzen Kaffee.

Zara am Sonntag Nachmittag.

Man denke sich eine ganze Welt von Sonnenschein, Sonnenschein in allen Falten und Rippen, und statt Lärmen eine wonnige Stille. In den Straßen wandelt Landvolk von den Inseln und der Küste im glänzenden Sonntagsstaat, eine unendliche Trachtenvariation im nämlichen Grundthema. Auf dem Meere schaukelt und wiegt sich in zierlichen Rähnen feingekleidetes Stadtvolk. Große Barken, vollgepfropft von Bauern und Bäuerinnen in buntem Gelager, gleiten mit sanft geschwellten Segeln heimwärts, hinüber nach den stillen Dertchen auf ihren Inseln, und die Gesichter lachen und leuchten wie der Sonnenschein lacht und leuchtet, und auf einer sitzt vorn am Schnabel rittlings ein halbwüchsiger Bursche und läßt die Füße zum Meer herabbaumeln, und neben ihm hockt ein kleineres Mädchen, wie angeklebt am Rande, und trällert ein Liedchen vor sich hin, und der Bursche trällert jetzt auch eines, und schließlich hebt ein Singen von allen an, und das Meer wellt leise, leise die Begleitung dazu und schaut mit frommem Auge zum Himmel hinauf.

Und wenn ich an Zara denke und die Augen dabei

schließe, um nichts zu sehen als es, da ist es, als erblickte ich die wunderschöne und reiche Initiale zu einer neuen Welt, die Initiale zum Abschnitt Dalmatien, getuscht in goldenen und silbernen Tinten, in saphyrenen und smaragdenen, und innert ihren Linien zeichnet sich ein Stadtbild in eigenartiger Mischung von alter, alter Geschichte und moderner Zeit ab, und ob der Initiale schwebt eine Krone, nur schattenhaft, aber doch eine Krone — eine goldene Krone: Zara hat etwas von einer königlichen Stadt. Und insofern teilt es ausgesprochen auch jenes Geschick vieler Gefrönten, als, was die Krone bedeckt, durchaus nicht in allen Theilen so königlich ist, wie sie, und lange nicht so echt golden.

Trachtenbilder.

Morlakentracht. — Variationen. — Eindruck. — Opanken.

Ein verehrter Freund aus dem Benediktinerorden hat mir unlängst geschrieben, eines müsse er an diesen Skizzen aussetzen — er war gnädig, ihr Verfasser hat solcher Aussetzungen mehr — nämlich die Trachtenschilderungen. Man sollte nach seiner Ueberzeugung solche Dinge stets in eine Handlung einflechten. Aber Fehler, in die man sich einmal verrannt hat, lassen sich nicht so leicht ablegen wie der Dalmatiner seine Korporane oder Jacke oder die Dalmatinerin ihre Haljina ablegt. Zudem schreibe ich nicht Novellen, sondern Reiseskizzen.

Nehmen wir den Sonntagsstaat der Morlaken, eines kleinen kroatischen Stammes, vom Kopf bis zu den Füßen. Der Morlake trägt eine eigentümliche, bestickte Kopfbedeckung, halb Barett, halb cerevisartige Mütze der Studenten, die Kappa, die zudem beim Weibe am untern Rande reich mit Schaumünzen benäht, im Süden aber einfacher und meist mit einer Troddel geschmückt ist. Ueber das weiße, breitärmelige Leinenhemd wird eine bunte, meist rote, ärmellose Weste getragen, welche

an der Brust ein mehrreihiger Schmuck seltsamer, kugliger Knöpfe ziert. Die kurzen blauen Hosen werden von einem Gurte oder einer roten Schärpe gehalten. Ueber die Weste wird eine Jacke oder eine Art Kasten, vorn offen, getragen; die Beine kleiden weißwollene, manchmal ebenfalls reich gestickte, wadenstrumpfsartige Gamaschen, durch eine Reihe metallene Desen eingeknüpft, und die Füße stecken in einer Art Socken und in Opanken, als Schuhen.

Die Morlakin trägt ein hemdartiges, gefälteltes Nieder, das auch etwas Blousenähnliches hat, Rock und bunte Schürze und die Haljina — eine Art ärmellofes, vorn offenes Jaquett, halb Mantel, halb Talar — die stattlichen Frauen etwas

Priesterinnenhaftes und un-
gemein Würdevolles ver-
leiht, ich hätte beinahe ge-
sagt, etwas fein Stilisiertes.
An den Füßen finden wir
auch beim Weibe die O-
panken.

Der Grundtyp der Tracht
ist fast überall derselbe, nur
ergeht er sich in reichen Va-
riationen. So tritt
z. B. an Stelle der
Kappa in der Ge-
gend von Ragusa
manchmal der noch
malerischere Tur-
ban, der Saruck.
Neben kurzen Bein-
kleidern sieht man
auch lange, neben
engen auch weite,
bauschige, wie Blu-
derhosen. Daß die



Morlakien.

Farbe der Weste, Prösluk, wechselt, habe ich schon erwähnt — zudem ist sie bald offen, bald über der Brust übereinandergeschlagen — nicht weniger jene der Jacke, der Jačerma, die hin und wieder mit Silber bestickt ist oder mit Silberknöpfen in Filigran besetzt. Wo der Kastaun oder der lange Rock sie ersetzt, ist er ebenfalls verschieden in der Farbe, meist aber hell, und die Schärpe, Paš, wird bald über, bald unter ihm getragen.

Ähnlichen Abwechslungen begegnet man in den Frauen-trachten. Die Kappa, die besonders Mädchen außerordentlich zierlich, feck und appetitlich sitzt, wechselt mit dem Kopftuch und wieder mit dem Spizenschleier, oft kokett aufgesteckt, oft fast wie ein Nonnenschleier, und um Ragusa herum sieht man Häubchen, die an jene schöner Holländerinnen gemahnen, und eine entzückende Umrahmung zu den glänzend schwarzen Haaren, den dunklen, leuchtenden Augen und den braunen, feingefchnittenen Gesichtchen bilden. Viel und oft findet man beim weiblichen Geschlechte gar keine Kopfbedeckung. Und während bei uns die Bäuerin den Strohhut aufsetzt, trägt sie dort, wo die Sonne erst so recht Sonne wird, nichts zum Schutze vor ihr.

Reicht die Haljina oft bis unter die Kniee und bis fast zum Rocksaum herab, ist sie mancherorts wieder kürzer, eine Art Jacke, Halje, bald weiß, bald braun, schwarz, blau und rot. Natürlich variieren Mieder und Röcke und Schürzen erst recht, und man findet hin und wieder Mieder, die denen unserer Nationaltrachten ähneln. Daß der eigentliche Auspuß der verschiedenen Kleidungsstücke wiederum besonders verschiedenartig ist, reicher und weniger reich an Stickerei, Besätzen und sonstiger Zierat, versteht sich am Rande. Dazu kommt noch mannigfacher Schmuck von oft verblüffender Schönheit. Doch allzu sehr mag ich mich in die Toilettenkunst der Dalmatinerinnen nicht vertiefen.

Im Grunde ist die Tracht eine sehr einfache, praktische und dabei gustös und effektiv, harmonisch im Einzelnen und als Gesamtes, ferner eine gute Mischung ernster und

heiterer Farben, zugleich bringt sie den Körper vorzüglich zur Geltung, hat bei den Männern etwas Soldatisches, bei den Weibern etwas Wahrheitsliebendes, indem sie ehrlich eingesteht, was schön ist und was häßlich. So eine verhuzelte alte Dalmatinerin erscheint darin doch auch gleich als richtige Hexe. Die Tracht trägt sich leicht und liegt gut am Körper.



Es ist ein schöner Schlag Menschen, der sie trägt, besonders die Männer sind meist große, schlanke und doch kraftvolle Gestalten, in stolzer, beinahe eleganter Haltung. Sie geben sich selbstbewußt in Handlung und Gebärden, und ihr Gang ist, wie bei einem guten Pferde, leicht und edel in der Bewegung.

Diese Art des Gehens erleichtern ihnen die Opantken, die in Dalmatien, Montenegro bis weit hinein nach Bosnien und Albanien die gebräuchlichste Fußbekleidung bilden. Schön sind sie nun freilich nicht; sie ähneln in der Form unseren sogenannten Endenschuhen, nur daß sie vorn schnabliker sind. Aber sie sind praktisch, weich und leicht, eine wahre Perle von Schuh. Sohle und unterer Teil bestehen aus weichgegerbter, gepolsterter Kalbs- oder Rindschaut, mit der behaarten Seite nach außen; der obere Teil bildet eine starke Verschnürung von geflochtenen Darmsaiten, womit der Schuh am Fuß befestigt ist. Die Opantken schützen ihn und lassen ihn doch in jeder Bewegung frei, drücken ihn nirgends, verkrüppeln keine Zehen und gestatten keine — Hühneraugen, und dabei geht es sich fast lautlos in ihnen. Für die unendlich holperigen, steinigen Wege im dalmatinischen und montenegrinischen Gebirge, für das glatte, fast polierte Gestein derselben, sind sie beinahe unentbehrlich. Während man mit unseren Schuhen an einem fort ausglitscht, machen sie es dem Eingeborenen möglich, leicht und grazios darüber hin-

wegzuschreiten, bergauf und bergab, eigentlich hinwegzugleiten darüber, wie eine Gemse über Fels und Grat und die Welt-dame über das Parquet der Salons.

Ghemo riet mir, für Montenegro ein Paar Spanken zu kaufen, die cirka zwei Gulden kosten. Ich habe es nicht gethan, im Glauben, es möchte zu lächerlich aussehen zur Touristengewandung, und habe es später richtig — bereut.

Einiges aus der Geschichte.

Älteste Zeit. — Römische Periode. — Erste christliche. — Völkerwanderung. — Slavische Invasion. — Venetianisch-ungarische Zeit. — Türkisch-venetianische. — Oesterreichische.

Man wird manches Kommende leichter verstehen, wenn ich schon hier einige geschichtliche Momente flüchtig skizziere.

Dalmatien hat viel Geschichte, eine lange und eine blutige, eine furchtbar blutige. Dafür hat schon seine Lage an der Adria gesorgt, dieser vornehmsten Wasserstraße zwischen Morgenland und Abendland, dem Scheitelpunkt von Orient und Occident.

Seit den ältesten Zeiten bewohnt, findet man selbst aus der Periode der Höhlenbewohner noch vielfache Spuren. Als die geschichtlich nachweisbaren Ureinwohner gelten die Illyrier, die in mehrere Stämme, wie die Ardier, Dalmater und Titurner, und in ebenso viele Stätchen zerfielen. Immerhin kannte das Land schon in den altersgrauen Zeiten fremde Ansiedelungen, bis zurück zu den Phönikiern, dem Handelsvolk par excellence. Nach ihnen kamen die Griechen, gründeten Kolonien auf Lissa, Lesina, Curzola u. s. w. und brachten zeitweise sogar einen Teil des Landes unter ihre Botmäßigkeit.

Schon vorher hatte aber der griechische Mythos Dalmatien in seinen Bereich gezogen. Er läßt Kadmos, den Erfinder der Buchstabenschrift, auf der Suche nach den Gärten der Hesperiden Dalmatien durchziehen. Von Hera verfolgt, flüchtet er sich in die Gegend von Ragusa und fährt in einem

Drachenvagen gen Himmel. Man mußte sich auch in Griechenland wunderbare Dinge über Dalmatiens Schönheiten erzählt haben, da Kadmos glaubte, Hesperidens Gärten in der Nähe seiner Gestade entdecken zu können.

Und dann begannen die Eroberungszüge der Römer. Es war ein jahrhundertelanges Kämpfen, bis die illyrischen Völker bezwungen waren und Dalmatien in eine römische Provinz verwandelt. Aber die Römer zeigten sich vielleicht nirgends mehr denn hier als geniale Kolonisatoren, welche die Kultur nach allen Richtungen hoben und die Gegenden mit einem ganzen Kranze herrlicher Städte besäeten. Dafür gab Dalmatien Rom einen seiner größten Kaiser, Diokletian, der als Sohn eines freigegebenen Sklaven in Dioklea in der Gegend von Spalato geboren wurde.

Nicht lange nach Beginn der römischen Aera finden sich auch die ersten Spuren des Christentums, die zurückführen bis auf den Evangelisten Lukas und den Völkerapostel Paulus. Domnius I. von Antiochien, ein Schüler des Apostelfürsten Petrus, gründete nachweisbar die erste Christengemeinde zu Salona und eröffnete durch seinen gewaltsamen Tod als hochbetagter Greis im Jahre 107 nach Christo die fast endlose Reihe christlicher Martyrer. Aber aus dieser Blutsaat wuchs eine Blütenperiode der erstchristlichen Zeit in Dalmatien auf, wie man sie in wenig anderen Ländern findet. Ihm dankt die Kirche auch einen ihrer größten Lehrer, den heiligen Hieronymus.

Schon in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ist sein Vaterland der Schauplatz der Verwüstung von Horden, welche die Fluten der Völkerwanderung in das Land hinein spieen. Bald sind es Goten und Sarmaten, die plündernd, sengend und mordend einbrechen, bald Quaden, Alanen, Hunnen und Vandalen. Betrübt schreibt der große Kirchenlehrer in einem Briefe zu Ende des 4. Jahrhunderts:

„Zwanzig Jahre dauert nun schon dieses abwechselungsweise Wüthen. Sogar Bischöfe werden gemordet und in die

Sklaverei geschleppt, geschweige denn die Niederen des Volkes, edle Matronen und Jungfrauen entehrt, Priester getödet, die Kirchen niedergedrissen. Nirgends sieht man etwas anderes als das schaurige Antlitz des Todes, und so geht das römische Reich zu Grunde. Die Gegenden Dalmatiens liegen unbebaut, haben keine Bewohner und keine Haustiere mehr und bedecken sich mit Wäldern und Dornengestrüpp."

Raum daß sich das Land von den Schrecken der Völkerwanderung erholt hat, beginnen gegen Ende des 6. Jahrhunderts die Einfälle der Slaven, zuerst jene der kroatischen Slaven, auf die im 7. Jahrhundert die serbischen folgen. Die Greuel der vergangenen Jahrhunderte kehren aufs neue wieder, bis diese Stämme sich zu Besitzern des Landes gemacht hatten. Ihr Reich dauerte an fünf Jahrhunderte, freilich unter fränkischer Oberhoheit im Norden und unter jener von Byzanz im Süden.

Und dann kommt als neue Periode die venezianisch-ungarische, d. h. jene, in der ein Teil von Dalmatien sich zu Ungarn schlug und ein anderer, hauptsächlich die Küstenstädte, zu Venedig. Und waren es in vorheriger Periode die Einfälle der Sarazenen, mit denen das Land blutig zu ringen hatte, so kamen jetzt wie Rasen der Bora und vernichtend wie sie, die Einbrüche der Mongolen, die Dalmatien in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelten, Städte und Dörfer verbrannten und niedersäbelten, was ihnen in die Hände fiel.

Und wieder blutig über alle Maßen ging es zu und her in der 300jährigen Periode der Eroberungszüge der Türken und teilweiser Türkenherrschaft. Es war, als ob das Asiatentum das arme Land eher in Blut ersäufen wollte, als auf es und sein Meer verzichten. In diesen Zeiten bestand die Treue dieser Völker am Glauben eine glänzende Feuerprobe. Ganz umgekehrt wie bei den albanischen Stämmen gab es hier nur sehr wenig Uebertritte zum Islam. Unsterbliche Verdienste um das Wohl des armen

Volkess haben sich in jenen Zeiten vor allem die Franziskaner erworben, die trotz Verfolgung und grausamer Marter ihm mit Todesverachtung treu zur Seite standen.

Mit den Tagen, da die Truppen Napoleons Venetianer und Türken zugleich aus Dalmatien verjagten, gelangen wir schon in die neueste Zeit hinein. Aber die Dalmatiner wollten von den Franzosen auch nichts wissen und schüttelten in einem heroischen Aufstande das Joch „der Königsmörder und Glaubensfeinde“ ab.

1814 ging das Land als Königreich Dalmatien in den Besitz Oesterreichs über, bei dem es seither verblieben ist und hoffentlich auch bleiben wird. Es hat an den Dalmatinern ein stolzes und selbstbewußtes, aber auch ein anhängliches und starkes Volk gewonnen, physisch und moralisch kernig und gesund, einen jener Stämme, bei denen Kräfte für eine lange Zukunft unversehrte aufgespeichert liegen und noch mancher Schatz zu heben ist.

Wäre dieses Volk nicht stark, wie der Fels, der sein Meer bespült, nicht fest, wie seine Berge, nicht getreu, wie die Weinrebe dem Feigenbaum getreu ist, den sie in Dalmatiens Geländen umschlungen hält, es müßte bei dieser Geschichte, die ein fast fortwährender rasender Sturm durch Jahrhunderte ist, ein fast unaufhörliches Wüten, längst erdrückt und weggefegt sein, gleich anderen Völkern, die ungleich größer waren und weniger geprüft als es.

Von Zara nach Spalato.

Die blaue Adria. — Inselausblick. — Düste. — Abholzungen. — Delphine. — Fjord. — Sebenico. — Fischer-scene. — Junge Dalmatinerin.
— Trau. — See von Spalato. — Ebene der sieben Kastele.

Ist es schwer, die Eigenart dieses wundersamen Landes zu schildern, so erst recht die Reize dieser Fahrt. Man möchte sie auch gar nicht beschreiben, sondern nur fühlen, immer und immer wieder fühlen, in ihrer süßen, beschaulichen Wonne.

Es ist eigentlich gar keine Meerfahrt, sondern ein behagliches Dahinschweben von einem lachenden, tiefblauen Binnensee zum anderen, ein Dahingleiten, so sanft wiegend, wie die großen, weißen Möven dort über das Meer hinweggleiten. Nehme man den Bodensee, wo er besonders schön ist, dann auch den Vierwaldstättersee so, und ein Stück Genfersee und vielleicht weiter noch ein Stück von anderen Seen, und man reihe einen an den anderen, Glied an Glied, wie eine Kette, und durchquere sie der Reihe nach, und man hat ein schwaches Bild von dieser Fahrt und ihrem Zauber, nur nicht vom ganzen.

Die blaue Adria!

Hier ist sie es nun ganz. Dagegen halten die blauesten unserer blauen Seen den Vergleich nicht mehr aus. Gegen diesen kristallinen und gesättigten, funkelnden und blinkenden Azur kommt kaum der Himmel selber auf, und die Meeresfläche sieht sich an, als wäre jener vom unendlichen Weltendome auf die Erde herabgestiegen. Das Blau unserer Seen ist verblaßt, verwaschen und verschwommen gegen dieses Blau und ihr Auge getrübt im Vergleich zu dieser Durchsichtigkeit.

Und da wir zum Hafen hinausdampfen, hat man erst so recht den Ausblick auf Ugljan, Sestrunj, Pašman, und die Inseln alle, eine kleine Erde hinter der anderen und neben der anderen, Gelände hinter Gelände, Hügel hinter Hügel, Berg hinter Berg, und dazwischen die Meerstreifen, wie blaugoldige Heeresstraßen. Und dazu die See schimmernd, als hätte sie Freudenthränen in den Augen und Diamantgeschmeide um den Nacken, und zur Linken die Küste mit dem stolzen Zara, mit den Lorbeergehägen, feinen Pinienhainen und Riesensplatanen, und weiter hinten, wie ein Schemen, dunstumsflossen das Belebitgebirge, das jetzt fast weiß erscheint, und darüber der leuchtende Himmel Dalmatiens, strahlend, als sei auch sein Auge thränenfeucht. Das alles giebt ein Bild, für das es nicht Worte giebt, das man aber nicht genug schauen kann, bis es sich drinnen im Herzen wieder-

spiegelt in allen seinen Farben, allen seinen Linien, in seiner Freude und seinem Jubel und seinem stillen Glück.

„Sie sind jetzt wohl sehr glücklich?“ fragt Herr Ghemo.

„Ja sehr!“

Der Dampfer passiert zunächst den Canale di Zara mit den schon erwähnten Inseln Ugljan und Pasman, eilt an Zara vecchia vorbei, vorbei an einer ganzen Anzahl kleiner und kleinster Inselchen, manchmal nur kahles, geröllhaftes Karstgestein, manchmal mit spärlichen Pflanzen bewachsen, die Schafe abweiden, bei denen einsam ein dalmatinischer Hirte weilt, häufiger freilich mit der Tabakpfeife im Munde als mit der Hirtenflöte. Andere dieser Erdtüpfelchen im Meere tragen Kulturen und wieder andere kleine Bestände der Meerkiefer, des *Pinus maritimus*.

Sie verbreitet jenen eigenartigen harzigen, weihrauchartigen Duft, der über das Meer daher strömt und das spezifische Aroma der dalmatinischen Küste und ständiger Begleiter bis Cattaro ist. Nirgends soll dieser Baum seinen ihm eigentümlichen Wohlgeruch so kräftig entwickeln, wie auf diesen sonnendurchglühten Felseilanden. Es atmet sich un-
gemein leicht und wohl dabei, beinahe wie in Alpenluft. Die Flora Dalmatiens ist überhaupt eine reiche Spenderin starker Wohlgerüche, besonders resinoser Art; die gleiche Pflanze duftet hier ungleich kräftiger als anderswo. Und besonders abends ist die Atmosphäre davon völlig geschwängert: aber es sind nicht Düfte, wie von Rosen und Orangenblüten, sondern wie Rosmarin und Myrrhen.

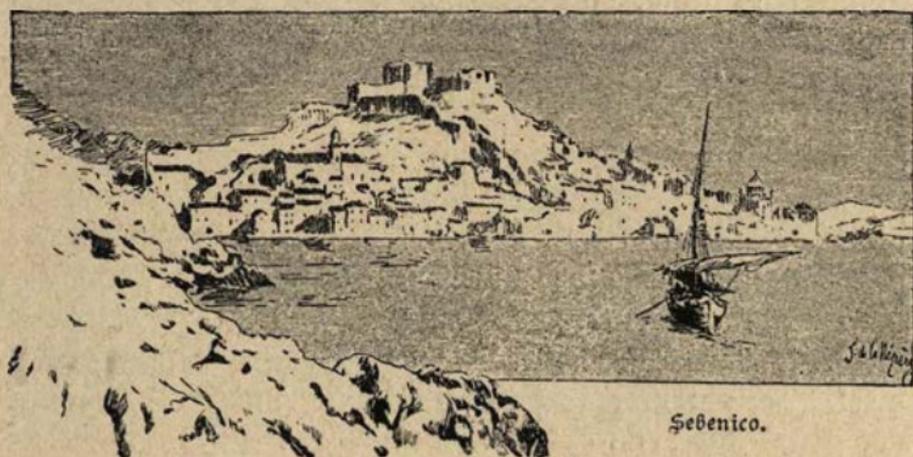
Sehr stark mögen diese Steininseln nie bewaldet gewesen sein; dagegen spricht die ganze Formation, aber die meisten doch weit mehr als jetzt. Aber hatten schon die Römer von hier Holzmassen für ihre Flotten weggeschleppt, so thaten es die Venetianer später erst recht, die als städtische Handelsrepublik weder Sinn noch Verständnis für die landwirtschaftliche Seite ihres Besitzes hatten. Und einmal in Hauptsachen entwaldet, kamen Sturm und Regen und spülten

den Humus ins Meer hinunter und die ganze oder teilweise Verödung war da.

An Bord entsteht auf einmal ein Geläuf und Kapitän Grimme ruft: „Kommen Sie, es sind Delphine in Sicht!“ Und da waren auch schon drei dieser zierlichen Meerbummler, ganz nahe beim Schiff, und schienen neben ihm einher schwimmen zu wollen, so, wie muntere Knaben neben einem Trupp marschierender Soldaten einherlaufen. Und gerade wie jene machten auch sie ihre Kapriolen und Purzelbäume, schnellten zum Wasser hinaus und plumpften wieder hinein, peitschten die Meeresoberfläche mit dem Schweife, und dann bekamen sie wahrscheinlich auch Streit miteinander; denn der dritte machte sich auf und davon, und jetzt schwammen die zwei anderen so friedsam und freudig nebeneinander, wie wenn ein glückliches Liebespärlein promeniert. Und wurde ihnen die Sache zu langweilig, machten sie Fangspiel, jagten einander nach, schossen dem Schiffe weit voraus, und waren auf einmal wieder da und thaten fast so lieb miteinander, wie Tauben, die schnäbeln. Weiter draußen war noch ein ganzes Rudel dieser etwa meterlangen Fische. Man kann sich etwas Lieblicheres und Graziöseres, etwas Neckischeres und froher Tändelndes kaum denken, als solch Spiel der Delphine. Sie sind auch die Lieblinge aller Passagiere, und alles ist freudig, wenn sie kommen. Sie sollen in der Adria häufig sein; ich bekam aber auf der Hin- und Rückfahrt weiter keine mehr zu sehen; begriff dagegen den schon erwähnten Wiener Geschäftsreisenden, als er eines Tages meinte: „Is des a fade G'schicht heut, nit a mal a Delphinerl schwimmt rum!“ und begriff jetzt auch, warum die Mythe gerade die Delphine vom Spiele Arions entzückt sein ließ. Dieser prächtige Fisch hat Gemüt, ist ein froher, sonniger Kerl, dem es wohl ist und der dies auch fühlt! Wäre ich nicht Journalist, möchte ich Delphin in der Adria sein. Von den Haien gefressen werden schließlich beide, denn diese sind sich gleich, ob sie Mensch heißen oder Fisch.

Und nun auf einmal ein Stück norwegische Küste.

Es ist der Kanal San Antonio, ein überaus malerischer, fast fjordmäßiger Meeressengpaß, durch den man in den Hafen von Sebenico gelangt. Sebenico, um es schon hier einigermaßen zu erwähnen, ist eine Stadt von 20 000 Einwohnern, die vom Meere aus einen imposanten Anblick gewährt. Sie trägt nicht eine Krone auf dem Haupte wie Zara, aber einen Helm und auf dem Helm einen Adler mit scharfem Schnabel



Sebenico.

und scharfen Krallen. Wie mit gestäubten Schwingen steigt sie stolz einen steilen Hügel hinauf, und aus dem Dächergerwirr erheben sich kühn Türme und Kuppeln und ganz zu oberst trotzig und finster ein altes Kastell aus der Venetianerzeit. Eulen und Raben nisten im alten Gemäuer, wilde Reben klettern an ihm hinauf und oben wuchert allerlei Gestrüpp und sieht sich an wie zerzauste Federn. Hei, Adler! Einst war es anders. Da flogst du hinaus, schossest nieder wie ein zürnender Blitz auf das Seeräuberpack der nahen türkischen Raubnester und bohrtest seine Barken in den Grund, und mancher christliche Rauffahrer stieß ein heißes Dankgebet aus, wenn er in bitterer Todesnot dich am Horizonte erscheinen sah. Die türkischen Raubnester sind zerfallen, und damit war auch die Zeit des Adlers von Sebenico um.

Von Sebenico geht die Fahrt eine Strecke weit durch offenes Meer — jetzt liebe Abwechslung — nach Rogoznizza, einem kleinen Städtchen oder Dorfe mit ein paar stattlichen Gebäuden im Vordergrunde in einer träumerischen Bucht, mitten in silbergraue Olivengärten und dichtbelaubte, hellgrüne Weingelände gebettet, die sich von weitem ansehen wie frische Wiesen.

Der „Sultan“ legt hier nicht an.

Dafür bringt eine Barke die Post an Bord und zugleich eine Bäuerin aus Rogoznizza mit Tochter. Gleichzeitig steuert auch eine Fischerbarke zu; ein paar wildaussehende Fischer klettern auch schon wie Katzen auf Deck und bieten einen Korb voll prachtvolle Fische mit einem Schuppenpanzer wie Mandelblüten — Burschen von 1—2 Kilo — zum Kaufe an, das Kilo zu 40 Kreuzer. Und nun geht ein lustiger Fischhandel an Bord los; unser dicke Koch marktet und feilscht; die Leute von Trau und Spalato feilschen, bis der Kapitän der Sache ein Ende macht und das Zeichen zur Weiterfahrt giebt. Im Nu ist man jetzt handelseins, und für 30 Kreuzer das Kilo findet auch der letzte Schwanz reißenden Absatz. Herr Ghemo erklärte, das sei ein Spottpreis. Der gleiche Fisch koste schon in Spalato das Doppelte. Ich kann bezeugen, daß er trefflich schmeckte.

Und jetzt bewundert man die neuen Ankömmlinge.

Die junge Dalmatinerin ist schön, wie eine aufgehende Rosenknospe, nein für diese Schönheit ist die feurige Granate das richtige Bild, die sie im schwarzen Haare trägt. Sie ist eine junge Bäuerin, aber von einer Zierlichkeit des Gliederbaues, die den Neid jeder Großstädterin erweckt hätte. Es lag etwas vollendet Mädchenhaftes über der Jungfrau, etwas Gazellenmäßiges in den Bewegungen, zurückhaltend im Benehmen und doch von offener, unschuldvoller Freundlichkeit. Das Mädchen trug einen wunderbaren Goldschmuck aus Filigran, eigentümliche, reiche Kettengehänge. Die beiden fuhren nach Carober. Ich habe sie nachts spät gesehen, wie

ich aus Spalato an Bord zurückkehrte. Die Mutter kauerte auf dem Eisendeckel des Laderaums und daneben lag schlafend das Mädchen, den Kopf auf der Mutter Schoß, schlief, wie Engel schlafen, und mit dem Mütterlein unten hielten oben des Himmels Sterne über dieser holden Unschuld Wacht. Dem Mütterlein mag es ein wenig hart angekommen sein, die Nacht über so auf Deck zu kauern. Aber was ist einer Mutter zu hart! Und dann wird das Töchterchen erwacht sein und sich hingesezt haben und das Mütterchen hat sich dann hingelegt, den Kopf in Töchterchens Schoße schlafend hingelegt. Was thut nicht eine gute Tochter für ihre Mutter!

Die Leute waren gewiß nicht arm und ein Bett in der Damenkabine hätte nur 50 Kreuzer die Nacht gekostet. Aber das dalmatinische Bauernvolk ist ohnehin sehr sparsam und betrachtet solche Dinge als ausschließlich für Stadt- und Herrenvolk vorhanden und nebenbei auch noch als Verschwendung. In Bezug auf Schlafstellen ist es nicht verwöhnt, denn auch zu Hause ist sein Bett nicht weich.

Bald gilt es, eine wahre Meereschlucht zu passieren. Es ist, als hätte das Meer in übermütiger Laune hier sich einmal als Alpenpfad aufspielen wollen. Diese Enge zu traversieren, fordert die ganze Geschicklichkeit von Kapitän und Mannschaft heraus, und die Sicherheit, womit sie passiert wird, ist ein Kabinettstück der Schiffahrerkunst. Ich wüßte keinen Binnensee, der den Dampfern eine derart schwere Knacknuß böte.

Und jetzt ist man in Trau am Kopfe der See von Spalato.

Doch was Trau! Das ist ja mit dem gegenüberliegenden Bua das reine Konstanz am Bodensee, nichts fehlt, nicht einmal die Brücke, unter welcher der Dampfer durch muß und auch das Münster fehlt nicht, nur ist der Turm hier ungleich schöner und feiner ornamentiert. Die Stadt liegt in der Ebene und ist völlig umwuchert von Wein- und Oliven-
geländen, von Gärten und Hainen in strotzender Ueppigkeit.

Und ist Trau ein leibhaft Stück Konstanz, so mahnt

die See von Spalato in den Umriffen nicht minder lebhaft an den Bodensee.

Wie dort die Bregenzer Alpen bilden hier die formenvollen dinarischen den Hintergrund; die prächtig gestalteten, fruchtbaren Inseln Brazza und Solta sind gleichsam die Schweizerufer, die Küste das andere. Und welche Küste! Der vielgereiste Dr. Schwarz nennt sie in seinem Buche über Montenegro ein Gelände, das die Reize der schönsten Landschaftsbilder Italiens und Griechenlands in sich vereinigt.

Und da ist der Punkt, wo es doch nicht der Bodensee sein kann.

Von Bua her grüßt ein einsames Dominikanerkloster, und zu seinen hohen Gartenmauern heraus winken noch viel höher einige Palmen in königlichen Kronen, alte, mächtige Stämme mit majestätischen Wedeln. Das sanft ansteigende Küstenufer ist mit weißen Häuschen übersät; ab und zu wächst ein Felsenhügel wie ein Cyclopenbau steil und stolz aus der Erde und trägt auf seinem Rücken ein verfallenes Kastell. Dieses Paradies heißt ja auch die Ebene der sieben Kastele. Und an jener unvergleichlichen Bucht lag einst Salona, das herrliche Salona der alten Römer, eine halbe Millionenstadt von verschwenderischer Pracht und Prunk, an Reichtum nur von Rom übertroffen und von Byzanz. Seine Ruinen sind noch heute Zeugen einstiger Herrlichkeit.

Und jetzt fährt der „Sultan“ in die Bucht von Spalato ein, von Spalato, das nicht eine Krone trägt, wie Zara, und keinen Helm, wie Sebenico, sondern den Admiralshut.

Die Tagesfahrt war zu Ende.

Eine dalmatinische Hochzeit.

Vorbemerkung. — Die Swaten. — Brautkleid. — Trinkspruch des Oberswaten. — Elternsegen. — Im Hause des Bräutigams.

Als wir des Morgens an einem Dorfe vorbeifuhren, hörte man ein Geknatter in hellen Salven. Es war Hochzeit dort. Ich habe leider keine dalmatinische Hochzeit gesehen

und noch weniger eine miterlebt; was man mir aber darüber erzählte und was ich in J. Danilos Schrift über dalmatinisches Volksleben las, hat mich derart angemetet, daß ich einiges daraus wiedergeben möchte.

Eine Bemerkung voraus: Der gesellschaftliche Bau des Südslaventums geht von unten nach oben und nicht umgekehrt. Die Familie ist der eigentliche Träger des Ganzen, und der Vater der Träger dieser. In ihr wurzelt die Gemeinde. Diese begann mit der Vereinigung einzelner Familien zu Hausgemeinschaften, zur Zadruga; aus diesen ging die Verwandtschaftsgemeinschaft im weiteren Sinne hervor, die Brastva, und aus ihr entwickelte sich die Zupa, die Gemeinde. Da die Familie Grundlage ist, muß die Hochzeit ein sehr wichtiges Ereignis sein. Daraus erklärt sich wohl auch, daß die erste Frage vor Eingehung einer Brautschaft ist, ob die Braut „guten Blutes“ und der Bräutigam „gesunden Stammes“ sei.

Und jetzt die Hochzeit!

Wenn es einmal mit unserem jungen Bauernmädchen an Bord soweit ist, wird es ein glanzvolles Fest sein.

Wie im Hause des Bräutigams wird auch in ihrem schon von früh morgens an ein eifrig Hasten sein, um die Gäste, die Svaten, aus der ganzen Sippe würdig zu empfangen; denn auch der ärmste Verwandte ist geladen. Und zwischen hinein knallen die Männer vom Hause Pistolen- und Gewehrschüsse ab und die Weiber singen Liebeslieder. Aber auch die Svaten sind schon unterwegs, jeder mit einem gebratenen Schaf und einem Weizenbrot beladen; die Armeren freilich nur mit einem Schafviertel. Und pülvern die Männer im Hause der Braut und des Bräutigams, so thun es die Svaten unterwegs erst recht. Als letzter rückt der Träger der Hochzeitsfahne ein und steckt sie am Hause der Braut auf, wo unter Gesang von Liedern die erste Schmauserei beginnt. Es sind ungemein originelle Lieder, von einer bezaubernden Poesie, die gesungen werden. Nachstehend einige

Stellen aus einem solchen auf die Braut; sie mögen auch als Probe der Volkspoesie des Dalmatiners gelten, einer Poesie, die ächt ist in jeder Faser:

Dahin flog ein grauer Falke
 Uebern Hof des Bräutigams.
 Fliegen sah ihn junges Bräutchen
 Und rief nach dem grauen Falken:
 „O, mein Falke, grauer Vogel,
 Woher kommst du hergeflogen?
 Hast du meinen Allerliebsten,
 Seinen weißen Hof gesehen?
 Flattert schon ein seiden Fähnlein,
 An des weißen Hofes Fenster?
 Sammelt schon mein Liebster Swaten.
 Um mich Junge abzuholen?“

Der Falke tröstet die Braut, unter Wiederholung des von ihr Gesagten versichernd, daß alles, was sie wünsche, geschehen sei, und es heißt dann weiter von ihr:

Von dem Hofe ihrer Mutter
 Rief herzu sie ihre Schwestern:
 „Gott mit Euch Ihr meine Schwestern,
 Steht recht zeitig auf mir morgen.
 Eilt in meinen grünen Garten,
 Pflücket dort mir meine Blumen.
 Ruft herzu mir meine Mutter,
 Mir den grünen Kranz zu winden,
 In die Haare ihn zu stecken,
 Meinen Schrein mir auszuliefern,
 Wohl mit Silber ihn zu füllen,
 Daß ich meiner Sipp' gefalle
 Meinen Schwäher und der Schwieher
 Und im Hofe dem Gemahle mein.“

Vom Hause des Bräutigams geht es unterdessen in festlichem Zuge und auch wieder unter beständigem Büchjenge-

knatter zum Hause der Braut. Dort wollen aber die Svaten der Braut die andern nicht einlassen, und es entspinnt sich ein Scheingefecht, bei dem die Svaten des Bräutigams schließlich das Haus erobern. Der Vater der Braut thut sehr überrascht und fragt, was das alles bedeute und was man eigentlich wolle. Die Svaten des Bräutigams antworten: „Wir suchen eine Wachtel, die in dieses Haus geflogen ist.“ Nun werden zuerst eine Anzahl andere Mädchen vorgeführt, oft auch alte Weiber, bis der Vater die Gesuchte herbringt, worauf die Svaten des Bräutigams einstimmig rufen: „Das ist unsere Wachtel; das ist die von uns Gesuchte; ihre Flügel sind von Gold, ihre Augen Edelsteine, ihr Mund eine Rosenknospe; aber wir wollen etwas mit ihr tanzen, um zu sehen, ob sie nicht hintzt und nicht andere Fehler hat.“ Der Pate des Bräutigams wird hierauf unser bräutlich gepuztes Dalmatiner mädchen bei der Hand nehmen, um sich mit ihr ein paarmal im Kreise zu drehen und es dann dem Brautführer mit den Worten zu übergeben: „Da nimm sie, behüte sie wie Deine Augen, so lange Dir der Kopf zwischen den Schultern steht.“ Und jetzt treten die Gespielen der Braut mit Körbchen voll Blumensträußchen herzu, und die Braut schmückt jeden der Svaten damit.

Die Trauung in der Kirche ist vorüber!

Man ist in das Haus der Braut zurückgekehrt, wo man sich neuerdings zu Tische setzt, die Männer, alter Sitte gemäß, mit den Waffen im Gurt.

Zu Beginn des Mahles übergiebt der Vater der Braut dem Obersvaten, als dem ersten Gast, einen Krug Wein mit den Worten: „Sollen wir trinken brüderlich und einander zutrinken nach Svatenart?“ worauf der Obersvate erklärt: „Wir wollen trinken brüderlich und einander zutrinken nach Svatenart.“ „Wie viel Trinksprüche wollen wir ausbringen?“ fragt der Hauswirt weiter und der Obersvate ent-

gegnet: „In alter Zeit waren es drei, während jetzt zwei genügen, einer durch mich und einer durch Dich.“

Und dann beginnt der Oberivat seinen Trinkspruch, indem er u. a. ungefähr sagt:

„Im Namen Gottes! Möge jedermann sich freuen heute. Möge Gott jedem beistehen, der sich bekreuzt (Spitze gegen die Türken) und zu Gott betet. Möge Gott beistehen dem Hl. Vater in Rom und demselben klaren Verstand und große Kraft gewähren, seine Kardinäle zu leiten, die Kardinäle die Erzbischöfe, die Erzbischöfe die Bischöfe, die Bischöfe die Priester, die Priester aber das Volk, das ihrer Hut anvertraut ist. — Möge Gott beistehen unserem König, ihm große Kraft und klaren Verstand, einen scharfen Säbel bescheren, daß er seine Feinde niederwerfe, die Minister die lautere Wahrheit erkennen lehre, damit diese sie auftragen den Statthaltern, die Statthalter den Kreishauptleuten, die Kreishauptleute den Gemeindevorstehern, die Gemeindevorsteher der Bevölkerung, auf daß sie gottesfürchtig und sittenrein lebe. — Möge Gott gewähren, daß der Hand des Wirtes dieses Hauses der Same spärlich entfalle und dicht aufgehe, die Aehren ährenreich seien, die Weinrebe rebenreich, das Korn kornreich sei. Möge Gott denen, die ihm übelwollen, den Kopf verdrehen. Möge er Hilfe gewähren dem Landmann auf dem Felde, dem Seemann auf dem Meere, dem Hirten im Gebirge und wenn es sich trifft, daheim. — Bleibe mir (der Hausherr) gesund mit diesem zweiten Glas, daß er den Tisch stets decken möge in günstiger und guter Stunde für Svaten, Freunde und Wanderer. — Bleibe er mir gesund bei diesem dritten Glase zu Deiner Gesundheit und der des anderen Hauswirtes (des Vaters des Bräutigams). — Ich sprach meinen Spruch nach meinem Verstand; möge Gott meine Worte hören und ihnen oben im Himmel zustimmen.“

Jedesmal wenn der Oberivat einen Satz gesprochen hat, rufen die Anwesenden: „So Gott will.“

Der Hauswirt antwortet seinerseits auch mit einem

wohlgesetzten Trinkspruch und zwar auf das Brautpaar. Dann trinkt sich alles zu, wobei der eine Gast den anderen laut fragt: „Jeci li mi zdrao!“ „Bruder, bist Du mir gesund?“ und der andere antwortet: „Ja, Bruder!“

Hierauf wird der Brautschrein mit der Aussteuer geöffnet und die Gäste legen ihre Gaben, je nach Vermögen, hinein. Dazu wird gesungen:

Sehet da den Schrein der Braut steh'n,
 Angefüllt mit schönen Kleidern,
 So von Linnen, wie von Tuch auch,
 Sowohl weißem als gesticktem,
 Doch am meisten mit dem Segen,
 Den die Mutter ihr gegeben.

Jetzt ruft der Obersvate: „Kurz sind die Tage, weit unsere Wohnhäuser; brechet darum auf, Ihr Svaten, und das Mädchen besteige das Pferd.“

Der Bräutigam eilt auf die Braut zu, beziehungsweise sein junges Frauchen, und wird bei diesem Gange mit Weizenkörnern und Raushgold beworfen. Hand in Hand mit ihr tritt er vor die Eltern, beide knien nieder vor ihnen und bitten um ihren Segen. Währenddem treten auch die Svaten heran und halten Stücke Weizenbrot über ihre Häupter, zum Zeichen, daß es ihnen nie an Brot mangeln möge. Der Vater aber fragt: „Was wünschet Ihr, gute Brautleute?“ Diese antworten: „Von Gott den Segen und Dir ein fromm Gebet!“ Nun hebt der Vater an: „Gebe Euch, liebe Kinder, Gott seinen Segen! Segne Euch der himmlische Vater, der große König der Erde, so wie ich, der arme Sünder, Euch segne.“ Beim Schlusse des Sazes berühren die Gäste mit den Brotschnitten das Haupt der Brautleute. Und der Vater spricht weiter: „Möge mit Euch gehen der hl. Erlöser. Schafe und Lämmer mögen Euch blöken, Ziegen meckern, Ochsen brüllen, Pferde wiehern, junge Katzen miauen. Möge Gott Euch gewähren, daß von Eueren Herzen solche Blüte geboren

werde, die Gott dem Herrn durch das Gebet, den Eltern aber durch Güte gefalle. Mögen die Armen stets gesättigt von Eurer Thüre gehen. Zuerst mögen Euch Töchter, zuletzt Söhne geboren werden. In ihrer Jugend möget Ihr Eure Töchter verheiraten und in vorgerückterem Alter Eure Söhne, auf daß die junge Frau keine Schwiegermutter erhalte und so zwei Nebel im Hofe zusammentreffen. Schreitet nun mit dem rechten Fuße aus und ziehet hin mit Gott, in Gottes Frieden."

Damit ist die Segensceremonie beendet, nach welcher das Brautpaar die Eltern und alle Gäste küßt, und dann geht es, wiederum in festlichem Zuge, zum Hause des Bräutigams.

Dort angekommen, singen Frauen und Mädchen:

Sei willkommen, unsere Braut Du,
Bist doch nicht müd' geworden.

— — — — —

Ein Weib aus der Verwandtschaft wird nun unserem Dalmatinermädchen ein männliches Kind auf den Arm geben, damit es dasselbe küsse, und seine Schwiegermutter ihm einen kleinen Löffel mit Honig reichen — zwei allerliebste symbolische Akte.

Im Hause des Bräutigams wiederholen sich die Scenen, die wir bereits vom Hause der Braut her kennen, das Essen, die Trinksprüche, die Gaben in den Brautschrein und der Segen der Eltern, nach welchem die Braut in das Schlafgemach geführt wird, wo ihr eine Verwandte den Brautkranz abnimmt.

In aller Frühe erscheinen Frauen und Mädchen wieder vor dem Schlafgemach und singen:

„Stehe auf, das Haus zu kehren,
Daß nicht schelte Dich die Schwieger,
Stehe auf, das Roß zu tränken,
Daß nicht schelten Dich die Schwäher.“

Armes Dalmatinermädchen, die Prosa des Lebens beginnt!

Noch einmal geht es am Morgen zum Gastmahl, dem vorgängig die Braut mit einer Waschküffel und einem Handtuch von Gast zu Gast geht und ihnen beim Waschen der Hände Schüssel und Handtuch hinhält.

Gestern wurde sie bedient, von jetzt an wird sie bedienen.

Es geht ein tiefer Lebensernst durch diese Hochzeitsitten, ein reiches und edles Gemüthsleben, trotz einer ziemlich herben Auffassung in Bezug auf das Weib, und vor allem auch eine ungekünstelte Sittenreinheit sowie eine fast ideale Natürlichkeit, so paradox das Wort auch klingen mag; dabei wieder ein sonniges Strahlen, ein feiner, schalkhafter Humor — ich nenne nur den kleinen Löffel mit Honig der Schwiegermutter — und eine ganze Fülle von Poesie, Poesie in den symbolischen Akten, Poesie in den Liedern, Poesie in den Trink- und Segensprüchen.

Sie kennen, und man versteht, über welche fast unerschöpfliche Fundgrube die slavische Litteratur verfügt und warum ihre neuzeitlichen Träger Typen von solcher Seelenfrische und Ursprünglichkeit zu schaffen wußten, Typen, wie aus der Erde selbst herausgewachsen. Man versteht diese Dichter auch erst so recht, wenn man einen Blick in diese Welt gethan hat.

Und wie mit denen bei der dalmatinischen Hochzeit, ist es auch mit anderen Sitten und Gebräuchen.

Das ist der Jungbrunnen, der ewig frisch erhält, gesund um die Brust herum und gesund im Kopfe, so lange er fließt.

Neue Bekanntschaften.

Der Schul- und Bankdirektor. — Prof J. Lusić. — Drei Marineunteroffiziere. — Marineplaudereien.

Der Tag von Zara bis Spalato war ein glücklicher, ein äußerst glücklicher auch in dieser Beziehung.

Unter den neuen Passagieren, die sich in Zara eingefunden hatten, erregten die Aufmerksamkeit vor allem ein

katholischer Geistlicher mit grauseidener Mütze, einer goldenen Brille, mit markanten, energischen Zügen im Gesicht, das im ganzen mehr deutsches Gelehrtengeſicht als ſlavisches war, und neben ihm eine imponierende Herrenfigur mit „barba all'imperiale“ und kavalieren, faſt aristoſokratiſchen Manieren.

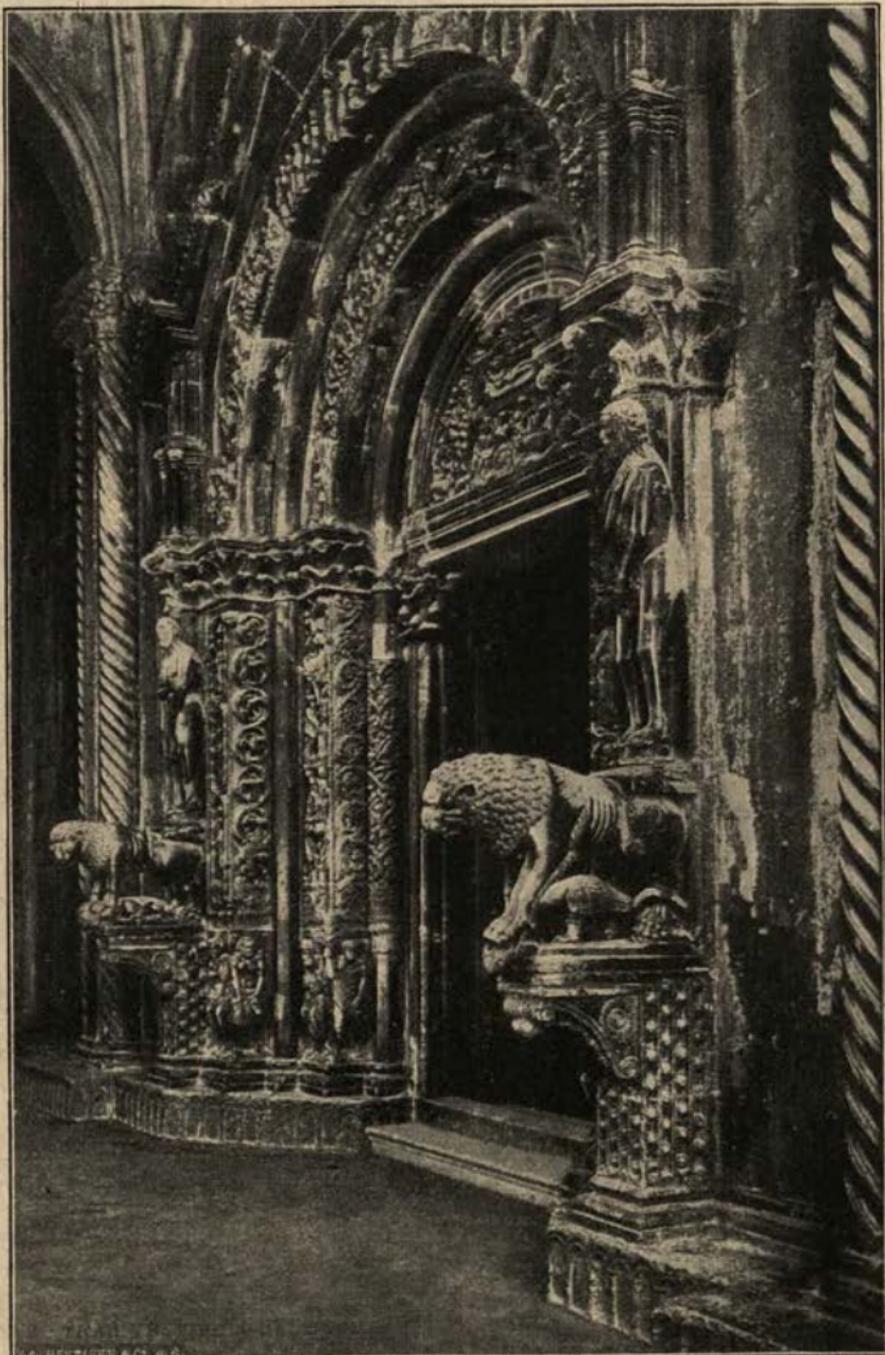
Ich benützte den erſten ſich bietenden Anlaß, mich den Herren vorzuſtellen, waß mit der liebenswürdigen Gegenvorſtellung beantwortet wurde.

Der Laie war Direktor der Unterſchulen in Zara und zugleich Bicedirektor der verhältnißmäßig neuen Provinzial-Kreditbank, deß erſten und einzigen größeren Bodenkreditinſtitutes in Dalmatien — ſeine Karte ſtellte ihn als Dr. A. Miſetev vor. Der Geiſtliche gab ſich als Prof. J. Luſić in Zara zu erkennen. Man ſagte mir nachher, er ſei der berühmteſte Hiſtoriker Dalmatiens der Gegenwart. Herr Luſić fuhr zu Verwandten nach Cittavecchia in die Ferien; der Direktor wiederum hatte ſich wegen Errichtung einer elektriſchen Kraftanlage an der Krka bei Sebenico, welche durch die Kreditbank finanziert wurde, dorthin zu begeben. Ich habe beſonders Prof. Luſić für manches zu danken und thue eß gleich hier.

Nicht weniger Anerkennung ſchulde ich aber drei jüngeren Herren in beſcheidenerer Stellung, die ſich als Drittklaßpaſſagiere ebenfalls in Zara einſchifften, wo ſie die Nacht über geweilt hatten.

Eß waren drei Marineunteroffiziere, bildhübsche, alerte Jungens mit offenen, ehrlichen Geſichtern, die ſchon alle Oceane durchfahren hatten, die Dienſtfertigkeit ſelber waren, die Fröhlichkeit, die Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit ſelber.

Sie waren von Pola abkommandiert auf die bei Teodo in der Bocche di Cattaro liegende „Krka“, oder, wie ſie ſich ausdrückten, auf Sr. Majeſtät Schiff, die „Krka“, und auf der Reiſe dorthin. Als Vorſtände deß Marinetelegraphen, bei deſſen Legung an der Küſte und zu den Inſeln mitthätig, kannten ſie die dalmatinischen Küſtengebiete, wie wenige. Sie waren meine Mentoren in der Nautik und in manchem andern.



Grau. Das Pormportal.

Photoglob Co. Zürich.

Und wo wir ans Land kamen, sahen Mädchen und Frauen ihnen nach, so schmuck waren sie in ihren blendendweißen Matrosenblusen, mit dem umgelegten, blauumranderten Kragen, den flotten Mützen mit den flatternden Bändern, den weißen Handschuhen und den goldenen Abzeichen ihres Ranges. Alle drei sprachen fließend deutsch, italienisch und serbo-kroatisch.

Es waren offene, treue und anhängliche Seelen, ihrem Kaiser und Vaterlande ergeben, dabei von einem in manchem gesunden und unabhängigen Urtheil und unbefangenen Blick, und ich verdankte ihnen in den Tagen gemeinsamen Zusammenseins manchen wahrheitsgetreuen Einblick in Dinge, die mir bisher ein verschlossenes Buch waren.

Ueberhaupt handelte es sich in den meisten dieser Fälle nicht um Eintagsbekanntschaften; von verschiedenen Seiten sind mir seither aus Dalmatien brieflich liebe Grüße zu teil geworden, welche die Erinnerungen an schöne Stunden neu auffrischten. So schrieben mir die drei guten Menschen noch unter dem 15. Dezember aus Teodo u. a.: „Soeben sitzen wir im „Kaffee zur Kriegsmarine“ der berühmten Großstadt Teodo und das ganze Gespräch dreht sich um unseren Reisegefährten. Demzufolge erheben wir die Gläser mit dem guten Teodanerwein und trinken auf Ihr Wohl und daß sich bald Gelegenheit auf ein Wiedersehen biete.“

Aber vorstellen muß ich sie nun auch: Der eine war der Steuermaat J. Berščak, ein großer, breitschultriger Steiermärker, der zweite der Steuerquartiermeister R. Fiala, ein urfroher Schlesier, und der dritte der Steuergast R. Ribyža; an Gestalt waren die beiden letztern mittelgroße, schlanke, geschmeidige Figuren.

Ich habe mit den drei jungen Herren so ziemlich über alles gesprochen. Sie waren zunächst gar nicht erbaut, daß ich allein nach Montenegro ging; denn sie hätten von Kameraden erfahren, die sich auskennen wollten, daß die Montenegriner eine Räuberbande und Gurgelabschneider ersten

Ranges seien, die beim letzten Aufstande in der Bocche viel grausamer gehaust hätten, als die wilden Bocchesen selber.

So stramm sie auch im Dienste waren, so äußerten sich alle doch entzückt darüber, daß nun bald der Augenblick heranrücke, in dem die Dienstzeit abgelaufen sei und sie Anspruch auf eine Civilversorgung von Seite des Staates erheben könnten, das heißt auf eine bürgerliche Beamtung. Schließlich bekomme man es auch satt, immer zur See zu sein, und zudem sei der Dienst im ganzen sehr anstrengend und oft noch weit anstrengender als notwendig, wenn man unter grillenhafte und launische Kommandierende komme, die immer nur tadelten und nörgelten, und denen man es nie recht machen könne, selbst wenn man es genau so machte, wie sie verlangten. Auf dem Lande lasse sich so etwas am Ende noch ertragen; aber auf einem Schiffe sei es zum rasend werden, wo man stets so nahe beieinander sei, wie eine Familie im Wohnhause.

Sie zeigten mir ihre Konduitenbüchlein mit Notizen, die ihnen alle Ehre machten, wenn auch die eine oder andere Bemerkung angebracht war, die ahnen ließ, daß sie zur Abwechslung einmal eine lustige Stunde sehr lustig auskosteten — teilten mir ihre Pläne mit für den Augenblick der Civilversorgung, und es hatte fast etwas Rührendes, wenn die wackeren Jungens sich dabei ausmalten, wie sie dann ein liebes Weibchen sich nehmen wollten und einen netten Hausstand gründen, und wie schön es alsdann sein müsse, daheim sein zu können, und nicht immer, wie jetzt, von einem Meer in das andere gejagt und das eine Jahr in den Tropen und das andere im hohen Norden herumgepudelt zu werden.

Und wenn sie mir dann so ihr innerstes Fühlen und Denken vorplauderten, jagte ich mir, daß es mit der Meerespoesie ein wenig so sei, wie mit der Poesie des Hochgebirges. Man kann auch zu viel davon bekommen, und je mehr beide zum Handwerk werden, umsomehr entschwindet diese Poesie

Da wir gelegentlich auf die Verpflegung zu reden kamen, erklärten sie einstimmig, auf der österreichischen Marine sei dieselbe gut, weit besser als z. B. auf der italienischen Marine und eher auch besser als auf der deutschen, wo sie aber entschieden nicht so mangelhaft wäre, wie unlängst von socialistischer Seite im deutschen Reichstag behauptet worden sei.

Einer der drei hatte auch die Blokade von Kreta im Frühling mitgemacht. Er war aber nicht erbaut davon. Sie hätten sich geschämt wie die Budel, als auf armselige Gehöfte geschossen wurde und sie auf läppiſche Barken Jagd machen und eine miserable Polizeidienerrolle spielen sollten. Se. Majestät habe denn auch den ganzen faulen Zauber durchschaut, und das österreichische Geschwader glücklicher Weise bald abberufen.

Natürlich kam man auch auf den amerikaniſch-spaniſchen Krieg zu reden und ihr kurzes Urtheil ging dahin, daß der Ausgang zur See von Anfang an für alle jene klar gewesen sei, welche die amerikaniſche Flotte mit ihren wahren Musterſchiffen, ihrer tüchtigen Führung und strammen Bedienung gekannt hätten.

Kurz diese Leute wußten immer etwas Interessantes.

Im Gespräche mit Lušić und dem Direktor.

Urtheile über das Landvolk. — Ein schöner Bug. — Gastfreundschaft. — Ein Charakterzug der Comisaner. — Volkspoeste. — Hypothekenfrage. — Mängel in der Produktion. — Gegentheilige Urtheile. — Pessimismus. — Stammesfragen.

Zurück zu Professor und Direktor.

Wir plauderten über den dalmatinischen Bauer. Und die beiden Herren schilderten in warmen Worten, mit einem gewissen Herzensklange die Bravheit und Rechtschaffenheit des Landvolkes, seine Sittenreinheit und Nüchternheit und auch seine geistige Regsamkeit. Genau so wie sie sprach auch der Direktor der Konservenfabrik in Comija auf der Insel Vissa (Višča), ein feiner Ragusaner Herr, über das gleiche Thema.

Ich weiß nicht warum, aber es that mir in der Seele wohl, zu hören, mit welcher Liebe, welcher Pietät und welcher Begeisterung diese hochgebildeten städtischen Südslaven die Tugenden ihrer wenig gebildeten ländlichen Stammesbrüder priesen, wie verwandt sie sich mit ihnen fühlten und wie treu sie zu ihnen sich bekannten und zu ihnen standen.

Sie beschämen damit gar viele, sogenannte gebildete Kreise anderer Staaten, die für das Landvolk ihrer Nation höchstens ein mitleidiges Achselzucken haben und nicht viel mehr für sein Denken und Fühlen, seine Sagen und Sitten. Da flößt die Haltung dieser gebildeten Südslaven ganz andere Achtung ein und zeugt von einer wirklich edlen Gesittung, während die andere über das Niveau dünnlichen Hochmutes oder im besten Falle des parteipolitischen Fanatismus nicht hinausreicht.

Der Comisaner Fabrikdirektor verherrlichte noch im besondern eine geradezu ergreifende Gastfreundschaft im Innern, die ohne Entgelt das Beste dem Gaste gebe, lieber darbe, als ihn etwas entbehren lasse, und jeden, der sich nicht feindselig nahe, als Gast willkommen heiße. Wenn der eine und andere Fremde gegenteilige Erfahrungen gemacht zu haben vorgebe, so rühre es lediglich von einem aufdringlichen und taktlosen Benehmen dem weiblichen Geschlechte gegenüber her; denn für die Courschneiderei und Deandelpoesie im Touristenfinne habe der Dalmatiner kein Verständniß und der Bergbewohner Dalmatiens erst recht nicht.

Interessant war mir, da er klagte, mit welchen Schwierigkeiten er in seiner Fabrik in Comisa zu kämpfen habe, indem selbst bitterarme Lissaner sich weigerten, ihre Weiber in die Fabrik gehen zu lassen. Dem Herrn Direktor gefiel dieser gesundsociale Zug viel weniger als mir, und auf eine bezügliche Bemerkung meinerseits wendete er ein, die Weiber hätten ja in der Fabrik die leichtere Arbeit als zu Hause. Und trotzdem! Mir gefällt der arme Lissaner, der sein Weib bei sich und den Kindern haben will. Beifügen will ich noch,

daß dieser Herr Montenegro ebenfalls aus eigener Anschauung kannte, und mir über den Volkscharakter der Ernagoren wörtlich genau sagte, was Ghemo aus Spalato.

Professor Lušić wiederum machte mich mit manchem hübschen Zug in der dalmatinischen Geschichte bekannt und mit dem Wesen der dalmatinischen Volkspoesie, von der ich bereits einige Proben gab. Diese Poesie ist eine fortwährend lebendige und zeugende. Sie hat wohl ihre überlieferten Helden-sänge, ihre Liebeslieder und Trauersänge; aber der Sänger und die Sängerin aus dem Volke sind wieder selber Dichter und Dichterin, schmücken die Sänge mit den Bildern und Kindern der eigenen Phantasie, die oft von einem hohen Schwunge und einer überraschenden Feinheit des Empfindens in den Stimmungen der Menschenseele und Natur ist. So ist die dalmatinische Volkspoesie — und die südslavische überhaupt — nicht nur Poesie für das Volk, sondern unmittelbar aus dem Volke heraus, wachsend und blühend, wie die Blumen aus der Wiese herauswachsen und blühen.

Der Schuldirektor und Bankvicedirektor gab beachtenswerte Aufschlüsse in materieller Beziehung. Er klagte darüber, daß Dalmatien beim letzten italienisch-österreichischen Handelsvertrage geopfert wurde, da durch denselben die geringeren aber billigeren Italienerweine in schwere Konkurrenz zu den dalmatinischen getreten seien und deren Preise herabgedrückt hätten. Er berichtete ferner über die landwirtschaftlichen Kreditverhältnisse, machte Gegenden und Inseln namhaft, wo der ganze Besitz noch fast schuldenfrei und selten eine Hypothek zu treffen sei, während der größere Teil nur allzu stark verschuldet wäre, oft bis über den Hals hinaus. Der Hypothekarkredit habe bis zur Gründung der Kreditbank in Zara sehr im Argen gelegen und nur zu oft den Charakter eines Buchergeschäftes bis auf 10 Prozent besessen. Jetzt belehne die Kreditbank Hypotheken mit 6 Prozent, in welchem Zinse aber die Amortisation inbegriffen wäre, so daß die Schuld nach 40 Jahren gänzlich getilgt sei.

Das bedeutet einen entschiedenen Fortschritt.

Dabei waren die Herren aber auch nicht blind den Schwächen des Landvolkes gegenüber. Sie klagten, daß der dalmatinische Bauer sich nur schwer zu rationelleren Betriebsmethoden verstehe — er steht hierin freilich nicht allein — daß darum bei weitem nicht an Produkten gewonnen werde, was gewonnen werden könnte, und daß es mit deren Bewertung oft auch schlecht bestellt sei. So fehle es an richtigen Oelraffinerien, während sich mit solchen ein Olivenöl gewinnen ließe, ebenbürtig dem der Provence; die Weinbehandlung lasse manchenorts auch sehr zu wünschen übrig; im Früchte- und Gemüsebau ließen sich noch ganz andere Resultate erzielen, auch in der Bewertung der Meeresprodukte und in anderem mehr.

Einschalten muß ich nun, daß das gute Urteil, das diese Herren über ihre ländlichen Stammesbrüder fällten, von deutsch-österreichischen Beamtenelementen, die ich auf der Rückreise traf, auf entschiedenen Widerspruch stieß.

Da war ein Herr Glauscher, ein pensionierter Postbeamter, ein seelenguter, lieber alter Herr, der einige Jahre in Zara und Spalato amtlich funktioniert hatte, mit einer lebenswürdigen Spalatinerin verheiratet war, und bisher dort im Ruhestand gelebt hatte, nun aber in Capo d'Istria seinen Sitz aufschlagen wollte.

Er wußte ein ganzes Sündenregister über die armen Dalmatiner herzusagen. Sie seien störrisch, unintelligent, heimtückisch, vörtlend und was sonst noch alles.

Und noch schärfer lautete das Urteil der mundfertigen Gattin eines Militäringenieurs — einer Grazerin — die nach Hause in Ferien fuhr. Ihr Mann leitete den Bau einer Militärstraße in der Bocche, und sie hatte dort ihre Häuslichkeit eingerichtet. Nach ihr wäre der Dalmatiner Bauer: 1. der faulste Kerl der Welt, 2. der dümmste, 3. der größte, 4. der verlogenste, 5. der betrügerischste u. s. w., und wäre es in ihren molligen Patschhändchen gelegen und abhängig

von ihrer spitzen Zunge gewesen, man würde alle Dalmatiner Bauern noch vor Ende des Jahres an ihren eigenen Feigenbäumen gehängt haben.

Und als ich mich dann ganz sachte erkundigte, was dem hübschen Weibchen denn so schreckliches in der wunderschönen Bocche passiert sei, wurde ich freilich inne, daß sie einige male Eier bekam, die nicht mehr ganz frisch waren — was sicher nur in der Bocche passieren kann — und dann wieder Milch, die gerann — auch wieder nur dort möglich —, daß eine Bäuerin ihr ferner 6 Kreuzer für den Korb Trauben mehr angerechnet hätte als der übliche Preis war — was man außer Dalmatien noch nie erlebt hat — und daß ihr drei Mädchen aus der Gegend, die sie als Aushilfe engagiert hatte, nacheinander davon liefen, und Schweine seien es auch gewesen, was wiederum nur in dieser verruchten Bocche vorkommt.

Es mag kleinlich erscheinen, daß ich dies anführe; aber es ist bezeichnend dafür, wie Dinge, die man zu Hause zu Alltäglichkeiten zählte, dort genügen, um ein vernichtendes Urtheil zu fällen, das dann weiter kolportiert wird. Man tritt den Leuten mit Mißtrauen und einer gewissen Verachtung entgegen und ist erst recht enttäuscht, daß sie zum Danke dafür nicht die andern so herzlich umarmen und küssen, wie der liebe Herr Glauscher beim Abschiede mich umarmte und küßte.

Heilige werden die Dalmatiner Bauern auch nicht sein und alles Heilige schon gar nicht — wo hat der Bauer nicht seine Mucken und Listen dem Herrenvolk gegenüber — aber soweit ich die Leute erfahren habe, stimmte das Urtheil der Herren Lušić u. a.

Papa Glauscher nimmt mir das nicht übel, nicht wahr? Bon Herzen lieb haben wir uns doch und ich verehere ihn dennoch.

Es ist nun einmal ein Erbübel der Deutschösterreicher, am eigenen Stamme nur die Tugenden zu sehen und bei ihm als Tugend zu taxieren, was diesen Namen noch lange

nicht verdient, an andern Stämmen aber nur die Fehler, und dort als Fehler zu betrachten, was durchaus kein solcher ist.

Wer wird die Tiroler beurteilen nach den Eckenstehern in Innsbruck, die Niederösterreicher nach den Wienerfrüchtel und die Bayern nach gewissen Münchnerkindeln?

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß sowohl Herr Lusić, als auch die anderen Herren, Herr Glauscher inbegriffen, das Thema tupften: „Was halten Sie von unsern Zuständen in Oesterreich?“

Es war mir nachgerade, als hätte eine tiefe Beunruhigung über die Zukunft des schönen Oesterreich alle Gemüter erfaßt, eine pessimistische Vertrauens- und Glaubenslosigkeit, etwas, wie ein instinktives Ahnen eines kommenden, gewaltigen Krachens, die Meinung, als sei die Lage allem und jedem über den Kopf gewachsen.

Der leidige Pessimismus war freilich schon lange eine Krankheit in österreichischen Landen, und zwar eine jener Krankheiten, die der Patient selber mit einer gewissen Liebe hätschelt; aber jetzt schien er mir von Innsbruck weg bis Cattaro die Form einer Epidemie angenommen zu haben, die Epidemie der Fassungslosigkeit Edler und Guter.

Ich fühlte, daß es dem Empfinden wohl that, da man bemerkte, soweit ich die Dinge zu beurteilen vermöge, werde sich Oesterreich auch aus der jetzigen Krisis herausarbeiten, freilich nicht ohne tiefere Umgestaltungen, die anzudeuten mir aber nicht anstehe.

Und von der Sprachenfrage wurde natürlich auch gesprochen. „Wir Südslaven, meinten die Herren, verlangen nicht viel; wir verlangen lediglich Parität, und nicht einmal so viel, wie in der Schweiz existiert. Aber auf der Anerkennung gleichmäßiger Berechtigung unseres nationalen Wesens bestehen wir, bestehen die Gebildeten unter uns und jeder Bauer. Man will einwenden, wir seien keine Kulturnation und unsere Sprache kenne in einer ganzen Anzahl wissenschaftlicher Disciplinen nicht ein einziges bedeutenderes Werk.“

Man hat uns aber noch nie eine Universität gegeben. Wir müssen die Wissenschaften in fremden Sprachen lernen; um sie dann in die eigene zurückzuübersetzen. Man sagt, wir seien zu klein für eigene Hochschulen. Aber Dänemark, Schweden, Holland, Norwegen sind nicht größer und doch haben sie ein umfangreiches wissenschaftliches Leben in ihren Sprachen, weil sie eben Universitäten ihrer Zunge besitzen. Es ist leicht, uns eine nationale Universität vorzuenthalten, und hinten-drein den Vorwurf zu erheben, wir hätten keine spezifisch wissenschaftlichen nationalen Werke."

Die Herren, die so sprachen, waren keine nationalen Chauvinisten und in dem, was sie sagten, konnte ein Schweizer unmöglich etwas Uebertriebenes finden. Ich mußte ihnen Recht geben, desgleichen in der Bemerkung, daß Oesterreich im katholisch-südslavischen Elemente noch einen ungleich festeren Stützpunkt finden könnte, als schon bisher, indem es ihm eine mehrere Konzentrierung gestattete. Es hätte in ihm den natürlichen Hort gegen die ausschweifenden Aspirationen der magyarischen Chauvinisten und den Sammelpunkt eines anti-russischen Slaventums, beides wichtige Faktoren.

Doch nicht zu viel Politik!

Bilder aus Sebenico, Trau und Spalato.

Ein origineller Hotelier. — Griechische Marienprozession. — Sonntags-scenen. — Im Dom von Sebenico. — Der Dom von Trau. — Blick auf Spalato. — Spalatiner Abendpromenade.

Prof. Lusić hatte den Vorschlag gemacht, gemeinsam in Sebenico zu Mittag zu speisen. Wir gingen darum ans Land.

Am Hafen lag ein großes stattliches Gebäude, ganz nach Art unserer Schweizerhotels aus den 50er und 60er Jahren. Es war auch vordem ein Hotel, und zwar das einzige und vielbesuchte von Sebenico. Ein Dalmatiner, der draußen in der Welt gewesen, hatte es gebaut und betrieben und war darauf zum reichen Manne geworden. Und da er dann

eines Tages fand, nun seien es der Schätze genug, klappte er seinen Palazzo ohne weiteres zu, verkaufte ihn aber nicht, sondern residirte und residirt jetzt noch allein darin, wie weiland Kaiser Diokletian in seinem Riesenpalast in Spalato. Daß die Fremden darob grimmig wethereten, kümmerte ihn nicht. Er hatte die Plackerei satt und wollte jetzt seine Ruhe haben; das Haus aber, das er gebaut und dem er seinen Wohlstand verdankte, war ihm lieb geworden und er mochte es nicht verlassen. Es giebt offenbar sehr originelle Häuser in Dalmatien. Das war auch so ein Rassenmensch.

Da nun aber er seinen Hotelierfrack auszog, schlüpfte ein anderer oben in der winkligen Stadt hinein, richtete sein winkliges Haus in einem Seitengäßchen zu einem Gasthäuschen europäischen Zuschnittes ein und taufte es „Hotel Krka“. Denn was in Sebenico Fremde anziehen soll, muß Krka heißen — gerade so wie in Interlaken Jungfrau und in Zermatt Matterhorn — nach dem Flusse, der sich in der Nähe in das Meer ergießt und in seinen Fällen weiter landeinwärts ein weiteres Karstwunder ist.

Es ist kein „National“ in Luzern und kein „Metropol“ in Genf, dieses Hotel „Krka“ in Sebenico, und für mehr als 15 Personen kocht der Hotelier prinzipiell nicht zu Mittag; aber das Mittagessen war ganz gut: Eine schmackhafte Maggissuppe — Maggi ist auch schon hier der König des Suppentopfes — Rindfleisch mit Maccaroni, Poivrons und gebratenen Tomaten, Schafsbraten mit grünem Salat, dazu trefflicher Wein aus der Nähe und als Dessert herrliche Früchte und eine Tasse schwarzen Café. Und das alles zum Preise von 68 Kreuzer.

Noch waren wir mit dem Essen nicht ganz fertig, da ertönt in unmittelbarer Nähe ein feierlicher Marsch, geblasen von einer starken Blechmusik. Ich lasse meinen Mokka im Stich und eile hinaus, um Zeuge eines prächtigen Schauspiels zu sein.

Die Griechisch-Orientalischen von Sebenico feierten an diesem Tage Maria-Himmelfahrt.

Und eben zog ihre Muttergottes-Prozession durch die Straßen. Vorauf Kinder, Knaben und Mädchen mit Kränzen auf den Köpfen, hierauf Weiber mit bunten Schürzen und den kleidsamen Haljinen, dann die Musik in schmucken Uniformen und wallenden Federhüten, die Geistlichen singend, silberne Weihrauchfässer schwingend und Heiligentafeln tragend, in goldschimmernden Chormänteln, die im Sonnenglanze strahlten und funkelten, alles große stattliche Gestalten mit einem würdigen, andachtsvollen Ernst im Gesichte, und in der Mitte unter einem seidenen, goldbefranzten Baldachin ein höherer kirchlicher Würdenträger, eine überaus ehrwürdige Gestalt in wallendem Silberhaar und Silberbart; umflossen von den kräftig duftenden Weihrauchwolken, lag etwas Hohenpriesterliches in dieser Figur. An die Geistlichkeit schloß sich eine lange Reihe von Männern, kraftvolle Bauerngestalten in der Landestracht, Köpfe wie gemeißelt, ein Entzücken für Maler und Bildhauer, mit blitzenden Augen, geschwungenen Brauen und kräftigen Adlernasen. Und auch die älteren gingen so stramm aufrecht, wie Grenadiere, und nur die ganz alten, deren Haupt noch ein paar spärliche weiße Haare bedeckten, hielten sich etwas gebückt. Die Männer trugen mächtige weiße Wachsfackeln, lange Kerzen, je vier aneinandergeschmolzen und darum auch vierflammig. Dicht gedrängt, bildete die römisch-katholische Bevölkerung überall Spalier in den engen Gassen, und überall entblößten die Männer achtungsvoll ihre Häupter.

Es war bezaubernd: Diese Masse farbiger Trachten, diese Masse eigenartiger, schöner Typen, flankiert von einer nicht weniger eigenartigen Menge, die goldschimmernden Gewänder der Geistlichen, die Weihrauchwolken und brennenden Fackeln, die engen Straßen mit den kastellartigen Steinhäusern: Andacht, tiefe Andacht hier, würdige Andacht dort, das alles machte einen mächtigen Eindruck.

Merkwürdig! In manchen protestantischen und paritätischen Städten Mitteleuropas sind katholische Prozessionen vielfach verboten aus — Toleranz, weil sie konfessionelle Un-



verträglichkeit schüren könnten, und wo noch solche stattfinden, sind sie meist ein Gegenstand einer unhöflichen Begaffung. Bei diesen angeblich unduldsamen, fanatischen Südslaven in Sebenico läßt dagegen die große Mehrheit der Römisch-Katholischen die Minderheit der Griechisch-Orientalischen nicht bloß frei und ungehindert ihrem Kult unter Gottes freiem Himmel obliegen, sondern begleitet dessen Akte mit aller Pietät und Hochachtung. Darum sind aber doch sie die Fanatiker und wir andern die Toleranten. Wir lieben es, die Spiegel so lange zuzurichten, bis sie unser Bild genau geben, wie wir es haben wollen, und verlangen dann, daß man uns nach jenem Bilde beurteile

und nicht darnach, wie wir wirklich sind.

Noch bewegteres Volksleben fand ich in Sebenico auf der Rückreise an einem Sonntag Vormittag.

Es wogte förmlich durch die engen Straßen von Männern und Weibern. Die Oesterien waren überfüllt von Gästen. Man hörte es in allen Pfannen brodeln. Die Wirte trugen an langen Holzspießen gebratene Lämmer noch rauchend vor ihre Buden und lehnten sie dort als Schaustücke an, und das Fett tropfte herab und bildete kleine Lachen am Mauerande. Man brauchte auch gar nicht zu essen; man wurde schon satt vom Geruche, trotzdem das gelbbraune gebratene Fleisch recht appetitlich ausah. Und trotz Sonntag war Gemüßmarkt oben in der Stadt und Krammarkt unten, und es wurde nach Noten gehandelt und gefeilscht. Nach unseren Begriffen eine skandalöse Störung der Sonntagsruhe. „Aber — sagte man mir erklärend — der Sonntag ist eben für viele Landleute einer weiteren Umgebung der einzige Tag, an dem sie in die Stadt kommen können, und ehe der Markt beginnt, ist jeder in Predigt und Messe gewesen.“ „Uebrigens,“

meinte mein Begleiter etwas piquiert, „ist an Ihrer europäischen Sonntagsruhe — man hört das Wort europäisch den Fremden gegenüber schon hier oft — mehr Schein als Wesen; an unserer ist mehr Wesen als Schein.“ Es hatte auch etwas Wahres.

Noch muß ich des Domes von Sebenico gedenken.

Professor Lušić machte auch hier den Führer.

Es ist ein wahrer Prachtbau aus dem 15. Jahrhundert, teilweise Mischung von Gotik und Renaissance, aber in einer wunderbaren Harmonie.

Schon die Fassade mit dem reichen Portal, der herrlichen Hauptrossette, über der sich eine kleinere und zwei kleinere zu Seiten befinden, macht tiefen Eindruck. Es ist Filigranarbeit in Stein, aber nicht zimpferlich, sondern groß und edel gehalten. Im Innern ist es erhebend — erhebend, wie es nur in einem Heiligtume erhebend sein kann. Durch Rosetten und Fenster dringt das Licht gedämpft herein, breitet eine leicht dämmernde Stimmung aus und läßt doch jede Linie der Decke des Schiffes, ein eindrucksvolles Tonnengewölbe, erkennen, jede Linie der prächtigen Säulen und Spitzbogen. In hoheitsvoller, mächtiger Terrassierung, gleichsam über alle Erde erhaben, erhebt sich der Chor, der sein Licht von einer hohen Kuppel herab erhält, ein eigentümliches, magisches, fast überirdisches Licht, das den herrlichen Hochaltar aus Stein, die steinernen Chorstühle und Ambonen mit den Farbentönen der Verklärung übergießt, und schaut man hinauf ins Innere der Kuppel, so ist es, als blicke man zum Himmel hinauf und in den Himmel hinein, so hoch und hehr und rein sind die Formen. Es ist eine Kirche, deren Architektur auf das Sanctus gestimmt ist. Man hört seine mächtigen, von einem heiligen Mysterium getragenen Klänge rauschen und fühlt sich armselig dabei und doch unendlich reich, eingewiegt in eine glückliche Ruhe.

Ein wahres Kabinettstück ornamentaler und figuraler Bildhauerei ist auch das Baptisterium.

Ein besonderes monumentales Gepräge erhält der Domplatz noch durch die dem Dome gegenüber befindliche Loggia in reichem venetianischen Stile, eine Art Palazzo, den die Phantasie mit stolzen Senatoren und den Mitgliedern der Serenissima des alten Venedig bevölkert. Es ist, als schwebten ihre prunkenden Gestalten mit den harten Gesichtern am helllichten Tage über den stillen Platz.

Wir gehen wieder an Bord. Durch ein winkliges, stilles Gäßchen kommen wir am bischöflichen Palaste vorbei, der auf dieser Seite fast auf Armesnähe einen Teil des Gefängnisses berührt.

Aus hohen vergitterten Fenstern — für einen Ausbrecher eine ganze Wonne — schauen ein paar Häftlinge sehnsüchtig zum blauen Himmel hinauf oder stieren auf das Gäßchen herunter. Wer das weite Meer zur Heimat hat, mag es doppelt qualvoll empfinden, hinter Gitter gebannt zu sein. Für ein bischöfliches Palais wüßte ich aber doch noch angenehmere Nachbarschaft.

* * *

In Trau war wieder Aufenthalt.

Im Bäderker hieß es, man solle sich nicht lange am Ufer aufhalten, denn es herrsche eine fiebrige Luft.

Ich habe freilich gefunden, daß es in den kaum arm-breiten Gäßchen der Stadt mit den hohen Häusern ganz abscheulich roch, muffig und faulig, wie von erstickter Luft; habe wieder gefunden, daß an manchem Hause prächtige, alte Thür- und Fensterornamente in verständnisloser Weise verwendet waren und daß jetzt oft Schneider und Schuster hausen, wo einst stolze Patrizier residierten; aber fiebrig fand ich es nicht.

Trau hat nur eine Sehenswürdigkeit; sie ist groß genug, um keiner nicht zu vergessen. Es ist sein Dom aus dem 12. Jahrhundert.

Ist jener von Sebenico das „Sanctus, sanctus, sanctus Dominus, Deus Sabaoth“, so ist derjenige von Trau ein

jubelndes, feuriges Gloria; das Gloria: „Laudamus te; adoramus te; glorificamus te — quoniam tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus altissimus.“

Die Kirche ist in romanischem Stile gehalten und von zu unterst bis zu oberst aus poliertem, marmorartigem Stein. Alles ist schlank an Kirche und Turm, alles in wenigen, aber edlen und starken Linien gehalten, ausklingend in einen einzigen, großen Jubelaccord.

Durch eine stimmungsvoll gegliederte Vorhalle gelangt man zum Hauptportal, das über und über mit herrlichen Skulpturen geschmückt ist, ohne überladen zu sein. Das Innere ist frischweg überwältigend durch die wunderbare Einfachheit, Klarheit und Erhabenheit des Aufbaues und der Formen- und Linienführung bei Pfeilern und Bogen mit dem hoch hinaufgeführten, reichen Kreuzgewölbe. Es ist, als hätten hier geflügelte Wesen fliegend gebaut und nicht Menschen.

Ich will gar nicht reden von Einzelteilen, nicht von der wunderschönen Kanzel, von den wahrhaft bezaubernden Chorstühlen, will auch nicht sagen, daß der Eindruck andächtiger stimmend und erschauernder sei, als anderswo; aber das eine weiß ich, daß ich schon manchen hehren Tempel geschaut, aber keinen, der diese völlig erdenentrückte Stimmung atmete, keinen, der dieses gleichsam im Fluge Himmelzustrebende und Himmelzueilende besaß: „Gloria in excelsis Deo!“

„Sie haben den schönsten Dom Dalmatiens gesehen,“ sagte selber ergriffen Professor Lušić, „in Spalato werde ich Ihnen einen der eigenartigsten und geschichtlich denkwürdigsten der ganzen Christenheit zeigen.“

* * *

Spalato!

Als der „Sultan“ in Spalato die Anker lichtete, meinte der schon mehrfach citierte Orientreisende einer Wiener Firma zu einem Kollegen: „Schauen's, jetzt sagen's der letzten europäischen Stadt dem Süden zu Adieu, und bis daß' wieder

in eine vernünftige kommen, müssen's schon um die halbe Erdkugel herum. Y' sag Ihnen, Kollege, wenn i von Spalato in Süden geh, is mir jedesmal, als wär's jekt aus mit der Welt."

In einem gewissen Sinne dürfte Spalato in der That die letzte europäische Stadt sein, und dem Hafen entlang und in manchem sonstigen Quartiere ist es auch eine schöne europäische Stadt.

Mit seinen 20 000 Einwohnern ist es die bedeutendste Handelsstadt Dalmatiens, der Haupt- und Centralplatz seines Weinhandels, sein bedeutendster Fischereiplatz, der natürliche Sammelpunkt der landwirtschaftlich ziemlich reichen Produktion eines großen und fruchtbaren Hinterlandes sowohl, wie der zahlreichen bedeutenden und fruchtbaren Inseln in der Nähe, und endlich ist es auch der Mittelpunkt der dalmatinischen Schifffahrt.

In seinem Hafen liegen stets neben zahlreichen Trabakeln und Rattern eine Anzahl stattlicher Dampfer, Triestiner, Ungaro-Kroatische, Italiener u. s. w.

Bei der Einfahrt mahnt Spalato mit seinen stattlichen Bauten ein wenig an Genf vom Leman aus; es ist eine ganz anderes Stadtbild als Sebenico oder Trau.

Eine europäische Stadt!

Gewiß! Nicht bloß seiner Hotels und Restaurants wegen und nicht bloß wegen der stolzen Hafenbeleuchtung, dem schönen Quai, der Eisenbahn, die man hier wieder sieht, sondern auch in Bezug auf die Bevölkerung, die sich meist fränktisch kleidet.

„Tout Spalato!“

Bromeniert man des Abends, wenn die erste Kühle vom Meere her weht — Kühle ist zwar ein zu gewagtes Wort — mit tout Spalato den Quai entlang, so fühlt man sich sogar in eine Großstadt versetzt.

Elegante Offiziere mit noch eleganteren Damen am Arm wandeln auf und nieder, junge Gigerln, die zudringlich in

jedes Mädchenantlig gaffen, behäbige Kaufherren mit ihren stolzen Frauen und schönen Töchtern, alles Wiener Schnitt und Wiener Chic mit jüdlischer Grazie getragen, dazwischen wieder Mönche, Dominikaner in weißen Kutten und schwarzen Mänteln, schwarze Benediktiner, Kapuziner in braunen Kutten, die nackten Füße in Sandalen, eine ganze Masse Weltkleriker, Abbés, würdige Domherren mit violetten Verschönerungen, dann wieder Marineoffiziere und Kapitäne und die Kapitäne stets mit einer Dame am Arm. Ich glaube, daß ein Kapitän in Dalmatien am Lande ohne Dame undenkbar ist.

Man mag im ersten Augenblick über dieses seltsame Durcheinander etwas verblüfft sein, darf aber nicht vergessen, daß eine Promenade am Meer nach der Backofenhitze des Tages völliges Bedürfnis aller ist. Und allerliebste ist diese Buntheit auch, wobei niemand fehlt als die Nonnen. Hier tritt auch mit beinahe zu viel Deutlichkeit zu Tage, wie große Mühe der gebildete Dalmatiner sich giebt, seine europäische Gesittung schon äußerlich zu bekunden, indem er sich möglichst hochmodern giebt, hochmodern bis auf jede Kleinigkeit. Auf die Abendpromenade ist auch der Haushalt zugeschnitten. Man speist erst nach derselben zu Nacht. Unangenehm fällt der ungezwungene Verkehr der Kleriker mit aller Welt auf; es besteht eine offene Kordialität zwischen ihnen und der übrigen promenierenden Welt, die ihnen mit freundschaftlicher Verehrung begegnet.

Was soll ich sonst noch von Spalato berichten?

Daß es ein höheres Gymnasium und ein Realgymnasium von Ruf sowie hochinteressante Sammlungen besitzt, die in archäologischen Kreisen einen Weltruf genießen, oder daß man bei Novak nicht bloß trefflich speist, sondern einen roten Almissaner Wein trinkt, der fürstlichen Geblütes ist, während man aus dem einen und anderen europäischen Restaurant Damengesang hört, der annehmen läßt, daß verblaßte Sterne der Wiener-Dingeltangel im schönen Spätsommer auch an

diese fernen Gestade angeschwommen kommen, um als sehr defekte Nymphen nicht besonders wählerische Männerherzen zu beglücken. Oder soll ich schildern, daß es im Innern der Stadt auch wieder Quartiere hat, die durchaus nicht mehr ganz europäisch sind, dafür so ursprünglich, wie der Schwaz, den eben die dicke Bäckerin mit dem Opantenkrämer nebenan hält, der auch hübsche Torpen verkauft, nette



Spalato.

Phot. A. Beer.

bunte Handtaschen, von den Bäuerinnen von Hand gewoben? Oder vom stillen, lieben Friedhof San Stefano erzählen mit seiner völlig berausenden Aussicht auf Meer und Inseln, das Ideal eines Friedhofes, so schön gelegen, daß man dort begraben sein möchte, wo das Meer ein ewig Schlummerlied singt und ein leiser Wind in hohen Cypressen rauscht? —

Nein!

Spalato birgt noch ganz anderes in seinem Schoße, etwas, worin es einzig auf dem Erdenrund ist — ein Stück zu einem ganzen Weltroman.

Davon aber erst in einem folgenden Kapitel.

Aus dem Kapitel Allgemeines.

Wohlstand. — Bergler. — Schulung. — Produktion. — Ausblick.
— Flora.

Es ist Zeit, über Dalmatien, das südlichste der österreichischen Kronländer, auch einiges im allgemeinen zu sagen. Von den Atlanten her kennt man seine Figuration, und weiß, daß es sich als schmaler Streifen südlich von Fiume weg bis nach dem einst türkischen und jetzt montenegrinischen Antivari erstreckt und östlich der Reihe nach von Kroatien, Bosnien, der Herzegowina und Montenegro begrenzt ist. Es zerfällt in die Inseln, das Küstenland und das aus Karstfels bestehende Gebirgsland, das im Norden das Belebitgebirge, in der Mitte die dinarischen Alpen und im Süden die majestätischen Grenzgebirge der Herzegowina und von Montenegro umfaßt. Die Zahl seiner Einwohner beträgt circa 550 000, von denen etwa 15 000 italienischen Sprachstammes, ausschließlich in den Städten ansässig, sind, und die übrigen Slaven — wie schon erwähnt, kroatischen Stammes im Norden, serbischen im Süden, wobei das rein serbische Element circa 16% ausmacht. Die Sprache ist die serbo-kroatische. Die verhältnismäßig sehr kleine Bevölkerungszahl zeigt, daß das Land dünn bevölkert ist.

Ueber den Volkscharakter haben wir bereits Zeugnisse kundiger gehört. Was den Wohlstand anbetrifft, dürfte er — von den Städten abgesehen — verhältnismäßig am größten auf einzelnen Inseln sein, schon geringer in den Küstengebieten, Paradiese, wie die Gegend der sieben Kastele, von Ragusa u. s. w. ausgenommen, um in den Gebirgsgegenden durchgängig der Armut, oft großer Armut, Platz zu machen oder doch einer nur sehr seltenen Behäbigkeit.

Man hat den Gebirgsbewohnern Dalmatiens früher räuberisches Wesen nachgesagt. Es mögen auch wilde Gefellen gewesen sein. Aber verwundern wird man sich darob nicht,

besonders, wenn man bedenkt, daß sie Jahrhunderte lang nie aus Grenzkämpfen herauskamen und fast in einem fort sich des Einbruches räuberischer Stämme und Völker zu erwehren hatten. Seit Jahr und Tag herrscht auch dort eine absolute Sicherheit.

Mit der Schulbildung des Landvolkes — und um Landvolk handelt es sich zu drei Vierteln — scheint es noch ziemlich schlecht bestellt zu sein. Aber selbst Leute, bei denen ich es nicht erwartet hätte, konnten ihren Namen in ganz guter Schrift zu Papier bringen und was an Schulsack mangelt, ersetzen natürliche Begabung und Verstandeskräfte. Der Eingeborne sucht sich dem Fremden verständlich zu machen, auch wenn dieser seine Sprache nicht versteht und wird zutraulich, sobald der letztere das weiche, schöne Idiom ein wenig zu sprechen weiß.

Wie schon erwähnt, beschäftigt sich die Bevölkerung meist mit Landbau, in den Berggegenden mit Ackerbau und Klein- und Großviehzucht, wozu an der Küste und auf den Inseln der Wein- und Delbau tritt, Gemüsebau und der Bau von Edel Früchten, von Melonen, Feigen, Orangen, Citronen, Mandeln und Haselnüssen, in manchen Gegenden ein sehr starker Honigbau und dann als Specialität der Anbau der Insektenspulpverpflanze, deren Blüten in eigenen Mühlen zu dem weltbekannten Produkt vermahlen werden. Industrie ist noch sehr wenig vorhanden; dagegen kommen ländliche Gewebe und Stickereien von Hand auf den Markt, oft überraschend schöne. Das Meer giebt zahlreichen Fischern an der Küste eine bald lohnendere, bald weniger lohnende Existenz, in einzelnen Gegenden wie bei Lissa, auch die Schwammtaucherei. Desgleichen suchen zahlreiche Elemente ihren Lebensunterhalt in der Schiffahrt, aber hier ist das goldene Zeitalter vorüber. Die Segelschifferei, der einst so viele Dalmatiner an der Küste und auf den Inseln eine selbständige Existenz und einen mäßigen Wohlstand verdankten, ist durch die großen modernen Dampfer erdrückt worden oder wenigstens ist ihre

Rendite auf ein Minimum herabgesunken. Der gleiche sociale Prozeß, der zwischen Maschine und Hand, zwischen Groß- und Kleinbetrieb auf dem Lande entbrannte, vollzog sich auf dem Meere zwischen Dampfer und Segler, und beiderorts waren auch Ausgang und Wirkung dieselben.

Dalmatien kann sich von dieser Wunde erholen. Seine Produktion läßt sich noch ganz bedeutend heben, und sodann dürfte die Zeit nicht mehr ferne sein, da sich ein großer Fremdenstrom alljährlich in dieses Land ergießen wird, um seine Schönheiten zu kosten. Ich habe nachträglich in der Abhandlung eines Verufenen gelesen, Dalmatien vereinige die Schönheiten des ganzen Mittelmeeres in sich, es gebe Gestade an seinen Inseln, die an Zauber und Schönheit, mit den schönsten von Corsica, Sicilien und Cypern wetteiferten, Gestade an seinen Küsten, welche die Ideale italienischer und griechischer Landschaften zusammen besitzen, Seebilder, die mit den schönsten der Schweiz in Konkurrenz treten und wiederum Landschaften, die an einsamer Größe und der Eigenart der Farbentöne mit solchen von Kleinasien in eine Linie zu stellen seien.

Man mag eine solche Behauptung als übertrieben ansehen, und ich wäre der erste gewesen, der sie so taxiert hätte, würde ich sie gelesen haben, ehe ich Dalmatien sah. Nachdem ich aber dieses wunderbare Land schaute, unterschreibe ich Wort für Wort, höchstens mit dem Zusätze, daß mancherorts überhaupt jeder Vergleich aufhört.

Mit der Abwechslung der Landschaft wetteifert diejenige der Flora, die sich von spärlichen Meerkiefernbeständen und den ärmlichen Alpweiden und Feldern im Gebirge bis zu einer Pflanzensymphonie des Südens steigert, wo neben Granaten, Oleander und Rosmarin mächtige Agaven und Opuntien wild wuchern, der Johannisbrotbaum neben dem Citronenbaum sein Astwerk breitet, der Erdbeerbaum neben der Korkeiche, Palme und Myrthe, und ein ganzes Gemenge subtropischer Blumen, Sträucher und Bäume sich durcheinanderschlingen.

Ein Ausflug nach Salona.

Landschaftsbild. — Photographenjammer. — Kleinbildchen. — In den Ruinen. — Eccellenza. — Direktor F. Bulić.

Es war ein herrlicher Sonnenmorgen, als ich mich auf den Weg nach dem leicht 1 $\frac{1}{2}$ Stunden von Spalato entfernten Salona machte. Uebrigens giebt es in diesem Sonnenlande kaum andere als Sonnenmorgen.

Die breite, gut unterhaltene Poststraße führt eine Weile in leichter Steigung aufwärts. Allerlei Bauernvolk strömt bereits der Stadt zu: Bauern und Bäuerinnen mit Milch und Eiern, Früchten und Gemüsen, die einen fahrend, andere zu Fuß, die Lasten auf dem Kopfe tragend, und wieder andere auf Eseln einhertrabend.

Auf dem Höhepunkte der Steigung angelangt, überfieht man das ganze Landschaftsbild: Im Hintergrunde die dinarische Bergwelt mit dem 1340 Meter hohen Mosor und dem 1760 Meter hohen Biocovo, stattlichen Felskolossen, die auf St. Galler Sohle wie Berge von 2000 und 2400 Meter erscheinen würden. Zwischen einer Berglufe ragt mehr im Vordergrunde auf stolzem Steintegel Clissa auf, die alte Ruine. Es hat Ströme dalmatinischen, venetianischen und Türkenblutes um seine Mauern fließen sehen. Duzendmal belagert und gestürmt, duzendmal erobert und zurückerobert, hat es noch als Trümmerhaufen das wildtrogige Gesicht von einst bewahrt. Gleichsam als wollte er mit seinen Greueln der Gegenwart für immer entrückt sein, liegt weißer Duft über dem pittoresken Hintergrund, während vor ihm, tief ins Land geschnitten, sich in strahlender Klarheit die blaue Bucht von Salona ausbreitet, welche die unvergleichliche Ebene der sieben Kastele umsäumt, üppig wuchernd, so weit das Auge schweift, bis hinunter nach Trau. Und weiter blickend, liegt die ganze See von Spalato da, umkränzt von den Bergen der Inseln Solta und Brazza und der herrlichen Insel Lesina.

Und blickt man nach Cliffa, so ist es wie ein Bild aus dem gelobten Lande, und schaut man zu den Inseln, ist es ein Stück Griechenland, und die Ebene ist ein bestes Stück Italien. Hier müßte ein Schwermütiger den Frohmut wieder finden, der Griesgram das Lachen wieder und der Pessimist wieder den Glauben. Kein Maler wird den ganzen Reiz dieser Landschaftsstimmung wiedergeben können und ein Photograph schon gar nicht.

„Gehens,“ sagte mir ein österreichischer Offizier in Cattaro, der leidenschaftlicher Amateurphotograph ist, „hier ist's schon zum Verzweifeln. Alles ist so schön, daß man Bild um Bild schaffen möchte. Aber gerade im Schönsten ist das Land unfassbar; es ist zu viel Licht, zu viel Sonne, zu viel Verklärung allüberall, und da kommen mir immer der blaue Himmel schwarz und die Berge weiß, daß es der Auckuck hole.“

Der Herr Lieutenant mochte nicht Unrecht haben. Diese Bilder sind für den Photographen unerreichbar, unerreichbar für Feder und Pinsel, erreichbar einzig für die Seele, an die sie sich hängen, wie der Tau an die Blume.

An der Straße selbst breiten sich Weingärten aus mit niedrigen, starkbelaubten Reben, die voll großer, fast schwarzer Trauben hängen. Ich hielt einer des Weges kommenden Bäuerin zehn Kreuzer hin und zeigte auf ihre Trauben. Sie stellt ab und giebt mir eine solche Menge, daß es sogar für meine drei Mädchen gelangt hätte, und die schnabulieren schrecklich viel, wenn es Trauben sind. Nächst der Straße erblickt man jetzt auch die Ueberreste einer mächtigen, römischen Wasserleitung, riesige Steinbogen in langer Reihe, gleich einem stark verwetterten Eisenbahnviadukt aus Stein von enormen Dimensionen.

Dann kommt man an einer Anzahl recht sauberer Häuschen vorbei mit grünen Fensterläden und Gärtchen, die an ein Stück schmucken, heimatlichen Dorfes gemahnten, hätte es in den wohlgepflegten Gärten nicht Mandel- und Orangenbäume und allerlei Palmwerk, und würde man an deren

Mauern nicht Köpfe und Glieder, Arme und Beine von antiken Statuen, Stücke von Säulen und Inschriften aus der Römerzeit eingemauert sehen, welche den Häuschen einen Anstrich von Berrücktheit geben, obwohl nicht Bandalismus, sondern bloße Naivetät daraus spricht. Vor einer appetitlichen Osteria links findet sich ein Steintisch, dessen Fuß ein oberes Säulenstück mit wundervollem Kapital bildet und dessen Platte eine römische Inschrift ziert.

Wieder eine Weile, und man biegt auf Seitenweglein durch Weingärten hindurch zur Ruinenstadt Salona ab. Man wandert halbzerfallenen Mauern und Mauerlein entlang, über die knorrige Feigenbäume mit verrenktem Astwerk plegern; an den Mauern wuchern mächtige Rosmarinbüsche, denen ganze Fluten von Wohlgeruch entströmen; überall klettert die behaarte, stachelige Sprizgurke herum, daneben blühen prächtige gelbe Blüthenglocken mit dornigen Blättern und eine kleine, allerliebste Golddistel, deren Blüten leuchten wie Sternlein, die vom Himmel fielen. Alles ist anders wie zu Hause; einzig der weiße Mauerpfaffer dort ist wie ein Gruß von daheim. Aus den Weingärten läuft hin und wider ein verhuzeltes Weib herbei und bietet einem römische Münzen, Dellämpchen und derlei Kram an. Kauft man etwas, will es einem die Hände küssen; kauft man nichts, verzichtet es darauf und ist auch zufrieden und ich — desgleichen.

Ich will mich nun nicht in lange Schilderungen der Ruinen von Salona verlieren.

Zwar hatte ich den denkbar besten Führer, Direktor F. Bulić, die Seele der Ausgrabungen von Salona, den in der Gelehrtenwelt berühmten Direktor der archäologischen Museen in Spalato. Ich war von Prof. Lušić an ihn empfohlen, wollte ihn aber erst nachmittags aufsuchen; nun brachte es der Zufall mit sich, daß ich mitten auf dem Felde seiner verdienstvollen Thätigkeit auf ihn stieß. Er führte einen italienischen Minister in den Ruinen herum, sowie den Sohn der Eccellenza und dessen Erzieher, wobei sich der Herr Er-

zieher und Pädagoge allein als unerzogen und ungezogen erwies; denn der Minister und sein Sohn waren sehr höfliche Leute, auch als sie vernahmen, daß ich Redakteur eines katholischen Schweizerblattes sei; der dünkelfhafte Erzieher aber entschieden nicht; es scheint vielen dieses Berufes förmlich anzukleben. Direktor Bulić forderte mich auf, ohne weiteres Anschluß zu nehmen; ein italienischer Minister war für ihn offenbar kein unendlich höheres Wesen als ein Schweizer Journalist.

Salona!

Man sieht die Ueberreste eines Amphitheaters, Theaters und von Bädern, sieht heidnische Tempelreste und Reste christlicher Kirchen aus den ersten Jahrhunderten, darunter einen herrlich ornamentierten und sehr gut erhaltenen Mosaikboden, sieht eine ganze Unmasse von Säulentrümmern, Kapitälern und Inschriften, eine große Zahl Steinsärge, alle mit eingeschlagenen Löchern in der Seite, von Barbarenhorden herrührend, die in dieser Weise die Toten plünderten, beobachtet hier völlig ausgegrabene Reste, dort solche, die erst teilweise bloßgelegt sind, kurz tausend interessante Zeugen verschwundener Welt. Und noch ruht das meiste des einstigen Salona in der verschwiegenen Erde. Aber man thut unrecht, deshalb über das zu Tage geförderte von oben herab zu urteilen. Es sind ungemein wertvolle Funde gemacht worden, auch wenn die wertvollsten mehr nur die Männer von Fach interessieren.

Und die Sprache, die diese Stätte spricht, ist auch für den Nichtfachmann eine bedeutsame.

Als das herrliche Salona, dieser Sammelpunkt einer hochentwickelten Zeit, in Trümmer fiel, vernichtet von wilden Barbaren, da mochten seine Bewohner denken, ein Weltuntergang sei im Anzuge und eine ewige Nacht beginne sich über die Erde auszubreiten, für die es keinen Tag mehr gebe. Aber die Welt ging nicht unter, und das Landschaftsbild ist so strahlend, wie nur je, die Menschen in dieser Land-



Ausgrabungen in Salona. Christliche Basilika.

Phot. A. Beer.

schaft so glücklich wie damals und manchmal wohl auch so — unglücklich.

Wir stehen zudem auch auf heiligem Boden.

Der heilige Domnius, der Schüler des Apostelfürsten Petrus, ist darauf gewandelt; hier hat er das Evangelium gepredigt, das Kyrie gebetet, die Kommunion gespendet, hier ist er dafür in den Tod gegangen, und es hat in der Folge nicht eine Christenverfolgung gegeben, bei der nicht auch Salona den Kranz der christlichen Martyrer bereichert hätte.

Ob wohl der Minister Italiens auch daran dachte?

Ich verabschiedete mich von Direktor Bulić, der mich auf den Nachmittag in seine Wohnung einlud, in ein prächtiges Gelehrtennest mit Regalen voll Bücher und auf den Pulten neben einem Durcheinander von Briefen und Plänen Statuetten, Cameen u. s. w. Und ein prächtiger Mann ist sein Bewohner, der in seinem Heiligtume eine behagliche Zoppe trägt. Schon in der Figur fließen bei Direktor Bulić der katholische Priester und der Fachgelehrte ineinander, und jeder der beiden setzt dem andern eine Krone auf. Er ist in seine Altertümer verliebt, aber nicht vernarrt in sie, ist kein Pedant darüber geworden und hat über dem Mittel nicht den Zweck vergessen,

über dem, was in der Erde steckt, nicht das, was darauf ist, und über der Vergangenheit nicht die Gegenwart. In seinem Wesen paaren sich Liebenswürdigkeit, Energie und Elasticität, Gelehrtenernst und schalkhafter Humor. Er ist auch der Liebling der Landbevölkerung rundum; wo er geht und steht, laufen ihm Bauer und Bäuerinnen nach und bieten ihm neue Funde an, und es ist lustig zu sehen, wie er sie abspiess, wenn sie wertloses Zeug bringen, oder den Preis abschätzt, zu dem ihm die Sachen dann meist auch überlassen werden; denn das Volk weiß, daß der Herr Direktor kauft, was etwas wert ist, und dafür bezahlt, was es wert ist. Im Anfange — erzählte mir Herr Bulić — hätte ihm die Landbevölkerung einige Schwierigkeiten bereitet und die Nachgrabungen nicht gerne gesehen; aber jetzt arbeite sie ihm eher in die Hände und er verdanke ihr manches. Sie rapportiere, wenn sie etwas Auffälliges in ihren Ländereien entdecke und erweise sich als ehrlich bei Funden. Auch Direktor Bulić wußte mir von ihr nur gutes zu sagen. Vollends verehren lernte ich die Energie dieses Mannes, als er mir mittheilte, mit wie wenig er sein großes Werk begann, das die Bewunderung der Gelehrtenwelt erregte, als der internationale Archäologenkongreß in Spalato tagte, und wie verhältnismäßig wenig an Unterstützung er auch jetzt noch vom Staate beziehe.

Lusić und Bulić! Jedes Land dürfte stolz sein auf ein solches Gelehrtenpaar, stolz auf sie als Gelehrte, Menschen und Bürger, und beides sind — katholische Priester.

Ich nenne es heute noch ein gütiges Geschick, das mir durch glücklichen Zufall die Ehre ihrer Bekanntschaft gab.

Den Rückweg von Salona machte ich mit der Bahn, die, bis unlängst als einzige Dalmatiens, von Spalato nach Sebenico führt.

Vorher aber stärkte ich mich in der Osteria nahe am Bahnhofe, und war dort fröhlicher Zeuge, wie ein ehrlicher, dicker Wirt mit seiner spindeldürren, häßlichen Alten Händel bekam, weil er nach reislicher Prüfung durch sein Geruchs-

organ sich weigerte, mir ranzige Salami als frisch vorzusetzen, während die Alte sichtlich dem Grundsatz von Piccolo auf der Insel Lussin huldigte: „Per i foresti è molto buono!“ Die Ghestandszene endete damit, daß der Wirt, ohne ein Wort zu sagen, gelassen den ganzen Salamistumpfen in großem Bogen zur offenen Thüre hinaus auf die Straße schleuderte, die Wirtin ihm keifend und belfernd nachrannte, ein großer Hund ihn aber schon erschnappt hatte und knurrend auffraß.

Ich lud den tapferen Dalmatiner zu einem Glase Wein ein. Prosit würdiger Nachkomme des großen Helden Marko Kraljević!

Im Diokletianspalast zu Spalato.

Vom Kaiser Diokletian. — Sein Palast. — Die Ruinen. — Im Dom.
— Die Schatten.

Es giebt Weltthaten und Weltmenschen — Menschen, die einer ganzen Welt ihre Züge aufdrückten. Es giebt aber auch Weltbauten, Bauten, in denen eine ganze Menschheitsgeschichte in lapidaren Zügen zusammenflutet, Bauten, die nicht sterben können, worin es geisterhaft weiterlebt, wenn sie auch längst tot sind, weiterlebt, bis dereinst der letzte Stein zerbröckelt ist.

Ein solcher Weltbau ist der Diokletianspalast zu Spalato, gleichwie die Pyramiden in Aegypten, die Akropolis in Athen oder das Kolosseum in Rom.

Diokletian!

Ein gewaltiges Menschenschicksal!

Es war in der Blütezeit des alten Salona, um die Mitte des dritten Jahrhunderts herum, da im nahen Diokletia einem freigelassenen Sklavenpaar ein Knäblein geboren wurde, das den Namen Aurelius Valerius erhielt. Die Eltern mögen bei seiner Geburt wohl eher Mitleid mit dem armen Würmlein empfunden haben im Gedanken, daß es dereinst das gleiche ärmliche Loos treffen werde, das ihnen beschieden war.

Es kam aber anders. Der junge Aurelius trat in die Kriegsdienste Roms und offenbarte dort so viel soldatische Tugend und so viel hingebende Pflichttreue, daß er wie im Fluge von Stufe zu Stufe stieg, bis zum obersten Feldherrn hinauf, an dessen Fersen sich der Sieg unverbrüchlich geheftet zu haben schien.

Und im Jahr 284 nach Christus riefen ihn die Legionen zum Kaiser der römischen Weltmacht aus.

Groß wie als Heerführer zeigte er sich nun auch als Staatsmann und Regent. Schon damals schien es in allen Fugen des ungeheuren Weltreiches zu krachen. Im Innern drohten überall Verfall und Aufruhr und von außen drängten Feinde von allen Seiten. Diokletian warf die Aufstände in Gallien und Britannien nieder, stellte die Ruhe in den Rhein- und Donaugebieten wieder her und vernichtete die Feinde in Persien und Aegypten.

Und gleichzeitig begann er ein gewaltiges Reformwerk im Innern des Reiches, ordnete die Verwaltung und richtete sie neu ein, säuberte das Staatswesen von zweifelhaften und unlauteren Elementen, sowie vom Einfluß einer zügellosen Soldateska und setzte an Stelle eines rohen und übermütigen Soldatenkaisertums ein höheres.

Er wollte aus dem Kaiser einen göttergleichen Friedensfürsten, eine geheiligte Majestät schaffen. In ihm sollte die damalige Kulturwelt sich gleichsam vereinigen und den Hort und Halt erblicken und finden. Das Kaiserreich sollte zugleich der Mittelpunkt des ganzen religiösen Systems und in dieser Eigenschaft ein Stützpunkt des Reiches für alle Zeiten sein, der es vor weiteren Perioden inneren Verfalles schütze.

Und auch dieser Plan schien zu gelingen.

Diokletian hatte sich bereits zur *sacra Majestas* proklamieren lassen, die kniend zu adorieren hatte, wie einen Gott, wer ihr nahe. Und sie knieten vor ihm, die Völker Europas, Asiens und Afrikas, hielten den Mann für einen Halbgott und Gott, der alle Feinde besiegt und dem wan-

fenden Reiche wieder ein festes Gefüge gegeben hatte, ein Schützer des Friedens und der Kultur, ein Förderer der Wissenschaft und Kunst war.

Nur die einen wollten nicht knien vor ihm, ihm nicht als einem Gotte huldigen: die Christen. Sie anerkannten zwar die großen Eigenschaften und Verdienste des gewaltigen Kaisers: aber mehr als den menschlichen Regenten, mehr als das Staatsoberhaupt konnten sie in ihm nicht ehren.

Diokletian war bisher kein Christenfeind gewesen; im Gegentheil, er zog auch Christen gerne heran und beförderte sie. Der Bischof von Alexandrien schrieb von ihm: „Diokletian verlangte nur, daß die alte Religion von der neuen respektiert werde,“ und in Nikodemia stand sein Palast gegenüber einer Christenkirche. Aber nun trat die Wendung ein. Der Allgewaltige erkannte, daß gerade das, was er als des Reiches einzigen Halt hielt und geschaffen hatte, ein gottgleiches Kaisertum, am Christentum den unverföhnlichen Gegner haben werde. Sollte er schon im Anfange gefährden lassen, was er für Jahrhunderte gebaut zu haben wähnte? Er sträubte sich zwar auch jetzt noch, zum Mittel der Christenverfolgung zu greifen, dessen Schwächen sein scharfer Geist nicht verkannte, und zudem war ihm das Blutvergießen zuwider. Aber schließlich gab er dem Drängen der heidnischen Priesterwelt nach, die ihm immer und immer wieder sagte, daß nur dadurch die letzte und größte Gefahr vom Reiche abzuwenden sei. Erleichtert mochte der Entschluß ihm noch dadurch werden, als in manchen christlichen Kreisen Entartung Platz gegriffen hatte, wie der hl. Eusebius klagte. Er dekretierte im Jahr 303 die Ausmerzung des Christentums mit Gewalt, und bald begann ein blutiges Wüten gegen die Christen in allen Teilen des Reiches, eine Verfolgung, die in der Geschichte unter dem Namen der diokletianischen als eine der grausamsten aller Zeiten eingezeichnet ist.

Sie wurde jedoch zur großen Lebensenttäuschung des gewaltigen Kaisers!

Wohl berichteten ihm die Statthalter von allen Seiten von fürchterlichen Mekeleien und unerhörten Martern, von Hinschlachtungen von Greisen, Weibern und Kindern, und gleiche Berichte meldeten ihm vom Abfalle Unzähliger. Aber diese Abgefallenen bereiteten ihm keine Genugthuung; er erkannte, daß es nur Spreu war, die abfiel, Spreu, die den Christen zum Schaden gereicht hatte, und ihm nichts nützte. Und die Abschlachtungen bereiteten ihm diese Genugthuung erst recht nicht; denn bald genug sah er, daß sie zur inneren Kräftigung der Christen wurden, zu einem wohlthätigen Säuberungsprozeß für sie, und daß für jeden Gemordeten neue erstanden. Und da er auch entdeckte, daß sich unter den Christen Männer befanden, die er als seine, des Heeres und des Reiches beste Stützen schätzte, Lieblingsverwandte, wie den späteren Papst und Martyrer Gajus, und endlich gar entdeckte, daß selbst seine Gattin Valeria und seine von ihm vergötterte einzige Tochter Prisca zum Gotte der Christen hinneigten, da fühlte sich der bisher Unbesieglige als Geschlagener, dort geschlagen und vernichtet, wo der Sieg allein für ihn noch Wert hatte, weil doch zusammenstürzte, was er geschaffen, wenn er dort nicht Sieger war!

Und die göttergleiche Majestät fühlte sich auf einmal als müder, todmüder Mann.

Und da er im Jahr 304 nach Rom kam, nach jenem Rom, für das er so viel gethan, alles gethan nach seiner Ansicht, um sich als Triumphator feiern zu lassen, und erfahren mußte, wie wenig sie gerade dort sein Wirken und Schaffen zu würdigen wußten, wie wenig sie es verstanden und seine übermenschliche Arbeit schätzten, da fühlte er einen grenzenlosen Ekel vor aller Welt die Brust beschleichen: Von den Christen besiegt, von den eigenen Leuten unverstanden und verraten, sah er den Untergang des alten Rom, den Untergang der ganzen antiken Welt rettungslos vor sich. Und es kam über ihn wie ein unbezwinglich Heimweh, ein Heimweh nach der Stätte, wo seine Wiege stand, nach den

blauen Wassern Dalmatiens, nach seinen Bergen und seinen Inseln.

Er legte den Purpur nieder. Es war im Jahr 305.

Aber für sich wollte er wenigstens die Welt bewahren, die sein Leben, sein ganzes eigenes Ich war; er wollte eine Stätte besitzen, in der kein Hauch ihn an eine untergehende Welt erinnerte und an das siegreich vorwärts schreitende Christentum, und er erbaute sich nahe seiner Vaterstadt am Meere einen Riesenpalast. Wie weiland Karl V. nach St. Just, zog er sich in diesen zurück für den Rest seiner Tage.

Des alten Rom letzter großer, vielleicht auch größter Kaiser.

Ich habe an ihm stets nur eines bedauert, daß er nicht Christ war.

Die Weltgeschichte möchte in manchem heute anders lauten!

* * *

Sein Palast zu Spalato mag von einer herrückenden Pracht gewesen sein.

Die Marmorbrüche des nahen Trau lieferten das kostbare Material dazu. Er bedeckte eine Fläche von 420 000 Quadratsfuß, 700 Quadratsfuß in der Front, 600 Quadratsfuß in der Tiefe und war von 16 majestätischen Türmen gekrönt. Vier mächtige Thore führten in den Hofraum, der von vier geraden Straßen rechtwinklig durchschnitten war. Durch die „Porta aurea“, „das goldene Thor“, ging es in die kaiserlichen Hauptgemächer. Seine Ueberreste sind noch heute Zeuge dafür, wie würdig es seines stolzen Namens war. Im Hofe selber fanden sich auf machtvoller Terrassierung auf der einen Seite der Tempel Aeskulaps, auf der andern der achteckige des Jupiter. Das Aeußere des Palastes bildete unten eine endlose Säulenhalle von himmelanstrebenden Rundbogen, die eine herrliche Terrasse trug, auf der sich eine zweite nicht minder imposante Rundbogengliederung erhob, alles überaus reich, wenn auch nicht immer ganz sorgfältig ornamen-

tiert. Dem Meere zu haben die Prunkgemächer des Kaisers gelegen, mit der verschwenderischsten Pracht des Orients ausgestattet, der chyzicenische, ägyptische und forinthische Saal.

Die Fachleute sagen nun freilich, der Palast habe nicht mehr die klassischen Züge der reinen Antike besessen, und verrate auch die Eile, mit der Diokletian den Riesenbau durchzwängte. Es mag aber doch wie ein Märchen gewesen sein, da man sich diese gigantischen und doch edlen Formen unverfehrt vorstellt, diesen Säulenwald in blendend weißem Marmor, nur von einzelnen Goldtönen unterbrochen, die Brüstung der Terrassen mit hundert und hundert kunstvollen Statuen geschmückt, dazwischen die herrlichsten Gewächse dreier Erdtheile, die Gänge und Terrassen mit den köstlichsten Teppichen des Orients belegt, die Gemächer mit dem ganzen Luxus einer der luxusreichsten Perioden der Menschheitsgeschichte ausgestattet, die Tempel umrauscht von Palmen und Cypressen, der Hof ein einzig Blumenmeer, unterbrochen von mächtigen Fontänen, deren köstliches Naß reiche Kühle spendete. Und durch den Palast huschen tausend Sklaven, Kleinasiaten, Aegypten und Mohren, und wie der alte Diokletian erscheint, sinken sie auf die Knie und berühren mit der Stirne den Boden.

Ob er sich all der Herrlichkeit freute!

Manchmal scheinbar doch! Der alte Kaiser hatte die Liebe zu Natur und Kunst bewahrt. Es machte ihm Freude, in seinem Palaste immer neue Kunstschätze anzuhäufen und nach eigenen Angaben solche erstellen zu lassen, Freude, die edlen Fruchtbäume und Gemüse seiner Prunkgärten eigenhändig zu pflegen. Und wenn er einsam die unvergleichliche Terrasse abschritt, das Auge schweifen ließ über Salonas herrliche Ebene, über die blaue Kristallflut und über die Inselparadiese, da mag ein Strahl Glück in seine Seele gefallen sein, Glück genug, daß er der Römer-Deputation, die ihn kniefällig bat, die kaiserliche Würde wieder anzunehmen, da das Reich seit seinem Rücktritte außer Rand und Band

gehe, bemerkte, es liege mehr Genugthuung darin, den Kuhl von Salona zu bauen, als Kaiser von Rom zu sein. Die Geschichte erzählt nicht, ob diese Deputation Kuhlköpfe von Salona zum Andenken nach Rom zurücknahm; vielleicht hatte sie an demjenigen genug, den Diokletian ihr mit seinen Worten aufsetzte.

Aber so recht fand er das Glück doch nicht.

Durste auch kein christlicher Fuß die Schwelle über seinen Palast setzen, die Nachricht drang doch herein, daß das Christentum sich immer mehr ausbreite, daß sogar in seinem geliebten Salona bald die Hälfte der Bewohner christlich sei, und das bittere Gefühl wich nicht, umsonst gelebt und gerungen zu haben, daß alles Große, was er that, in ein Deficit auslief. Sich aber darüber zu freuen, daß ohne ihn der Verfall nun noch schneller einherging, dafür war er zu groß.

Ein müder Mann war er in seinen Palast gekommen; ein griesgrämiger wurde er darin, griesgrämig gegen alle Welt, griesgrämig gegen die Götter selber, denen er herrliche Tempel gebaut hatte, zu denen er inbrünstig flehte, denen er opferte und die nicht helfen konnten.

Neun Jahre lebte er noch und starb dann noch nicht 60 Jahre alt, der Skavensohn — Kaiser — Halbgott und Weltflüchtling, die letzte Riesenfigur, der letzte Uebermensch der antiken Welt, eine Gestalt, die man kühn neben jene eines Napoleon und Cäsar stellen darf.

* * *

Diokletian war tot; bald darauf auch das römische Reich.

Die Horden der Völkerwanderung rasten einher, zerstörten Salona und verwüsteten das Innere des Palastes, ohne dem Aeußeren etwas anhaben zu können; denn seine Quadern spotteten aller Zerstörungswut. Ein Teil der flüchtigen Saloneesen nahm von ihm Besitz und baute hinter dessen mächtigen Mauern und in dieselben hinein die Stadt Spalato, die heutige Altstadt. Zum ersten Male wohl wurde hier

nicht ein Palast in eine Stadt gebaut, sondern gleich eine ganze Stadt in einen Palast.

Und heute!

Der Eindruck, den er auch noch jetzt macht, ist unvergänglich und gehört zum Tiefsten, was man empfinden kann. Seine äußeren Dimensionen sind noch fast intakt erhalten. Ich möchte sie mit dem Skelette eines Riesen vergleichen, in das hinein ein Volk von Zwergen seine Wohnstätten baute, hinein zwischen die fleischlosen Rippen, in die Leibhöhle und die leeren Augenhöhlen hinein und sogar auf den kahlen Knochenschädel hinauf. So nehmen sich die duzend und duzend Häuser und Häuschen aus, die zwischen alle Rundbogen unten und oben gebaut sind, und zu oberst, hoch auf den Mauerzinnen thronen auch noch welche, wie Storchennester auf einem Turmdache, mit dem einzigen Unterschiede, daß zu diesen keine Wäsche herausflattert, zu jenen Häuschen aber wohl. Wohl stört das im Anfange, und sieht sich an, wie ein stolzer König, dem man ärmliche Fegen umhängte, wie Misteln an einem altehrwürdigen Riesenbaum, gleich dem Adlerhorst, in den Spaken ihre Eier legten. Aber gerade in diesem Gegensatz zeichnet sich nach und nach die ganze Allgewalt des Bildes ab, die Allgewalt, die selbst im Tode noch stark genug ist, ein ganzes Volk zu tragen, die Macht, die, schon längst vermodert, zwischen ihren Ruinen die Zuflucht neuen Lebens ist. Unzählige kleine Züge einer neuen Welt sind in einen einzigen großen Zug einer vergangenen gebaut und haben diesen nicht zu verwischen und noch weniger auszuwischen vermocht.

In diesem Sinne ist Diokletian ein Sieger doch geblieben, und das Dichterwort, wonach Kärner zu leben haben, wo Könige bauen, hat hier eine ergreifende Illustration gefunden.

* * *

Anders wird die Stimmung, wenn man die Tempel im Hofraume betritt.



V. J. BENZIGER & CO. A. G.

Spalato. Diokletianspalast.

Photoglob, Zürich.

Stände nicht der an sich herrliche, zum Ganzen aber nicht passende Glockenturm da, man glaubte, ein Stück heidnisches Rom sei trotz Todeschlaf rundum hier am Leben geblieben. Und dennoch! Der Meskulaptempel Diokletians ist längst zum Baptisterium, der Jupitertempel aber zum Dom von Spalato geworden. Ich habe ihn mit Prof. Lusic am Samstag abend in der Dämmerung betreten, am Sonntag früh beim Morgengrauen und an einem sonnigen Nachmittag, habe ihn gesehen, da der Priester am Altare das heilige Opfer celebrierte und dann wieder, als nur etliche Weiber andächtig darin beteten und ein paar Bettler zudringlich betelten. Und immer war es ergreifend dort, packend an jeder Faser der Seele. Ich habe die herrlichen Säulen bewundert mit den prachtvollen Kapitälern, die Frieze mit den Köpfen heidnischer Götter und Göttinnen, mit allerlei Figuren von Menschen und Getier. Doch nicht das ist es, trotz aller Schönheit, was die Seele in der mächtigen Tempelrotunde mit dem dämmernden Lichte erschauern läßt, sondern es ist die Unversehrtheit des Ganzen. Wären nicht die Altäre da und die ewigen Lichter, es würde noch der alte Jupitertempel Diokletians bis in das kleinste Detail sein, und man wunderte sich gar nicht, träte der Kaiser selber herein, um zu opfern. Und die erschütternde Tragik des Ortes liegt darin, daß, was Diokletian zu seinem und seiner Götter ewigem Andenken gebaut hatte, schon lange dem Andenken des ihm verhaßten Christengottes geweiht ist, und daß, wo er den langen Todeschlaf schlafen wollte, jetzt die Gebeine des heiligen Domnius ruhen!

Christus victor!

Und das läßt dem toten Kaiser keine Ruhe. Seine Schatten huschten lange gespenstig durch den Raum. Er blickte nach dem Opferaltar Jupiters um und sah ihn nicht und es zog wie heißes Weh über sein müdes, vergrämtes Gesicht. Fremd war ihm, da der Priester das Kyrie betete — für Kaiser giebt es kein Kyrie — fremd das Gloria;

num aber das Sanctus erklang, schwebt eine Gestalt zu seiner Seite, hold wie ein Engelsbild, eine wunderbare Mädchen-gestalt in mildem Strahlenlicht; der Schatten der Tochter hatte sich zu dem des Vaters gesellt. Und da er sie, da er seinen Liebling Prisca in dieser Schönheit sieht, wird es ihm seltsam weich zu Mute, und wie sie ihn sanft niederzieht an des Altares Stufen, da es zur hl. Wandlung läutet, kniet er hin und blickt zum Christengotte auf.

Er hatte Prisca einst geflucht.

Jetzt hatte die Tochter den Vater erlöst!

Ich weiß keine Stelle, welche in so wenigen und so kraftvollen Zügen die große Schlußtragödie der antiken Welt zum Ausdruck brächte, wie diese, ergreifender den Sieg des Christentums über das Heidentum, den Sieg des Zimmermannssohns über den Weltenkaiser, erschütternder den Sturz der alten Götter und ihre Vermoderung.

Wir war, als ich den Kaiserpalast zu Spalato verließ, als scheide ich von einem Riesengrabmal und im Grabe liege eine ganze, große Welt, vereinigt in einem einzigen Namen: Diokletian!

Süddalmatiens Inseln zu.

Ein Albanese an Bord. — Sonntagsausflügler. — Die ersten Inseln.
— Lissa in Sicht.

Sonntag und Montag macht der „Sultan“ den Inseln Visite!

Da er 6 Uhr früh Spalato verläßt, sind die Decke stärker besetzt als bisher. Auf Drittklassdeck haben auch eine Herde Schafe und Ziegen -- kleine gehörnte Tiere -- und Ochsen mit mächtig langen Hörnern Platz genommen, und es plärrt und meckert und blökt um die Wette. Die Tiere sind für die Proviantierung der in der Bocche di Cattaro manöverierenden Truppen bestimmt. In dieser Gesellschaft die Nacht

zuzubringen, gestaltete die ohnehin unbequeme Lage der Drittklasspassagiere gewiß nicht bequemer. Den Albanesen, der in Spalato an Bord kam, focht das aber nicht im leisesten an. Wenn alle Kopfabstecher Albanien's — dort nämlich wird dieses zweifelhafte Geschäft noch immer mit allem Nachdruck betrieben — so aussehen, wie dieser, müssen sie ein stattliches Geschlecht sein. War das ein schöner Mann, doppelt schön in seiner Tracht. Die Gestalt, schlank wie eine Pinie, jede Bewegung elastisch, der kräftige Kopf glattgeschoren, fast glatt-rasiert, große dunkle, stolz und ernstblickende Augen, im Gesichte ein mächtiger, schwarzer Schnurrbart und eine Adlernase. Er trug enge weißwollene Beinkleider mit schwarzen Verschmürungen, eine Weste vorn übereinandergeschlagen und ohne Kragen mit seltsamen kugeligen und silberbesetzten Beinknöpfen, ein feines weitärmeliges Hemd und auf dem Kopfe einen hohen, weißwollenen Fez. Der Mann hatte etwas Fürstliches: ein weißer Falke scheinbar unbeweglich und an einemfort auf der Lauer. Er sprach mit niemanden, war stets für sich allein, und als ich ihn von oben bis unten betrachtete, mochte er denken: Hätte ich den Menschen erst drinnen in Albanien's Bergen, ich wollte ihm die Neugierde verleiden machen.

Auf unserem Deck hatten eine Anzahl Spalatiner Herren und Damen Platz genommen, Sonntagsausflügler nach den Inseln, im Thun und Wesen ganz wie die Sonntagsausflügler bei uns auch. Sie störten uns erbeingeseffene Passagiere von drei Tagen nur und beeinträchtigten das Gefühl von unserer Alleinherrschaft. Uebrigens hatte man keine Zeit, lange daran zu denken; dazu gestaltete sich die Fahrt viel zu schön.

Der Dampfer durchquert die See von Spalato, dessen Hintergrund sich noch einmal in seinem ganzen Zauber präsentiert, und windet sich dann durch die Meerenge, welche die Inseln Solta und Brazza von einander scheidet, beide berühmt durch ihre Honigfülle, durch einen Honig, der duftet wie Rosmarin und der als der feinste Dalmatiens gilt. In

Carober auf Solta und in Milna auf Brazza hält der Dampfer an. Aber wozu ihn verlassen? Schöner kann es auf dem Lande selber auch nicht sein, als dieses Land vom Meere aus, wo Insel um Insel auftaucht, See an See sich öffnet, kleine herrliche Eden mit Blumenkränzen auf dem Haupte stille auf der blauen Flut zu wiegen und zu schwimmen scheinen, Erden mit einem Kinderlächeln und den unschuldsvollen Zügen der Kinder im Angesicht, Weltchen für sich, für sich ganz allein, Ländchen, in denen Milch und Honig fließt und das Leben keine Sorge trübt, so wenig wie den Himmel jezt eine Wolke.

Und von Milna geht es quer durch den Canale greco hinüber nach Città vecchia, wo sich Prof. Lušić und Santić verabschiedeten, nachdem Ghemo schon in Spalato Adieu gesagt hatte. Es that mir ordentlich wehe, da wir uns zum lezten Mal die Hände drückten, und alle begeisterten Schilderungen von Capitano Grimme über die Mädchenschönheiten auf diesen Inseln brachten mich über bewegte Momente nicht hinweg. Und zudem! Wo alles schöner ist als sonst, so viel schöner, da mußten ohnehin auch die Mädchenblumen schöner sein. Und jezt eilt der Dampfer um den oberen Teil der zwei Stunden langen, schmalen, reich gesegneten Insel Lesina herum und dann direkt ins offene Meer hinaus. Der alte „Sultan“ durchschneidet die Wellen, daß sie zischend aufbäumen, ihm eine ganze Flut von weißem Gischt ins Angesicht werfen und gleich auch noch über Bord hinweg; zu tanzen fängt er auch wieder an, als wollte er ein paar jungen Dalmatinerinnen den zierlichen Kolo, den gefeierten Nationaltanz Dalmatiens, unbeholfen nachprobieren, und der Wind bläst in den Masten und Raaen die Musik dazu, die eintönige, isotone Musik der Gusla.

Aber weit draußen im Meere winkt schon einsam und allein Gissa, die entzückende Meeresbraut; sie kommt näher und näher und endlich ist sie da mit dem schönen Hafengeleichen Namens. mit ihren prächtigen Hügeln und Bergen

und der Palmen- und Blumenpracht. Von Lissa fährt der „Sultan“ nach Comissa, dem zweiten Hafen der Insel, kehrt dann aber nach Lissa zurück und macht hier Sonntagsrast. Mit meinen drei Seebären ist es schon abgemacht; wir gehen in Lissa ans Land und erst abends spät wieder an Bord. Adieu „Sultan“! Bist ein treuer Kerl; aber hier ist es doch noch viel schöner als bei dir!

Auf der Insel Lissa.

Ein singend Städtchen. — Zum Friedhof der Gefallenen. — Friedhofsbilder. — Aus der Schlacht. — Milna Strema. — Bei Nico Kochi. — Erde, Wasser und Brot. — Meerglühen.

Die süddalmatinischen Inseln sind wie Gilande der Seligen, „von jeder Jahrzeit lenzumsfächelt“, wie Byron von den griechischen singt. Das seligste unter ihnen muß aber doch Lissa (Lüscha) sein. Da wir das Städtchen betreten, ein winkliges Dertchen, wo die Erdgeschosse der Häuser fast überall Weinlager sind, klingt es und singt es an allen Ecken und Enden, singt auf allen Straßen, klingt von jedem Balkon herab und trällert froh aus jedem Hause heraus. Die Mädchen auf den Straßen singen, die Männer in den Schenken, und die alten Mütterchen an den offenen Fenstern singen auch. Und singen sie nicht, so scherzen sie und lachen, lachen so herzlich und froh, wie Menschen, die das Glück in den Taschen haben und in den Herzen. Und gleich den Menschen singt und jubelt die ganze Natur rundum: das blaugoldige Meer, der blaugoldene Himmel, die Palmen in den Gärten und das Lorbeergebüsch, das zu allen Felsenrizen herausquillt. Und an den Felsen klettern Reben hinauf, an denen große goldene und blaue Trauben hängen, wuchern Agaven mit Blättern wie breite Schlachtschwerter und mächtigen, weißen Blumentrauben an mannshohen Stengeln; der Johannisbrotbaum breitet sein Astwerk neben dem Orangenbaum, dessen weiße Blüten einen entzückenden Duft ausströmen, und sein nicht

weniger schöner Bruder, der Zitronenbaum, fehlt auch nicht. Auf Schritt und Tritt entdeckt das Auge neue Reize, neue Pracht, neue Schönheit, die hier in ganzen Fluten einherwallt, und man möchte selber singen und jubeln und lachen, wie die guten Vissaner. Ein frohmütigeres und klangvolleres Gestade als dieses, mag es auf Erden kein zweites geben, und ein frohmütiger Bökklein als diese Vissaner auch nicht.

Der erste Gang auf Vissa gilt dem Friedhofe der Gefallenen in der Seeschlacht vom 20. Juli 1866.

Er befindet sich zirka 20 Minuten von der Stadt in traumhaft schöner Lage auf einer Felsenzunge an der Nordseite der Bucht direkt vom Meer. Eine prächtige Straße, auf der einen Seite vom Meer, auf der anderen von der Pflanzpracht der Insel eingefäumt, führt zu ihm hin und zum stillen Franziskaner-Klosterlein, das nebst einer Wallfahrtskapelle daneben liegt. Das Klosterlein sieht sich in dieser Umgebung an wie das süße Auge des Friedens und der Himmelsruhe. So sehr wir aber klopfen, niemand macht auf. Dagegen tritt ein junger Franziskanerbruder aus der Kapelle und erklärte auf Befragen, der Schlüssel zum Friedhof sei im Besitze des Stadtkommandos und nicht in dem des Klosters. „Dann steigen wir über die Mauern,“ erklären die drei Seeleute. Der schüchterne Frater meint erschrocken, das sei ja ausdrücklich verboten. „Was schert das uns,“ meinen meine Begleiter, „dort ist unsere Erde, die Erde der kaiserlich-königlichen Marine, und unsere Kameraden ruhen dort.“ Kurz entschlossen rennen sie das Thörchen zu einem Weingarten auf; wir traversieren diesen und vor der Mauer angekommen, heben sie erst mich hinauf und klettern dann selbst hinüber. Das alles ging im Nu.

Es weht und webt eine ganz eigenartige Stimmung hier. Rundum sonniges Leben, eine ganze Hochflut und Ueberfülle Leben, in der selbst dem Fels das Herz aufgeht, so daß er sich mit Blumen aller Farben schmückte. Und hier — einsam und still der Tod, nicht jener Tod, den die Natur dem Menschen

bringt und der wie ein Erlöschen ist, sondern der harte, den der Mensch dem Menschen giebt, den er selber verbreitet im Borgreifen und im Einbruch der Geseze der Natur. Mag man das Heldentum der im Kriege Gefallenen noch so hoch feiern und mit Recht hoch feiern; am Kriege selbst haftet doch das Kainszeichen, das selbst diese stille Friedensstätte nicht durchzuwischen vermochte.

Wir gehen von Denkmal zu Denkmal, die edel und vornehm gehalten und äußerst sorgfältig unterhalten sind. Ueber dem Hauptgrab erhebt sich ein massiger Marmorsockel, auf dem ein prachtvoller Löwe ruht, der sprungbereit und drohend Meerwärts blickt. Das Denkmal ist durch eine Ankerkette abgeschlossen, die durch vier Pfosten gehalten wird, als welche vier den Italienern damals abgenommene Marinegeschützrohre verwendet wurden. Schlicht und einfach heißt die Inschrift in ehernen Lettern: „Den für Kaiser und Oesterreich ruhmvoll Gefallenen im frommen Andenken.“ Andere Denkmäler bezeichnen die Ruhestätten der einzelnen gefallenen Offiziere. Wohl klingen die Inschriften den Ruhm des Heldentodes an; aber es schluchzt zwischen den Buchstaben doch wie der Aufschrei bitteren Leides auf. Hier sind es trauernde Eltern, die dem Sohne das Denkmal stifteten, daneben eine Gattin dem Gatten, dort der Bruder dem Bruder und auf einem liest man: „Seinen beiden Söhnen der alte Vater.“ Viel Ehre — viel Weh. „Und doch.“ — meint einer der jungen Herren ernst — „wenn es einem geht, wie denen, geht es unjereinem noch am besten. Einmal ist doch alles aus, so wenigstens in Ehren.“ Und an einer schönen Stelle findet sich auch das Grabmal der gefallenen Italiener. Sie ruhen jetzt stille beieinander, Freunde und Gegner von einst. —

Wir setzen uns auf die Mauer, sehen über den Friedhof hinweg hinaus ins Meer. „Sehen Sie,“ — hob Fiala an, mit der Hand auf nahe Stellen im Meere zeigend — „dort in jenem Revier hat die Schlacht stattgefunden, von der heute noch auf jedem Schiffe der Marine als vom großen

Tage unserer Flotte gesprochen wird. Die italienische Flotte hatte mit ihren gewaltigen neuen Panzern Lissa nach heldenhaftem Widerstande bereits genommen und machte sich bereit, die österreichische Flotte aufzusuchen und zu vernichten; denn daß diese, als weit schwächer, den Angriff wagen würde, war undenkbar. Anders dachte der kühne, jugendliche Seeheld, Admiral Tegetthof. Er brach mit der Oesterreicher Flotte über Kopf und Hals von Pola auf, jagte in fliegender Eile über das Meer und erschien unerwartet am 20. Juni vor Lissa. Noch ehe die Italiener ihre Schiffe völlig schlachtenfertig gemacht hatten, war Tegetthof schon mitten im Angriff, überschüttete die Italiener mit einem Hagel von Geschossen, jagte in rasendem Ungestüm mit seinem Admiralschiff auf den „Re d'Italia“, das Admiralschiff der Italiener zu, und rannte den riesigen Panzerkoloß mit einer Wucht ein, daß sich sein eigen Schiff um ein Paar im andern verklemmt hätte und von ihm in die Tiefe gezogen worden wäre. Das erste und stärkste Schiff der italienischen Flotte war verloren, andere bald auch und der Rest der Flotte machte sich in eilender Flucht davon. „Sieg“ jubelte es auf Oesterreichs Schiffen, „Sieg“ in allen Maaßen, und stolz wehten die Flaggen von den Masten hernieder.

Man mußte die Blaujacken sehen, wie ihnen die Augen aufleuchteten, da sie die Schlachtepisoden erzählten und von Tegetthof, dem angebeteten Tegetthof sprachen. Er ist nun



Lissa. Denkmal.

auch schon lange tot, und in Lissa erzählte uns ein alter Seeheld, der jene blutigen Tage mitgekämpft hatte, er sei aus Gram und Verdruß gestorben über die Kränkungen, die ihm zuteil wurden. Die neidischen Bureaux-Admirale in Wien, eifersüchtig und häßig über den Erfolg, hätten nämlich nachträglich herausgebracht, daß Tegetthof's That weniger Heldenthat gewesen sei, als ein tollkühnes Wagestück, das alle Chancen des Mißlingens gehabt und in diesem Falle die gesamte österreichische Flotte ins Verderben gezogen hätte. Tegetthof verdiene darum weit eher Tadel als Auszeichnung. Diese Nörgeleien und Verkleinerungen hätten dem Helden das Leben verbittert. Meine jungen Freunde gaben zu, daß der Streich ein riskierter war; aber in ihm habe die einzige Möglichkeit des Sieges gelegen. Tegetthof sei eben der richtige Draufgänger gewesen, und ein solcher müsse sein, wer eine Flotte zu Heldenthaten hinreißen wolle. Beim jetzigen Stande der Flotten könnten sich solche Bravourstücke kaum noch ereignen; ein Seegefecht werde in den meisten Fällen schon lange vorher entschieden sein, ehe es so weit komme, ohne es sei der Kommandeur des unterliegenden Theiles ein Schafskopf oder Pflichtvergessener.

Auf dem Rückwege wurden wir Zeuge einer der drolligsten Scenen während der ganzen Reise. Auf einem großen Platze erblickte man eine veritable Jahrmarktbude. Wie die übers Meer gegondelt kam, mochten die Götter wissen. In großen deutschen Lettern stand daran: „Milna Strema, die Pfauendame, das größte Wunder der Neuzeit“, und darunter war dieses größte Wunder in schreienden Farben abkonterseit, eine überaus stark decolletierte Frauenbüste mit einem radgespreizten Pfauenschweif hinten. Und hinter der Bude ragten die mächtigen Kronen von Palmen naher Gärten hervor, als wollten auch sie dieses Wunder sehen, und vor derselben stand eine Unmenge Lissauer und Lissauerinnen, halb Neugier, halb Mißtrauen in den Mienen, und eine alte, verstimmte Drehorgel tutete heiser: „Komm herab, o Donna Teresa“ und

„Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt.“ und der rotwangige Budenbesitzer mit Ringen von Talmigold an allen Fingern schrie mit einer heiseren Branntweinstimme: „Herein-spaziert, meine Herrschaften, nur 10 Kreuzer die Person,“ „Entrate Signori e Signorine, dieci Soldi per il più grande miracolo del mondo.“ Palmenwedel und Pfauenweib, Bir-masenser Drehorgelgedudel und klingendes serbo-kroatisches Lied, deutscher Jahrmarkt-budenbesitzer und die naiven Insulaner und Insulanerinnen, das alles zusammen gab ein so urkomisches Bild, daß man sich vor Lachen schüttelte, und als die Naturkinder uns lachen sahen, lachten auch sie, worüber die Nase des Budenbesitzers noch röter wurde. Ich wäre am liebsten hineingegangen und hätte 10 Kreuzer für das größte Wunder der Welt, für die schöne Milna Strema mit dem Pfauenschweif gewagt. Aber ich traute meinen drei unternehmenden Begleitern für diesen Fall nicht ganz und hatte sie ein wenig im Verdacht, sie möchten am Ende einen heillosen Uff verführen und der wunderbaren Schönen eine Pfauenfeder aus ihrem wunderbaren Schweife ziehen.

Wir hatten inzwischen gehörig Hunger und Durst bekommen. Auf die Frage, wo man den besten Lissaner trinke, hieß es: bei Nico Rocchi. Also auf zum Hotel des Nico Rocchi! Es ist ein zweistöckiges Gasthäuschen. Durch eine primitive Stiege aus rohem Holz gelangt man aus dem dicht mit Männern gefüllten Parterreräum in eine Art Honoratiorenstube im zweiten Stock, die auch das Schlafzimmer von Nico Rocchi und seiner trefflichen Gattin ist. Den Hauptschmuck des Raumes bilden zwei blanke Betten mit blendendweißen, selbstgesponnenen Bauernlinnen und breiten Säumen in rotfadiger Handstickerei, prächtige bäuerische Produkte, während die Wände grellfarbige Heiligenbilder schmücken, hinter die geweihte Olivenzweige und Rosmarinbüschel gesteckt sind. „Den besten Fisch von Lissa und den besten Lissaner Wein, auf daß jener darin schwimme“, lautete die Ordre. Und bald erscheint Herr Nico, ein freundlicher Mann von bäuerlichem Schlag und offenem,

treuherzigem Wesen mit einem Liter goldenen Lissaner voll Feuer und Würze und einer mächtigen Schüssel mit Grongo, einem Edelfisch, in delikater kalter Sauce, dazu schmackhaftes Weizenbrot und gutes, frisches Wasser. Das schmeckte! Dem ersten Liter wurde ein zweiter zugefügt, und als Herr Nico Rocchi die Rechnung machte, holte er ein Schiefertäfelchen und kreidete bedächtig auf: Zwei Liter Lissaner 32 Kreuzer, sechs Brote 24 Kreuzer, Grongo en sauce für alle vier 80 Kreuzer, zusammen 1 Gulden 36 Kreuzer. Ich traute meinen Augen nicht, als ich die Rechnung sah. Der gute Nico Rocchi legte mein Erstannen aber anders aus und meinte, sein Lissaner sei eben der beste. Der Wackere! Wir klärten ihn auf und nun war er ganz glücklich. Und er und seine gute Frau nahmen so herzlich Abschied von uns, als wären wir schon seit Jahr und Tag Stammgäste bei ihnen.

Ich habe vorhin von frischem Wasser gesprochen.

Drei Dinge sind dem Dalmatiner besonders heilig: Erde, Wasser und Weizenbrot. Um sie ranken sich seine sinnigsten Sitten und Gebräuche, duftigste Blüten seiner reichen Poesie und eine tiefe Symbolik. Er sammelt den Humus, den die Bäche von den Höhen schleppen, und trägt ihn auf seine Aecker und hält jede Hand voll in Ehren. Mit der Erde geuden, ist in seinen Augen, wie wenn unsere Kinder mit dem Brote geuden. Und im wasserarmen Lande ist auch das Wasser heilig; man trägt zu ihm Sorge, wie zu einem theuern Getränk, und ein Trunk frischen Wassers gilt so hoch als gastlich Zeichen, wie ein Glas Wein. Das Weizenbrot endlich ist der Inbegriff des Lebensunterhaltes und sein edelstes Symbol. Ein Volk, das Erde und Wasser in Ehren hält und das Brot, ist wie ein Kind, das Vater und Mutter ehrt. Vielleicht offenbaren die Erde und das Wasser ihm gerade darum mehr von ihren Geheimnissen als anderen. Denn die Erde liebt die Kinder, die ihr treu sind, und das Wasser die feinen. Und da kommt mir in den Sinn, daß auch die Kirche das Wasser und die Erde segnet und das Brot zum

äußeren Mittel des Heiligsten ihres Kultes gemacht hat. Und ich muß sie bewundern, da sie wie keine andere in allem das innerste Empfinden und Regen der Volksseele erfaßt hat und sie zu sättigen weiß.

Bemerkt mag sein, daß auf den Inseln bedeutend mehr Wein getrunken zu werden scheint, als an der Küste; aber auch die Bauern trinken ihn stets mit Wasser gemischt; mir hat es zwar besser gemundet Wein extra und Wasser extra.

Und dann kam der Abend — das ganze Meer eine rotgoldene, leuchtende Flut, rotgolden der ganze Horizont, die kleine Insel wie verklärtes Entzücken; in den Wipfeln der Palmen flüstert es leise, leise in den schlanken Cypressen und Myrten; im Hafen gleiten in Rähnen Jünglinge und Mädchen dahin, während am Quai halb Lissa lustwandelt, prächtige schlanke Mädchengestalten, Granatblüten im Haar, Granat beim Granat, seestärke Männer mit roten Mützen und roten Schärpen. Und noch purpurner schillert es jetzt über die endlosen Bogen hin, noch purpurner an der Kuppel des Weltendomes, als hielten Himmel und Meer sich liebesinnig umschlungen und erröteten vor seliger Lust. Ein ergreifendes Schauspiel von einer unsäglichen Farbenpracht. Das ist das Meeresglühen — Meeresglühen, wie es ein Alpenglühen giebt. — Und es kam die Nacht. Was rundum in der Welt, versank, nur die goldenen Sterne nicht, und nicht die kleine Welt, auf der wir standen, diese winzige, wunderschöne, erdenferne Welt: Lissa, die Meeresbraut, Lissa, das Eiland der Glücklichen, die singende Insel, wo Helden den langen Todesschlaf neben dem stillen Klösterlein schlafen.

Ich träumte bald darauf von Tegetthof, wie er bei Nico Rocchi mit mir anstieß und dabei fürchterlich auf alle Bureaukraten schimpfte, von Milna Strema, die mit ihren Pfauenfedern nach mir schlug, weil ich nicht 10 Kreuzer für sie wagen wollte, von den drei schönen Lissanerinnen, die an Bord vorüberschlenderten und mit den Blicken ein wenig mit meinen schmucken jungen Freunden kokettierten, diejen aber lachend

zuflüsterten: „adorare, ma no toccare“, da sie dieselben zum Tanze fassen wollten, und dann huschten sie davon, und hohnlachend sah der deutsche Budenbesitzer mit der roten Nase und den Talmigoldringen zu und sagte, er wolle uns engagieren, wenn wir als Neger uns schwarz anstreichen ließen und lebende Kaninchen verzehrten.

Weiter auf der Inselahrt.

In der Fischerkneipe zu Vallegrande. — Nico Bačić. — Das Studentlein. — Curzola. — Meleda.

Als ich am Morgen auf Deck komme, sind wir schon wieder weit in offener See. Der Dampfer steuert südöstlich der Insel Curzola zu, ein Bijou, wie Lissa, nur ein anderer Typ, mehr ritterliche Jünglingschönheit, als die Schönheit der Jungfrau. Wir biegen in die Bucht von Vallegrande ein. Mit den Blaujaken wird sofort eine Expedition in den Ort unternommen. Er bietet bei weitem nicht, was Lissa, und ist ohne Linien und Formen von mehrerem Charakter, ein Ort ohne Klasse. Dafür geht es auf dem Fischmarkt lebhaft zu und in einer Fischerkneipe in der Nähe erst recht.

Es ist ein schrecklich rußiger Raum, dessen Boden die festgestampfte Erde bildet. An den roh gezimmerten Tischen sitzen Männer in Hosen und Hemd mit struppigen Bärten und verwetterten, braunen Gesichtern bei Wein und Wasser und lüften höflich die Hüte, da wir eintreten. An den Wänden hängen Guirlanden von Zwiebeln und Knoblauch. In einer Ecke steht ein mächtiger Steinherd mit offenem Feuer, über dem an einem Eisenhaken ein großer, schwarzer Kessel hängt, in welchem irgend etwas kocht und brodelte, während ein altes Weib in zerzaustem Haar unter dem weißen Kopftuch ab und zu darin herumrührt — auf den ersten Blick eine richtige alte Hexe am Hexenkessel, bei näherer Bekanntschaft aber ein seelengutes altes Mütterchen, das einen herrlichen Wein spendet. Wir möchten aber essen. Im Kessel ist zwar das im frischen

Schafblut gekochte Schaffleisch eben gar; aber das Gericht ist uns doch etwas zu schäffig, und wir bestellen 1¹/₂ Duzend Eier und zwei Brote. Und als wir noch einige Trauben verlangten, sagte die Alte verlegen, die ihren seien noch nicht reif, dagegen habe die Nachbarin schon reife und sie wolle zu ihr gehen, diese würde uns gerne welche schenken. Daß man Trauben kaufe, schien der guten Seele nicht einzufallen. Wir verzichteten auf Trauben und bezahlten, bezahlten für alles ganze 72 Kreuzer.

Wenn ich von Balleggrande rede, darf ich des Nico Bačić nicht vergessen, eines prächtigen Weinbauern von hier, ein lieber, treuer Mann, von Aussehen fast wie die Bauern im st. gallischen Werdenberg, der mit seinem Sohne, einem Gymnasiasten, nach Ragusa reiste. Er war ein Freund des guten Descović, und da dieser mich als seinen besten Freund vorstellte, war ich auch schon Freund des ehrsamten Nico Bačić, der mir so bieder die Hand schüttelte, als wären wir aus demselben Orte. Und Bačić hatte für einen Professor seines Sohnes ein Fäßlein Wein von Balleggrande vom Allerbesten aus seinen Reben mitgenommen und kredenzte Descović davon und mir. Es war ein Marsala ähnlicher Goldtrank, aber viel weiniger, würziger und bouquetreicher, die Perle aller Dalmatiner Weine, die ich bisher getrunken. Und dieses Juwel eines Edelweines verkauft der ehrenfeste Nico Bačić, so wie Gott und die Reben ihn geben, zu 36 Kreuzer den Liter in kleinen Fäßchen. Wäre ich jung, ich würde Weinhändler werden und ginge nach diesen Inseln. Es ließe sich in einem einzigen Herbst dort mehr verdienen, als ein Schweizer-Journalist in einem Jahrzehnt verdient.

Und der kleine Bačić war ein Studentlein zum Fressen. In seinem mächtigen, breitkrämpigen Dominus-Hute, wie wir sie auch bei italienischen Priestern sehen, sah er pazig aus und in seiner schwarzen Studentenkutte gerade so, wie die Syntaxstudentlein in Einsiedeln, und das gleiche unschuldige Schelmengesichtlein hatte er auch, dieselben wißbegierigen Augen,



Ragusa. Fort St. Lorenzo.

dieselben dünnen, weit abstehenden Ohren. Wird das einmal eine Freude sein bei Vater und Mutter Bačić und bei ganz Balleggrande, wenn der Kleine seine Studien vollendet hat und wenn der große Tag der Primiz anbricht. Die Dalmatiner halten ihre Priester hoch in Ehren ohne allen Erezvilismus, nennen sie „Augensterne Gottes“ und eines ihrer Sprüchwörter heißt, daß der Mensch an eines Priesters Hand geborgen sei. Und der Tag der Primiz

ist ein höchster Festtag im ganzen Orte. Die Mädchen aus Bačićs ganzer Verwandtschaft werden am Vorabend in Balleggrande herumziehen und singend die frohe Botschaft künden, und dem jungen Neupriester werden sie, die Trägerinnen jungfräulicher Reinheit, besonders schön singen. Und am Festtage selber wird alles Volk herbeiströmen, um den ersten Segen des Primizianten zu erhalten, und am Abend wird es ein Fest werden bei Schießen und Kolotanz, und zu Hause wird das Mütterlein weinen, und die Thränen werden über das gute, alte runzlige Gesicht herunterlaufen vor Freude, daß ihr dieser Segen zuteil geworden. „Augensterne Gottes“, wie schöne Bilder dieses Volk zu zeichnen weiß. Möchten alle solche Augensterne sein und immer und zu jeder Zeit. Kleiner Bačić, denke daran, wie viel dein Volk von dir erwartet.

Ich zeige ihm in meinem Bäderer die Reise, die ich von

der Schweiz hieher gemacht hatte, plaudere, so gut es geht, mit ihm über die Gegenden, die ich durchreist, erzähle von der Schweiz, Tirol und Triest, und der Junge erzählt es seinem Vater in serbokroatisch wieder, und beide sind ganz Ohr, und Vater Bačić läßt mir sagen, wenn ich wieder nach Ballegrande käme, müßte ich sein Gast sein, sein Gast, so lange ich nur wolle, und mich als Herrn betrachten, der über sein Haus befehle. Wenn ich wieder nach Ballegrande komme? Das Wort hatte mir fast wehe gethan. Gute, brave Leute!

Von Ballegrande ging es nach Curzola, einer Stadt, die vom Meere aus großen Eindruck macht. Stolz und steil steigt sie aus den Fluten felsenauf und der festungsartige Eingang, die alten Mauern mit den prächtigen Thürmen und die klogigen, höhsaugigen Forts aus der Venetianerzeit geben ihr einen faustigen Anstrich. Ich setzte einen Panzerhandschuh in Curzolas Wappen. Es hatte einst stürmische Zeiten erlebt und gesehen, wie die Genuesen hier in alter Zeit den berühmten Venezianer Admiral Andreas Dandolo gefangen nahmen und den nicht weniger berühmten Marco Paolo, und eine Eigentümlichkeit hat es vor allen andern Schwesterinseln voraus, indem auf ihr noch der Schakal hausen soll.

Von Curzola geht es nach Drebić direkt vis-a-vis auf der langen schmalen Halbinsel Sabioncello, welche die Form einer im Winde flatternden Flagge hat. Drebić, zu Füßen des Monte Bipera, ist desgleichen ein Flecklein Erde zum Küssen, ein traumsüßes Meeridyll im Süden, weltentrückt und wie entrückt von jeglicher Schuld. Nachdem der Dampfer noch in Forstenic angehalten, geht es wieder durch offenes Meer nach Meleda, das an eine Bucht in einem stillen See Oberbayerns mahnt. In einem Boote wird eine Dame auf den „Sultan“ zugerudert, eine dralle Frau à la matelot gekleidet, welche die Post wechselt. Den Kapitän in Sicht, erhebt sie sich stramm salutierend und sagt im reinsten norddeutsch mit fast männlicher, schnarrender Stimme: „Alles wohl an Bord? Herr Kapitän!“ Welcher Wind wohl diese Frau auf diese

Insel verschlug. Ich dachte wieder an Milna Strema, das größte Wunder der Neuzeit; vielleicht kommt auch die schöne Milna einmal so herangerudert.

Mit Meleda verläßt man die entzückende Inselwelt Süddalmatiens; die Inselfahrt ist zu Ende, eine Fahrt wie in ein Zauberland voll unbeschreiblicher Reize und Schönheit, von einem milden, unjäglichen Zauber, so daß es wie Freude und Glück durch alle Adern rieselt. Bei Gravosa erreicht der Dampfer wieder die Küste. Wir sind im eigentlichen Hafen der einstigen Stadtrepublik Ragusa, an der Eingangspforte zu neuen Herrlichkeiten.

Frisch auf!

Zwischen hinein.

Man wird sagen, das alles sei nicht mehr reisen, sondern rennen und jagen.

Dabei vergäße man aber nur das eine, daß man zur See reist, und das es in der Welt nirgends bequemer zugeht, als eben beim Reisen zur See.

Man schlüpft des Morgens aus dem Bett, macht Toilette, und Descovic bringt den auf türkische Manier bereiteten duftenden Kaffee in langgestielten, ciselierten Kupferkännchen, für jeden besonders gebraut. Dann schlendert man auf Deck, sieht sich nach neuen Gesichtern um, sagt hier „Guten Morgen“ und dort, schleppt einen Segeltuchstuhl herbei, legt sich behaglich hinein und zündet sich die Morgencigarre an.

Andere thun genau dasselbe.

Man gruppiert sich zu einem gemüthlichen Schwaz oder blickt still ins Meer hinaus, läßt sich von der frischen, kühlenden Seebrise umfosen und atmet mit Behagen die kräftige Meerluft ein. Eines nur ist gewiß, daß man nämlich nichts thut, aber auch gar nichts. Man wird zu bequem, seine Karten zu durchgehen, zu bequem, die Reisehandbücher zu durchblättern, und läßt sich alles, was man wissen will, viel lieber erzählen.

Es ist ein wonnevolles „Dolce far niente“ ohne Gewissensbisse und Seelenskrupel, eine Art legitimes Nichtsthun, da man doch nicht auf das Meer hinausrennen kann. Und es ist von ganz wunderbarer Wirkung auf die Nerven, ein abspannen und ausspannen in eine stille Beschaulichkeit, wie es auch das einsamste Bergthal nicht bietet, das doch immer wieder die Energien fixelt, hinauslockt und weiterrreibt.

Und merkwürdig, welchen Appetit es macht. Je weniger man thut, desto mehr mag man essen, jeden Tag mehr. Und je mehr man isst, desto besser verdaut man. Und nach dem Mittagessen legt man sich faul auf den Divan und macht sein Mittagsschläfchen, und nachher geht es wieder auf Deck. Und jeden Tag ist man etliche Male und etliche Stunden am Lande, gerade lange genug, um einen Ort zu kosten, bald hier, bald dort, immer bei neuen Bildern — kehrt wieder an Bord zurück, um das Genossene noch einmal im Geiste zu überschauen, kehrt zurück, gerade so, wie man nach Hause zurückkehrt, und wie dort, kennt man auch hier jeden Winkel und jedes Gesicht.

Es ist so ganz anders als in jedem Gasthaus, so ungleich häuslicher und geborgener und hat keinen einzigen Stich von Wirtshausmäßigkeit, und so ganz anders als in einer Kuranstalt, so viel mehr gesundes und doch wieder für jeden besorgtes Leben und in allem ein Zug von Disziplin, gerade wie in einem rechten Haushalte. Kuraufenthalt ist eine richtige dalmatinische Küstenfahrt mit einem wackeren alten Burschen, wie der „Sultan“, freilich auch — eine Nervenkur, wie sie angenehmer kein Arzt der Welt verschreiben kann.

Man ist immer frisch bei solcher Fahrt, immer munter, in der Seele stets frohmütig, ist ein guter Kerl, der von all dem dummen Zeug in der Welt nichts wissen will und allen Leuten nur Liebes wünscht, hat das Gefühl, es gehe einem gut, wie noch selten im Leben, und kriecht man des Abends in sein Schwalbennest, so singen die Wellen ein leises Abendlied und wiegen einen in den Schlaf, wie ein Wiegenkind,

und man weiß, daß oben die Sterne funkeln, fühlt sich getragen vom unendlichen Meere und in der Hut dieser Sterne selber, und ein Gefühl beschleicht die Brust, wie damals, da man an eines Vaters Hand über Flur und Wiesen lief, und an der Mutter Schoß gelehnt zuhörte, wie sie schöne Geschichten erzählte. —

Im Montreux Dalmatiens.

Auf dem Wege nach Ragusa. — Sehenswürdigkeiten. — Die schlafende Prinzessin. — Die Vila.

Statt 11 Uhr kamen wir infolge günstiger See schon vor 10 Uhr in Gravoja an, um dort bis nach 2 Uhr vor Anker zu liegen.

Bereits unterwegs war ausgemacht — mit den drei Blaujaken natürlich — daß wir nach Ragusa gingen, das eine halbe Stunde von Gravoja ebenfalls am Meere liegt, aber einen schlechten Hafen hat.

Im hellen Mondschein ging es der Straße entlang, an niedlichen Villen und Landhäusern vorüber, aus deren Gärten Pinien und Cypressen als Wächter aufragen, eine Weile aufwärts, bis der Höhepunkt erreicht war. Rechts liegt die Bucht von Gravoja, glanzumflossen in mattem Silberschein, in den die großen Hafenlichter goldene Töne malen, links das offene Meer, ein endlos Getümmel von Wogen mit silbernen Mähnen, und im Hintergrunde zeichnet sich scharf und grell der weiße Fels der Berge ab in Lichteffekten, die beinahe etwas Ueberirdisches haben. Es ist, als ob die Erde rundum einen süßen, unnehmbar süßen Traum träume und stille Seligkeit über ihr Antlitz husche, wie bei Menschen, die vom Paradiese träumen.

Und wie hier, ist es die ganze Strecke: zur Linken, auf niedrigen, linienreichen Felsen Hain an Hain, Garten an Garten, Villa an Villa. Zum Reichtum der Natur hat sich der Reichtum der Menschen gesellt, zur Kunst und

Pracht der ersteren die der letzteren. Und aus den Gärten nickten und neigen die Palmenwipfel ihre graziösen Häupter, rauscht es im Gebüsch mächtiger Eriken, und an den Felsen wuchern Agaven und blühender, wilder Oleander. Zur Rechten aber, in stolzem und tiefem Felsenabsturz, hat man stets das Meer; ungestüm leckt und brandet es weit unten am Gestein, als wolle es hinauf sich ringen und schaffen, hinauf zum Zauber da oben.

Es liegt ein Stück Avenstraße bei Brunnen am Bierwaldstättersee in dieser Landschaft und ein Stück Montreux dazu, die Reize beider, zugleich aber noch die viel satteren Konturen des Südens und die großen, unendlich großen des Meeres. Kenner der Riviera sagten mir, daß selbst sie keine Strecke aufweise, die mit dieser den Vergleich aushalte.

Und je näher man Ragusa kommt, um so zahlreicher und vornehmer werden Villen und Landhäuser, um so reicher die Gärten, desto üppiger das Bild und berauscher der Duft der Atmosphäre. Vor Ragusa beginnt die Straße sich wieder stark zu senken. Man kommt am Hotel „Imperial“ mit seinem stolzen Park vorbei und erblickt hochoben auf einem Felsenhügel das verwetterte Kastell, ein ganzes Gemengsel von alten Festungsmauern mit dem grimmigen Rundturm Mencetta, in welche der Mond grelle Lichter und tiefe Schatten malt und ihnen damit das Geisterhemd überwirft, das zu ihrem Antlitz paßt. Und dann geht es einen finsternen, winkligen Thorweg und durch ein noch finsterees Thor unter hohen gezackten Mauern hindurch, ein Bild, wie zu Zeiten der Kreuzfahrer und der Mauren in Spanien, da der heldenhafte Gid gegen sie auszog — und man ist in der Stadt Ragusa, in der alten, freien Republik von einst.

Wir haben den herrlichen Rektorenpalast gesehen, ein Venetianer Bau wie ein Gedicht, die nicht weniger schöne Dogana, sind durch den einstigen Türkenbazar gewandert mit seinen moslemitischen Häusern, durch dunkle Gassen und Gäßchen, schmal wie Bächlein, zur Jesuitenkirche hinaufgeklettert

und hinauf zum Kastell, wo man die ganze Mondscheinlandschaft zu Füßen hatte: und es war wie ein Traum aus dem Orient, wie das Märchen von der schlafenden Prinzessin Zuseika, so bezaubernd, so eigenartig schön war das Bild, die ganze Stimmung, die ganze Staffage, alle Eindrücke.

Nun! Ein fürstlich Weib war Ragusa ja auch Jahrhunderte lang, an das alle Freier das Herz verloren, das aber, aller spottend, Herrin blieb im eigenen Hause, eine kleine Städterepublik weit im Süden. Und klug war sie auch. Ging es in Güte nicht, so brauchte sie Gewalt, und Ragusas Banner war gefürchtet im Kriege. Nützte aber auch Gewalt nichts, griff sie nach echter Frauenart zu List und Schmeichelei, kettete mit dem überlegenen Gegner, gab scheinbar nach, jekt dem mächtigen Ungarn, dann dem stolzen Venedig und wieder dem gewaltigen Sultan, ließ sich schön thun dabei, bis der Gefirzte selber in Nöten kam, und gab ihm dann den Laufpaß samt einem Denkfettel grimmer Rache. Wohl durch keine Geschichte zieht sich so sehr der Zug einer nie versiegenden, schlangenhaften Klugheit, einer weiblichen List, wie durch jene Ragusas. Mehr noch als seine Tapferkeit hat sie dazu beigetragen, daß es eine freie und unabhängige Republik bleiben konnte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Und dann sank Ragusa in einen Dornröschenschlaf; es wurde eine stille, stille Stadt; der moderne Verkehr nahm ihm seine Handelsbedeutung, und heute träumt es von vergangener Herrlichkeit, träumt nur und ist nicht gestorben, denn es macht nicht den Eindruck einer verfallenden oder gar verfallenen Stadt, sondern das Gegenteil davon. Aber es wird auch im Verkehr wieder anders. Denn schon hat es seine Eisenbahn nach der Bocche di Cattaro und in kürzester Zeit auch nach Metković-Mostar-Serajevo in der Herzegowina.

Man muß die trogigen Linien des Kastells und des Turmes Mencezza im Mondlichte sich abzeichnen sehen, den finsternen Thorweg nachts passieren, wenn alles schläft; im Mondenglanz muß man den Rektorenpalast schauen mit seinen



Sagua.

V. & HENTIGER & CO.

Phot. A. Bone.

herrlichen Säulen und Spitzbogenfenstern, die Dogana mit ihrem halb maurischen, halb gotischen und venetianischen Gepräge und der zierlich-zackigen Gesimsornamentik am Dache, die sich ansieht, wie ein Kopfstuch aus Spitzen, und vor der Dogana den wunderlichen alten Brunnen, dann blickt man in die Seele von Ragusa hinein, weiß, was es war und was es ist, hört seine Bürger von einst waffenklirrend und waffendröhnend auf dem Plage aufziehen, um die Sarazenenscharen blutig abzuweisen, sieht härtige Moslims in Turbanen vorüberhuschen und tiefverschleierte Haremsfrauen, den mächtigen Rektor der Republik einhererschreiten mit prunkhaften Patriziern im Gefolge, sieht die glanzvollen, unendlich malerischen Volksfeste sich abspielen in den goldfunkelnden Trachten aus Sammet und knisternder Seide, Volksfeste, die noch jetzt den Ruhm Ragusas bilden.

Ich bin den Weg Gravosa-Ragusa auf dem Rückwege bei Tage geschlendert, habe alle Pracht der Partie im Sonnenglanze gekostet, im Sonnenglanze die behäbigen, breiten Hauptgassen von Ragusa, Rektorenpalast und Dogana, Dom und Rolandssäule, habe den Gang nach San Giacomo gemacht mit seiner berauschenden Vegetation und seiner einzigen Aussicht; aber am schönsten war es doch in stiller, einsamer Nacht, im Mondenschein, war Ragusa als schlafende Prinzessin des Orients, als Huldkind der guten Bilen. Sie haben feine Linnen mit goldenen und silbernen Fäden gewoben und auf seinen weichen Pfühl herrliche Blüten ohne Zahl gestreut.

Ich gäbe Ragusa die Vila der Südslaven ins Wappen, die feenhaft schönen Mädchengestalten im Gewande weiß wie der Schnee, mit Gesichtern wie Lilien, von Goldhaar umflossen — Feen, die Steine in Gold und Silber verwandeln, allen tugendhaften Menschen wohlgesinnt sind und Gutes erweisen: unter den Männern besonders den Kriegshelden, den Dichtern und Sängern, und unter den Frauen denen, die sich durch Schönheit, Güte und Kunstfertigkeit auszeichnen. Und Unglück, freilich sicheres Unglück, bringt die Vila nur jenen, welchen

Gott hohe Gaben verlieh und die sie unbenützt verkümmern ließen. Sinniger hat wohl kein Volk die höchsten Gaben, die der Schöpfer dem Menschen gewähren kann, mit dem ganzen Zauber und der ganzen Grazie seiner Sagen umwoben, als hier.

„Sing Genosse, das der Berg dich hört und im Berg die Bila goldhaarig,“ beginnt ein Volkslied; denn „tkopjeva, zla ne misli“, unser „Böse Menschen haben keine Lieder,“ nur viel duftiger! —

Noch einiges aus dem Volksleben.

Hausherr und Hausfrau. — In der Küche. — Wahlbrüderschaft. — Der Krstno ime. — Totenklagen.

Wie beim Südslaven überhaupt, ist auch beim Dalmatiner die Familie der eigentliche Mittelpunkt und in der Familie wieder der Vater, der Hausherr. Schon am Abend erteilt er die Befehle für den folgenden Tag; am Morgen ist er der erste, rüstet die Feldarbeiter aus, füllt ihre Flaschenkürbisse mit Wein und die Taschen mit Lebensmitteln und arbeitet überall mit. Am Tische nimmt er den Ehrenplatz ein, verteilt das Fleisch, den Käse oder Fisch, ißt aber aus der gleichen Schüssel und trinkt aus der gleichen Kanne. Die Hausfrau besorgt das Innere des Hauswesens, bereitet die Mahlzeiten, labt vorbeiziehende Wanderer und Bettler, sieht zu den Kleidern und besorgt die Kinder. Sie führt den Namen ihres Mannes, heißt dieser Pero (Peter) und sie Kate (Katharina), nennt sie sich Kate Perova (des Peters Kate), so wieder Mande Jurina (des Georgs Magdalena) u. s. f.

Ernst und würdig ist auch der Verkehr mit der Verwandtschaft und groß die Achtung der jüngeren vor den älteren Leuten, die mit Großvater (djed) und Oheim (stric), mit Großmutter (baba) und Muhme (strina) angeredet werden.

Der Dalmatiner sagt: „„ne stoji kuća na zemlji već na ženi“, „das Haus steht nicht auf dem Boden, sondern

auf der Frau“; aber merkwürdigerweise hält er das Frauengeschlecht trotzdem für minderwertig und tieferstehend. Spricht er von seiner Frau, fügt er in einzelnen Gegenden entschuldigend bei, „mit Verlaub zu sagen“, und „so sei es denn, nachdem Gott es so gewollt“, wenn ihm die Geburt eines Mädchens mitgeteilt wird. Hingegen wird der Dalmatiner nie seine Frau mißhandeln oder ihr untreu sein.

Was das Haus selber betrifft, so spricht man eigentlich besser von einem Hof, der primitive Ställe, ein zweistöckiges, nach unsern Begriffen armseliges Häuschen, die Kula, und das Feuerhaus oder Küche, die Batrenica, vereinigt. Das Originellste ist die Batrenica. Ich wüßte sie nicht besser und stimmungsvoller zu beschreiben, als es Johann Danilo in seiner Skizze über dalmatinisches Volksleben gethan hat, da er schreibt:

„In der Batrenica sieht man sowohl an der rechten als auch an der linken Seite des Herdes je eine steinerne Lagerstätte oder je eine auf zwei Steinen ruhende, breite Bank, die zum Sizen und Viegen dient. In der Mitte des Herdes lodert das Feuer und über demselben läuft ein Balken hin, an welchem die Kesselfette und hie und da wohl auch Schweine- und Rindfleisch hängt, das geräuchert wird. An den Mauern befindet sich ein Brettergestell zur Aufnahme von Schüsseln, ein Pflock zum Aufhängen von Seilerwaren, die Brotschaufel, die Kochlöffel; in der Mauer selbst ist ein Loch zur Aufnahme der Löffel, der Kaffeemühle und der Gabeln angebracht. In einer Ecke befindet sich der Brottrog, die Handmühle, die Holzgefäße und Holzflaschen für das Wasser, Fässer für den Wein, Geräte u. s. f. An einem Haken hängen die Gewehre, an einem Nagel die Gusla, die einsaitige Geige mit den Streichbogen. Neben der Mauer sieht man auf der andern Seite Betten und Lagerstätten, bald reiner und besser, bald schlechter und ärmer. Die Lagerstätte besteht bisweilen nur aus etwas Stroh und einer weißwollenen Decke. An der Kette über dem Feuer hängt der Kessel, in welchem Kukuruz-Polenta,

Kraut, Gemüse zc. gekocht wird. Dicht am Feuer schlummert der Haushund mit halbgeöffneten Augen; ihm gegenüber wärmt die Katze ihr Näslein und spinnt. Hier wird der Rosenkranz gebetet; hier werden die Hausangelegenheiten besprochen, Unterredungen gehalten und Abmachungen getroffen; da läßt man mit Begleitung der Gusla Lied auf Lied ertönen, das Lied vom Helden Marko Kraljević oder das Lied von der Schäferin ‚Ebnes Feld, ich bin dir gram und böse — weil mein Liebster über dich dahin ging‘, oder ‚Daß ich ein kühles Bächlein wäre — wüßt‘ ich Junge wohl, wo ich entspränge — nah an meines Liebsten Hofe‘. Die ruhigen, schwarzen Mauern, das lodernde Feuer, die fröhlichen Gesichter, das Licht und das Halbdunkel, alles vereint sich zu einem stimmungsvollen Bilde.“

Ungemein empfänglich ist der Dalmatiner für die Freundschaft.

Haben zwei junge Burschen oder zwei junge Mädchen besondere Zuneigung zu einander, dann machen sie Wahlbruderschaft oder Wahlschwefternschaft. Die Wahlbrüder gehen in die Kirche, lassen den Freundschaftsbund vom Priester segnen und sind von jetzt an „Probati“. Daß ein Wahlbruder dem andern untreu würde, gilt als unerhört, und als selbstverständlich, daß der eine alles einsetzt für den andern, selbst das Leben. Ich habe nachher in Montenegro mehrfach solche Wahlbrüder beieinander gesehen. Sie machten einen fast idealen Eindruck, und ich dachte an unsern — Smollis.

Ich will auf eine ganze Anzahl Sitten und Gebräuche nicht eintreten, auch nicht auf jene bei den hohen christlichen Festen, so schön sie auch den tiefen, religiösen Zug im Volke zum Ausdruck bringen, desgleichen sei auf eine Schilderung der nationalen Tänze und Spiele, des Kolo, des Steinwerfens u. s. w. verzichtet, dagegen soll kurz des „Krstno ime“ gedacht werden, eines eigenartigen Festes, das im gewissen Sinne den Familienahnen gilt.

Nach einem Familien-Gottesdienste wird ein Essen ge-

spendet, bei dem die Krstas-Ruchen auf dem Tische stehen, jeder mit einer Kerze besteckt, die während des Tischgebetes angezündet wird. Während des Essens wird ein besonderer Segenswunsch gesprochen, ähnlich dem des Obersvaten bei der

Hochzeit. Ich entnehme ihm folgende schöne Stelle: „Und dieses vierte Glas wollen wir nun trinken für die traurigen und betrübteten Helden. O Herr! Bewahre sie vor ihrem Uebel, bewahre sie vor der Türken Säbel, vor des Königs Gefangenschaft und jedwedem Schaden. Mögen sie stolze Rappen reiten und scharfe Säbel sich umgürten, reisen nach Herzenslust und in Gesellschaft bleiben nach Herzenslust; mögen sie römische Kirchen besuchen, nach Vorschrift zu Gott beten und Almosen austheilen.“ Nicht weniger schön ist die Stelle, die lautet: „Dieses Glas wollen wir hinzufügen für den ehrenwerten Herrn dieses Hauses. Möge er durch das Leben ziehen, wie die Biene durch Blumen; wenn er so hinzieht, möge er zu Gott beten; ist er mit dem Gebete fertig, so möge man ihm Platz machen und Ehren darbringen überall, namentlich aber von der Kirchenvorsteherchaft.“

Die Gebräuche beim Todesfalle sind beinahe dieselben, wie beim istrischen Slaven. Die



Strasse in Zagusa.

Frau jammert singend beim Totenbette des Gatten: „Wehe, Juro! Du meine abscheuliche Wunde, wehe! Wer wird dein verwaisstes Roß reiten? Wer deine Waffen tragen? Juro, du weises Haupt, wer wird deinen armen Kindern Rat erteilen?“ Und die Schwester klagt um den Bruder: „Niko, teurer Bruder, wehe! — Wehe, du mein Herz aus mir gerissen. — Setzte ich als Schmuck, o Bruder, in ein Lied dich ein, wird das Lied von Mund zu Munde wandeln, fallen auch in einen Mund voll Unflat. Schreib ich von dir ein Büchlein nieder, gehen wird von Hand zu Hand das Büchlein und gelangen in unliebe Hände. — Weh thut, Bruder, weh thut das Gedenken, weh thut, Bruder, wehe thut das Seufzen.“

Tommasèo, einer der größten Litteraten Dalmatiens, schrieb, im Volksgemüthe der Dalmatiner liege ein seltener Schatz, „il più fecondo tesoro“.

Wer möchte es angesichts solcher Proben bestreiten?

Wenige Sätze aus meinen Notizen.

29. August.

„Es thut mir eigentlich wehe, daß die drei Unteroffiziere uns morgen verlassen sollen, diese lieben, braven Seelen. Heute war ich aber doch peinlich überrascht, als wir zufällig auf die Religion zu sprechen kamen und sie sagten, darauf gebe man bei der Marine immer weniger. Ich glaubte, daß man gerade dort am ehesten fühle, wie sehr der Mensch auf den Schutz eines Höheren angewiesen ist. Sie meinten aber, solange diejenigen, welche bei der Marine Religion predigen, nie zu den Mannschaften stünden, auch wenn sie im heiligsten Rechte seien, und immer nur zu den Offizieren, auch bei offenkundigem Unrecht derselben, verlören sie und ihre Lehren nach und nach jeden Einfluß auf die Mannschaften.“

Ich mag auch heute diese Notiz nicht kommentieren; aber unterdrücken will ich sie auch nicht. Diejenigen, welche die

Macht dazu haben, sollten ernstlich dafür sorgen, daß der moderne Militarismus nicht immer wieder in einen schreienden Gegensatz zur christlichen Auffassung von Menschentum und vom menschlichen Individuum tritt.

Auf der wunderschönen Bocche.

Gewitter. — Castelnova. — Teodo. — Adieu. — Die Catena. — Der lebhaftige Vierwaldstättersee. — Madonna della Scarpella.

Als wir uns von Ragusa auf den Rückweg machten, zuckte immer häufiger fahles Wetterleuchten im Westen auf. Erst wie in weiter Ferne, dann immer näher und näher rollte und grollte der Donner, bald in tiefen, dumpfen Schlägen, bald in polterndem Getrach; in breiten, blendenden Feuerbändern zuckten Blitze hernieder, und vom Meere segte der Wind daher, wirbelte den Staub auf der Straße hoch auf; die Brandung tief unten tobte ungestümer gegen die fast senkrechten Felsen, und das Meer schäumte zornig auf.

„Wir werden eine lebhafte Nacht bekommen,“ meinten meine Begleiter lustig.

Ich hatte mich ein wenig danach gesehnt, ein Gewitter mit dröhnendem Donner und leuchtenden Blitzen auf dem Meere zu erleben und mir im Geiste bereits ein Bild von der Großartigkeit eines solchen gemacht. Aber nun es in erster Güte im Anzuge war, fand ich meine Neugierde betrübend schnell abgeköhlt und alle Sehnsucht erloschen. Ich kroch, so bald wir an Bord kamen, in mein Bett, schlief ein, schlief trotz Donnerkrach und Wogenprall und schlief noch, als der „Sultan“ die Punta d'Ostro, die gefürchtete Felsenspitze am Eingange in die Bocche di Cattaro, die ohnehin stets stürmische See umtobt, längst passiert hatte. Und da ich auf Deck kam, waren wir schon in den See von Castelnova eingefahren. Von Gewitter keine Spur mehr, keine Spur von stürmischer See. Ueberall wolkenlosester Himmel, tiefblau und strahlend wie immer.

Und es war auch nicht mehr die Adria, vielmehr ein reizendstes Stück tessinischer Seen, Luganersee, Como- oder Langensee, und Castelnova hätte Locarno sein können oder Lugano, wenn Locarno und Lugano noch romantischer wären, noch rassistischer und malerischer und noch üppiger. Alles was es dort Schönes und Bezauberndes giebt, findet sich hier wieder, nur noch mehr dazu, mehr in den Linien und Formen von Felsen, Häusern und Häuschen, mehr an Typen in bezug auf die Menschen, mehr, unendlich mehr im Vegetationsbilde und mehr an Klasse und Stimmung in bezug auf das Städtchen und Landschaftsbild überhaupt. Es sieht sich an, wie eine Perlenmuschel im ganzen Farbenspiel derselben, und die Perle darin heißt Castelnova. Und vor Ragusa hat es voraus, daß es weniger träumerisch ist, mehr Schönheit mit offenen Augen, mit wunderbar klaren, hellen Augen. Auch wenn ich nicht gewußt hätte, daß Castelnovas Klima mit jenem von Ajaccio auf Korsika nicht bloß wetteifert, sondern es eher übertrifft, würde ich begriffen haben, daß der Ort, wo die goldene Orange mit der blauen Welle spielt, als Winterkurort immer mehr in Aufschwung kommt.

Aber es ist ja erst der Anfang!

Wir passieren den Canale di Rumbor.

Und leuchtet rückwärts der See von Castelnova in seiner Blaupracht, auch ein „Augenstern Gottes“, so erschließt nach vorn gleichzeitig der See von Teodo seine Reize, ein majestätisches Rundbecken, mit der Baja di Artole und der lieblichen Insel San Marco im Hintergrunde, und direkt dem Schiffe gegenüber taucht auf bergumsäumter, kleiner Landbucht auch schon Teodo auf, berühmt vor allen berühmten Rebgeländen Dalmatiens durch seinen Marzamino. Im Hafen liegt eine Flottenabteilung: Die mächtige „Krka“ und in ihrem Gefolge die Yachten „Pelikan“ und „Andreas Hofer“ und der Schlepper „Büffel“. Meine Freunde sind schon seit einiger Zeit stille geworden und stiller. Die schönen Stunden goldener Freiheit sind für sie wieder einmal zu Ende; der eiserne

Dienst beginnt von neuem. Kaum, daß unser Dampfer auf offener See anhält, ist von der „Arka“ schon ein schmuckes Boot abgestoßen; Blaujacken rudern es eilig auf uns zu und entführen die drei Unteroffiziere. Wir winken ihnen zu, bis sie an Bord der „Arka“ verschwunden sind.

Es hat ihnen weh gethan, als sie uns allen die Hände zum Abschied drückten — uns auch.

Die Effekte der Fahrt steigern sich noch immer und man kommt aus bewunderndem Entzücken gar nicht mehr heraus, nicht einmal die zwei etwas pedantischen und ein klein wenig ledernen belgischen Universitätsprofessoren aus Lüttich, die in Gravosa an Bord gekommen waren.

Wir passieren jetzt den 2¹/₂ Kilometer langen und 300 Meter breiten Canale la Catene, ein Stück Rheinfahrt in reizendsten Partien, und da wir am Ende der Catene sind, ist es der wirkliche, der leibhaftige Bierwaldstättersee, unser einzige Bierwaldstättersee, hinuntergetragen in den Süden Dalmatiens, und an dieser Stelle ist es sein weltberühmter Kreuztrichter.

Man blickt zugleich in den See von Risano hinein, in den See von Drahovac und in den See von Cattaro, See neben See und doch nur einer, einer schöner, einer großartiger als der andere, und der See von Cattaro — lang und bergig — ist der Urnersee, wie er leibt und lebt, und im Norden gegen Risano ragt das machtvolle Krivoschigebirge auf, Gipfel an Gipfel und über allen der 1900 Meter hohe, majestätische Orien und im Osten der nicht weniger imposante Lovćen mit königlichem Gefolge, Montenegros heiliger Berg, von dessen Gipfel ein mächtiges Kreuz wie Himmelsgruß heruntergrüßt. Und alle Gipfel sind von einer ungetrübten Klarheit umflossen, das ganze Gelände vom gleichen durchsichtigen Azur umstrahlt, ebenso die Dertchen und Orte all, die vielen weißschimmernden Gebäude an den Ufern und die menschlichen Behausungen, die aus engen Thalwinkeln und einsamen Bergwinkeln halbverloren herausgucken.

Und bei Perasto steigt lieblich, wie die „stella maris“, der „Meersterne“ selber, Santa Madonna della Scarpella aus dem Meere heraus: Ein Kirchlein mit großer grüner Kuppel und ein gleichgekuppelter schlanker Turm, daneben ein kleines Klosterlein, von einer alten Mauer umgeben, hinter ihr der stille Klostergarten mit einem großen Kreuz im Vordergrund, das liebend Nebengerank umschlingt und dunkelgrüner Lorbeer beschattet, liebend, als wollten sie süßnen helfen, was menschliche Mißsethat an diesem Kreuze einst ver-



Perasto.

brach und je und je verbricht. Und wo die Mauer aufhört, beginnt



Die Bocche.

rundum der blaue See und seine leichten Wellen tändeln zu ihren Füßen. So liegt Madonna della Scarpella, das winzige Inselchen, das nichts ist als Kirche, Klosterlein und Garten, da: Meer-entstiegen, Schaum-geboren, die holdeste Wasserrose, die sich der holdeste See an die Brust gesteckt.

Man weiß nicht mehr recht, wie es einem zu Mute ist bei dieser steten Steigerung im Schönen und Schönsten, bei dieser Ueberfülle von herrlicher Scenerie, wo gleichsam alles auf einem Punkte sich vereinigt, was man im ganzen Leben an Naturschönheit geschaut: Man möchte jubeln und jubelt doch nicht, möchte weinen und weint auch nicht; es ist, als zöge eine große, große Liebe auf leisen Schwingen ins Herz hinein.

Selbst dem alten „Sultan“ scheint es hier mächtig zu gefallen; denn er eilt nicht mehr, sondern schlendert, schlendert behaglich von Perasto nach Risano und von Risano wieder zurück nach Perasto, als wollte auch er sich Zeit, so recht bequem Zeit lassen, diese reine Schönheit zu genießen. Und man dankt es ihm, daß er nicht schnell enteilt; denn was man rundum sieht, man nähme es am liebsten mit fürs ganze Leben.

Jede Kräuselwelle flimmert
 Silberblauen Funfentanz,
 Und die Kzurläche schimmert
 Märchenhaft in eigenem Glanz.

(Karl Doermann.)

Von Perasto geht es hinunter in den Golf von Cattaro mit seinen stilvollen Buchten, Gipfeln und Bergrücken, und fast von jedem Gipfel herab grüßt ein Gotteshaus und aus jeder Bucht eine Kapelle. Und nun erscheint Cattaro selber, ein Städtchen mit tausend Narben am ganzen Leib, zerrissen und trozig und wild, wie ein Sturmfalke, und zornig und finster im Blick, als hätte es den gezückten Dolch in der Faust, bereit, damit die Brust der Türkenhunde durchzustößen.

Die Bocche di Cattaro bildet den ergreifenden Endpunkt der dalmatinischen Küstenschiffahrt, ihr machtvoller, unvergleichlicher Abschluß, das grandiose Finale. Tag um Tag steigerte sich die Originalität, steigerten sich Schönheiten und Reize dieser Fahrt, von Zara nach Sebenico und Trau, weiter nach Spalato und Salona, dann auf die Inseln, endlich Ragusa und wie ein seliger, himmelanstürmender Hymnus auf das Ganze, schöner noch als alles bisher Geschaute und abgeschlossen für sich: die Bocche di Cattaro, die Bocche, bei der das gewaltige Meer zum Dichter wurde und ein wunderbares Lied gebar.

Wir Schweizer kennen seine Klänge, und darum ergreift es uns doppelt, faßt uns an mit ungezügelter Macht am Bierwaldstättersee Dalmatiens.

„Von Ferne sei herzlich begrüßet! —“

Von den Bocchesen.

Der Berg-Bocchese. — Mädchenraub und Blutrache. — Blutgericht. — Charakterzüge. — Der Küsten-Bocchese. — Einwanderung und Auswanderung.

Wie die Bocche eine Welt für sich bildet, eine Wunderwelt, wo Berg und See ein bezaubernd Versteckenspiel miteinander spielen, und wie sie das Dalmatien Dalmatiens ist, so auch die Bocchesen, die sind, was der Urschweizer unter den Schweizern, zwar Schweizer wie die andern, aber um einen Grundton doch noch mehr, noch originaler Schweizer. Unter den Bocchesen selber ist der Bergbewohner wieder ein anderer als der Küstenbewohner. Noch immer fast abgeschlossen von der Welt, nur von lezten, leisen Wellen europäischer Kultur und Sitten berührt, bis in die allerjüngste Zeit in ewigem Kampfe mit wilden, räuberischen Nachbarn und noch jetzt in ständigem Kriege mit wilden Elementen und wildem Getier, das seine spärlichen Herden bedroht, haben beim Bocchesen der Berge raube und zornige Sitten sich noch immer erhalten, gute und böse Ueberlieferungen, und die Leidenschaften wallen hier noch ungezähmt und ungefesselt, wo es oft auf Tagesreisen eine Behörde in europäischem Sinne kaum giebt.

Noch im Jahre 1868, da auch er der allgemeinen Militärpflicht sich fügen und seinen stolzen Nacken unter dem Joche des Kasernentums beugen sollte, ist er mit den langen, albanischen Flinten bewaffnet, Pistole und Dolch im Gurte von seinen Felsenbergen herabgestiegen, aus seinen Thälern und Dolinen wie ein entfesseltes Ungewitter herausgestürmt und hat in einem furchtbar blutigen Aufstande Tod und Verderben unter die Truppen Oesterreichs getragen, die aber schließlich den stolzen Hochlandssohn dennoch bändigten und Oesterreich mit ihm einen seiner besten Soldaten eroberten.

In seinen weltverlorenen Horsten, die sich vom Meere

aus mehr ahnen lassen als sehen, kommt es auch heute noch hin und wieder zu Mädchenraub und Blutrache. Aber selbst, wo diese bösen Bräuche noch herrschen, verraten sie ein von Natur aus gesittetes Seelenwesen.

Der Bergler, der das Mädchen, das ihm versagt werden will, einfach raubt und in wildem Ritt mit gespannter Pistole nach seinem versteckten Weiler schleppt, vergreift sich sittlich nicht an ihm, wie der Albanese. Er bringt es als wertvollste Beute seiner Mutter oder einer ältesten Verwandten, die es wie eine leiblich Tochter hüten, bis er mit ihm vor den Altar tritt.

Und auch die Blutrache, wo sie vorkommt, hat nicht das barbarische der Korsischen. Wohl zuckt der Dolch entsetzlich schnell und trifft mit erbarmungsloser Sicherheit, wo der Vochese sich in seiner Ehre angegriffen oder beschimpft glaubt. Die Angehörigen des Getöteten aber schwören blutige Rache dem Mörder und seiner ganzen Sippe. Ehe es jedoch des Mordens kein Ende giebt, haben sich oft auch schon einflussreichere Familienglieder ins Mittel gelegt, und erstes Bemühen ist, von der Familie des Gemordeten einen Waffenstillstand zu erwirken.

Während desselben wird das Blutgericht konstituiert.

Jede Partei bezeichnet 24 Richter. Der Gerichtstag wird festgesetzt und der Gerichtsort, der seit Jahren um der Sicherheit willen meist nach Montenegro verlegt wird.

An der Tagung selber versammelt man sich unter freiem Himmel. Die Richter stellen sich im Halbkreise auf, der Schreiber, der das Urtheil schreiben soll, daneben, und der älteste Richter führt den Vorsitz. Zwölf Mütter aus der Sippe des Mörders nehmen zur Rechten Stellung, jede mit einer Wiege und einem Kinde darin, eine stumme Bitte um Barmherzigkeit. Den Richtern gegenüber steht der nächste Verwandte des Getöteten und in seiner Nähe auf dem Boden kniet der Mörder, barhaupt und des Waffengurtes beraubt, die Waffe, mit der er die That beging, um den Hals gehängt.

Zuerst erhält der Kläger das Wort. Er erzählt den Hergang, macht auf den Schaden aufmerksam, der durch die That entstand, und bittet um ein Urtheil nach „altem Serbenrecht“ und um Ersatz des Schadens. Dann bittet der Thäter um Gnade, dreimal rufend, man möge ihm um Gottes und des heiligen Johannes willen seine That verzeihen.

Es entsteht eine Pause.

Jetzt tritt der Kläger auf den Angeklagten zu, nimmt ihm die Waffe vom Hals, umarmt ihn und küßt ihn auf die Stirne mit dem Kufe, er verzeihe ihm um Gottes willen. Den gleichen Kuß spenden alle andern anwesenden Verwandten des Getödeten. Hierauf treten die Parteien ab; die Richter verhandeln unter sich über die zu leistende Schadenssumme, lassen das Urtheil niederschreiben und unterfertigen es. Die Parteien werden vorgerufen und man kündigt ihnen den Spruch an, der die festgestellte Schadenssumme nennt. Aber nur ganz arme Familien verwenden sie für sich; wer es irgendwie kann, stiftet sie ganz oder teilweise zu wohlthätigen Zwecken.

Und um den Frieden endgültig zu besiegeln, steht man den Säuglingen gegenseitig zu Gevatter und tritt damit in Bruderschaft zu einander.

Es geht ein warmer humaner Zug durch ein solches Volks- und Blutgericht, der etwas Abtönendes auf die wilde Sitte der Blutrache hat. Wir Mitteleuropäer kennen die Blutrache freilich nicht mehr, kennen nur noch Rache und Haß der Verleumdung, den Schlangenbiß der Kultur. Was sie verbricht, kann auch kein Blutgericht der Serben sühnen; es wäre zu gut für sie.

Es würde ungerecht sein, den Bocchesen an Hand des Gesagten für einen Messerhelden zu halten; er ist es so wenig wie der Montenegriner. Aber das Gefühl einer tödlichen Kränkung, sobald man sich in der Ehre verletzt glaubt, wurzelt tief in diesen Stämmen. Ich selber hörte mehr als einmal das drastische Wort: „Du darfst mir ins Angesicht speien

aber sagen, ich hätte je gelogen, das darfst Du nicht." In Montenegro z. B. sieht sich das Gesetz selber gezwungen, diesem nationalen Charakterzug Rechnung zu tragen, indem es bestimmt, daß der blutige Rächer solcher Ehrenkränkung straflos ausgeht, wenn er die Kränkung sofort rächte, und daß eine Strafe erst eintritt, wenn zwischen Beleidigung und rächender That ein gewisser Zeitraum, meines Wissens eine halbe Stunde liegt.

Uebrigens sind selbst in den Bergen der Bocche und in der Zupa Akte von Mädchenraub und Blutrache und darum auch wieder Blutgerichte ziemlich selten geworden. Der Fremde aber wird gut thun, bei den Landbewohnern nicht allzu neugierig darnach zu fragen, da man damit nur Mißtrauen erweckt, sondern viel besser bei Geistlichen, die gerne und offen Auskunft geben.

Und nun der Bocchese der Küste.

So weit er nicht ausschließlich Bauer ist, läßt sich von ihm sagen, was vom „kleinen Hydrioten“ im schönen Gedichte von W. Müller: „Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein, da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein.“ Am Meere geboren, ist er von Kindesbeinen auf verwachsen mit ihm, wie der Wüstenaraber mit seinem Pferde. Das Meer war und ist sein ganzes Sinnen und Trachten, sein alles, in ihm ging und geht er auf. Und einen höheren Wunsch gab es nicht, als einen eigenen Kutter zu besitzen, ihn durch wilden Wogenschwalm und tausenden Sturm zu führen, oder in tollkühner Lust auf einen Seeräuber aus dem nicht sehr fernen Dulcigno zu jagen, die Moslims darauf niederzumachen und die Beute im Triumph in den heimatlichen Hafen zu schleppen. Und war der Seebär alt geworden und hatte er sich ein hübsches Sümmchen erspart, baute er an der Küste, hart am heißgeliebten Meere ein stattliches Haus und pflegte der Ruhe, saß, den langen Schibuk mit türkischem Tabak rauchend, behaglich im Garten unter dem großen, schattigen Feigenbaum am Ufer und blickte



stunden- und stundenlang hinaus, auf seine Liebe mit den tiefen Blauaugen. Oder sein Nachbar gesellte sich zu ihm und dann erzählten sie sich von der guten alten Zeit und von allerlei Abenteuern zur See, die sie einst erlebten.

Solche Prachtstypen gab es an der Bocche einst hunderte. Es war die goldene Zeit derselben. Sie ist schon lange dahin. Noch mehr als in den anderen Küstengebieten Dalmatiens zerstörte die schon früher erwähnte Konkurrenz der Dampfer hier die selbständigen, kleineren Privat-Schifferei-Betriebe, und wenn auch noch eine Anzahl ihr Dasein fristet, ist dieses ein überaus kärgliches und armseliges geworden, statt Reichtum spendend, wie einstens. Man sieht darum längst nicht mehr an der Küste überall stattliche neue Häuser erstehen, und jene, die in besseren, d. h. rentableren Zeiten erbaut wurden, sehen manchmal verlassen, halb verfallen und verwahrlost aus.

Die treue Liebe zum Meere ist dem Bocchesen freilich nach wie vor geblieben; es übt noch immer die alte Zaubermacht auf ihn aus, und er ist der gleiche, todesmutige und unübertroffene Seemann. Er muß, um seinen Trieb zu stillen, nun aber in die großen Hafensplätze übersiedeln, wo es Anstellung auf Dampfern und großen Seglern giebt. Und die Bocche sieht ihn nur vorübergehend wieder. Dafür ziehen arme Handwerker von der gegenüber liegenden italienischen Küste ins Land oder arme Montenegriener von ihren Bergen herab, die ihnen nicht mehr genug Nahrung spendeten. Glücklicherweise thun speciell die

Blaues Meer.



16

letzteren der Originalität des Schlages und Bildes keinen Eintrag.

Es wird aber ein neues goldenes Zeitalter für die Bocche kommen.

Diese einzige Landschaft muß erst bekannt, erst dem modernen Fremdenverkehr erschlossen werden, und dann wird sich alljährlich ein großer und größerer Strom von Fremden aller Länder von Ende August weg bis in den Mai hinein an diese Gestade ergießen, Schwache und Kranke, die in diesen milden und balsamischen Lüften Stärkung und Genesung suchen und finden, Gesunde, die sich den wunderbaren Reizen dieser Natur hingeben wollen, und es wird einst dort ähnlich sein, wie jetzt bei uns im Sommer am Bierwaldstättersee.

Dann wird die Bocche für ihre herrlichen Produkte, für ihre paradiesischen Früchte und ihre seltenen Weine vermehrten und lohnenderen Absatz finden, und der Fremde wird im Boccheseen einen Mann kennen lernen, in dessen Gehägen und Hängen und oft einsamen Gefilden er so ruhig und sicher umherstreifen kann, wie am Bodensee oder Zürichsee.

Als ich an einem Nachmittage im Steingeröll von Staljari auf Pflanzen Jagd machte, stand plötzlich ein wild aussehender Hirte, ein mächtiger Mann, vor mir. Erst schaute er verwundert meinem Treiben zu und meinte dann, trübselig auf die von der Dürre versengten Felder hinweisend, in gebrochenem italienisch: „Jetzt haben wir armen Leute gar so hart gearbeitet; die Hitze zerstört aber alles.“ Da ich entgegnete: „Gar so hart arbeiten thäten hier zu Lande doch eigentlich nur die Weiber,“ lachte er gutmütig.

Ich habe vom künftigen Fremdenstrom gesprochen. Er wird kommen. Da ich ihn aber kommen sehe, weiß ich doch nicht recht, soll ich ihn begrüßen oder nicht. Es wäre jammer schade, wenn er eine einzige Linie an diesem so originellen Lande auswischte. Und wenn ich mir denke, daß sich gewisse Männlein und Weiblein von draußen alsdann als Dalmatiner oder Ernagoren kleiden, wie sie heute als Tiroler und Tiroler-

rinnen einherstolzieren, so wird mir schwül zu Mute. Und die Versuchung hiezu wäre groß; denn diese Trachten würden noch viel sensationeller und kleidsamer sein, und es ließe sich noch mehr Staat und Aufsehen machen, gar noch mit der silberbeschlagenen Pistole und dem Handjar im Gurte und dem langen Tschibuk.

Etlliche Bilder aus Cattaro.

Hafenbild. — Stadtbild. — Türkenüberfälle. — Città di Trieste. — Der Joseph. — Gesellschaftliches.

Du mein grauer Falke, wilder Vogel mit gestäubter Feder, wie habe ich dich lieb gewonnen!

So gefährlich bist du zwar noch lange nicht, wie man annehmen könnte, wenn man im Bädeler liest, daß abends neun Uhr die Stadthore unerbittlich geschlossen werden und die Waffen vor der Stadt deponiert werden müssen.

Vor Jahren mag es so gewesen sein, ist nun aber nicht mehr so.

Am Hafen sieht es sogar ungemein lieblich und anmutig aus, trotzdem neben anderen auch etliche Barken vom einstigen Seeräuberneft Dulcigno träge vor Anker liegen. Die wilden Kastanien, die den Hafenplatz umgeben, hatten ihre schönen Blütenkerzen eben zum zweiten Mal aufgesteckt und vor dem alten, grauen Thore standen zwei große, uralte, knorrige Oleanderbäume in einem ganzen Mantel roter Blumensterne. Unter einem derselben hockte eine fast ebenso alte, klapperdürre Montenegrinerin, lauter Runzeln und Falten im Gesicht, und verfertigte Opanken, die Oberschusterin von Cattaro. An den Ständen nebenan wurden Prachtsfrüchte aller Art zu wahren Spottpreisen feilgeboten, und die Früchte selber waren mit Gout ausgestellt, ein Zeugnis für den natürlichen Schönheitssinn dieses Volkes. Und dem Hafen gegenüber, im reizenden Vorörtchen Mula, finden sich hübsche Badeanstalten, und

um dieselben herum schwimmen muntere Knaben — sanfte Freundlichkeit, wohin das Auge blickt.

Ganz anders wird das Bild, da man landeinwärts blickt, hinauf zum Schlerownik und Lovćen, die unmittelbar hinter dem Städtchen fast senkrecht emporsteigen und mit ihren ungeheuern, kahlen Felsenmassen fast in den Himmel hineinragen, hinauf zum nicht weniger kahlen, jähem Felsenhügel von San Giovanni, an dem alte und neue Festungsmauern und Thürme hinaufklettern, so kühn und fest hingepflanzt, als hätten Adler sie gebaut und nicht Menschen. Sie schauen wild und finster darein, als wäre die Welt eitel Waffengetös, Belagerung und Ueberfall. Und wenn man durch das niedrige Thor, die „Porta della marina“, in die ungefähr 5000 Einwohner zählende Stadt tritt, sieht es auch wild genug aus. Und doch ist es wie lieber Friedensgruß, da man in einer Nische an der rechten Seite des Thorganges hinter einem Gitterlein eine alte, alte Madonnenbüste mit dem Jesusknäblein sieht, mit bunten Blumen geschmückt und davor ein ewiges Licht in einer kupfernen Ampel. Die Gassen und Gäßchen mit den hohen Steinhäusern sind meist furchtbar eng und diese förmlich ineinander hineingepreßt, und kaum daß man ein paar Schritte gethan hat, stößt man wieder auf eine Kaserne oder an ein Festungsthor. Hin und wieder erblickt man mitten in einem Gäßchen alte Mauertrümmer, auf denen Unkraut wuchert, oder man entdeckt an alten Häusern förmliche Schießscharten.

Sie erzählen von bösen Tagen. Denn mehr als einmal sprengten Türkscharen die eiserne Kette, welche den Canale Catene verschloß. Und während die Männer der Boche weit draußen auf dem Meere weilten, überfielen die Moslims die Städte und Dörfer. Dann wandelten die Greise und Weiber, die Knaben und Mädchen die Häuser zu Festungen um, verteidigten sich bis auf den letzten Blutstropfen, knallten aus den Schießluken auf die Ungläubigen nieder, goßen siedendes Del und Wasser auf sie herab und erlitten zehn-

mal lieber den Tod, als daß sie sich den grausamen Horden ergeben hätten. Denn der war barmherziger als sie.

Und trotz allen wilden und finstern Linien hat Cattaro auch wieder gemütliche. Ich meine damit nicht einmal die prachtvolle deutsche Apotheke, oder das hübsche photographische Atelier, oder den schönen Restaurationsgarten des Herrn Doimi, eher die duzend Kramläden — Kramläden, gerade so, wie sie noch in einsamen, von allem Verkehre abseits gelegenen kleinen, alten schwäbischen Landstädtchen sich finden, in denen man Zunder und Feuerstein, Nägel und Kaffee, Kielfedern und Stiefelsalbe kaufen kann, kurz alles, was der Mensch früher bedurfte und jetzt bedarf. Und in einem Gäßchen nahe der Porta Fiumara fand ich an einem alten verschlissenen Gasthause mit blinden Fenstern einen alten, verschlissenen Wirtshauschild und darauf war ein oxsenartiges Tier gemalt und darunter stand in verwaschener Schrift: „Gasthaus zum Roten Oxsen“. Hätte die Spelunke nicht gar so unappetitlich ausgehen, ich wäre als Gefangener dieses Anflanges an ein heimatliches Nestchen hineingegangen. Es war aber auch gar zu räuberhöhleartig; in Wirklichkeit soll es eine mindere Soldatenkneipe gewesen sein, die einst ein verspülter Schwabe errichtet hatte.

Ein gewisser Stich ins Gemütliche liegt auch in der Bevölkerung. Es ist ein sonniges Nichtsthun. Zum Farbenreichtum der Volkstrachten Dalmatiens und Montenegros gesellt sich derjenige der Uniformen und Soutanen. Geistliche und Militärs geben dem Bevölkerungsbild die Specialcouleur. Da nämlich das kleine Städtchen gleichzeitig Sitz eines römisch-katholischen und eines griechisch-orientalischen Bischofs ist, hat es eine sehr große Zahl Aleriker, und sie und die Offiziere herrschen auf der Promenade vor. Das Garnisonsleben scheint sich hier noch in der Gemütlichkeit Hackländerscher Schilderungen der 60er Jahre abzuspielen, und das Verhältnis zwischen den Priestern beider Konfessionen macht den Eindruck das vorzüglichste zu sein. So sah ich

z. B. einen römisch-katholischen Kanoniker mit einem höheren griechischen Geistlichen Arm in Arm in herzlichster Unterhaltung den Hasenquai auf- und abspazieren, zu denen sich dann noch ein griechisch-orientalischer Mönch gesellte.

Am gemüthlichsten aber war es doch in der „Città di Trieste“, dem Hotel, in das mich mein Desćović persönlich geschleppt hatte, dem Hotelier mein Wohlbefinden als heiligste Christenpflicht auf die Seele bindend. Dieser war ein Czeche aus Böhmen, seine Frau Czechin, beide sehr groß, sehr dick und ungeschlachtet in den Formen; während aber die treffliche Gattin eine tiefe Stimme hatte, besaß er eine grelle Füstelstimme, die regelmäßig überschnappte, wenn der gute Mann in Zorn geriet, was fast alle fünf Minuten eintrat. Das Paar hatte einen prächtigen Jungen und ein liebliches Mädchen, und die zwei klugen Kinder halfen schon wacker mit, der Junge beim Servieren, die Kleine in den Zimmern, waren artig und höflich, schauten zur Sache wie Große und waren doch liebe, gute Kinder. Die Hauptfigur aber war der Joseph, der Oberkellner, Servier- und Zahlkellner in einer Person, eine wahre Perle seines Standes, trotzdem er keinen Frack trug, sich offenbar nur ungern wusch und rasieren ließ und stets das Gesicht voll schwarzer Bartstoppeln hatte, so daß er ganz stachlig aussah, und doch war er die gute Stunde selber, eine wahre Lammesseele. Was einem der Joseph empfahl, war vorzüglich, immer war er mit Rat und That bei der Hand und dabei nicht trinkgeldwütend, sondern nur betrübt, wenn man ihm keines gab. Erhielt er aber ein paar Kreuzer, so überschüttete er einen mit einem ganzen Wolkenbruch von Liebenswürdigkeit. Und ein gebildeter Mann war er auch. Als er meine Botanisierbüchse sah, bemerkte er, er wisse jetzt schon, daß ich Käfer und Würmer sammeln wolle; im letzten Frühjahr seien zwei Professoren aus Berlin da gewesen und die hätten tausend und tausend solcher Tiere zusammengesleppt, in Gläser gestopft und nach Hause geschickt. Aber so ganz die schönste Stadt



Cattaro.

Phot. A. Beer.

der Welt war Cattaro für unseren Joseph doch nicht. Er gab mir bei der Rückfahrt das Ehrengelichte an Bord, und als ich ihm zum Abschied die Hand reichte, traten ihm die hellen Thränen in die Augen, und er meinte: „Ich wollt', ich könnt mit dem gnä' Herrn in d'Welt zurück; vergessens zu Haus den armen Joseph nit ganz, und bitt recht schön, schicken's mir ein paar Anjichtskartln.“

So ein bißchen Weltende ist Cattaro freilich, d. h. man weiß nicht recht, hört die Welt dort auf, oder fängt sie mit einer kraftvollen, schönen Ouverture an. Wie an allen solchen Orten, rückt man auch in Cattaro ohne weiteres nahe zusammen. In der „Città di Trieste“ speisen zahlreiche Offiziere der verhältnismäßig beträchtlichen Garnison. Man ist sonst etwas exklusiv in jenen Kreisen; hier aber ist der Fremde ungemein entgegenkommend und freundlich aufgenommen, sobald er sich vorgestellt hat.

Aber es läßt mir nicht mehr Raft noch Ruhe. Montenegro, dessen erstes Wachtthaus von stolzer Höhe scheinbar ziemlich nahe herabschaut, ist nun die Parole. Ich war bereits beim lebenswürdigen Lloydagenten in Cattaro gewesen, um mich zu völliger Gewißheit nochmals über die Sicherheit von Weg und Steg zu erkundigen. Er sagte wörtlich genau daselbe, was Ghemo aus Spalato und der Fabrikdirektor aus Gomisa mir bereits erklärt hatten, und pries ebenfalls die Zuverlässigkeit und rührende Ehrlichkeit der Söhne der schwarzen Berge in allen Tonarten.

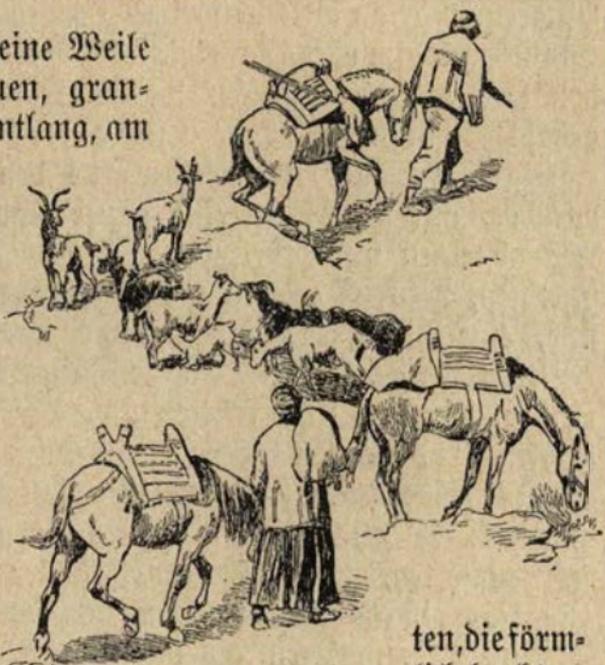
Ich zog die Bergschuhe an, ließ mir im Hotel einen Bergstock reichen, worunter man dort einen kurzen, dicken Stromerknüttel versteht, ein wahres Straßenräuber- und Bagabunden-Instrument, und dann — es war drei Uhr nachmittags — ging es zur Porta Gordicchio hinaus über den Festungsgraben, an dessen Mauern blaue Campanula die großen Blumenglocken in leisem Geläute wiegt, um noch gleichen abends Neguš (Negusch), das erste montenegrinische Dorf zu erreichen.

Ein Abstecher nach Montenegro.

Aufwärts.

Im Anstieg. — Weiber aus der Bupa. — Montenegriner. — Brunnen-
scene. — Bis Fort Trinita. — Einsamkeit. — Zwei Gendarmerte-
Unteroffiziere.

Zuerst geht es eine Weile
beinahe eben der neuen, gran-
diosen Militärstraße entlang, am
Dorfe Skaljari vor-
bei, dessen Kirchlein
halbversteckt zwischen
Pinien und Myrten
herauschaut. An
Felsen und Begrän-
dern wuchert neben
Rosmarin und rot-
beerigem Wacholder
Granatengebüsch mit
scharlachroten Bli-



ten, die förm-
lich leuchten,
und großen rotwangigen Äpfeln.
In sorgfältig gepflanzten Gärt-
chen zwischen Gefels wird schönes
Gemüse gezogen, und in den Wein-
gärten hängen die Reben voll
Trauben, und die Feigenbäume
sind mit süßen Früchten übersät,
die einem fast in den Mund hin-

H. Krelot

einlangen. In einem kleinen Gehölz klettert der Wein wild an den Bäumen herum und hängt an das Geäst dünnstämmiger, magerer Eichen blaue Trauben als Früchte statt Eicheln.

Bald beginnt der Anstieg.

Um die langen Straßenkurven abzuschneiden, benütze ich den Saunweg, ein breites Steinrinnsal im schlechtesten Sinne des Wortes. Schon nach wenig Minuten bekam ich Gelegenheit, meine Bergschuhe nach Noten zu verwünschen. Statt Vorteil waren sie auf den glatten, fast polierten Steinen nur Hindernis. Man glitschte fortwährend aus, hatte keinen festen Stand und kam eher rückwärts als vorwärts. Ich wäre nun von Herzen froh gewesen, weiche Spannen an den Füßen gehabt zu haben. Aber wozu sich dabei aufhalten? Eben zieht eine ganze Schar Marktweiber aus den Dörfern der Zupa vorüber, alle zu Pferd, eine ganze Kavalkade. Eine Frau will absteigen und ladet mich ein, statt ihrer das Kößlein zu besteigen, was ich aber ablehne. Und da sie vorausgeritten sind, eine hinter der andern, und in langer Zeile ob mir weiter reiten, haben sie in den schwarzen Wollröcken, den weißen, leinenen Ueberwürfen ohne Aermel und den langen Kopftüchern, die den Eindruck wallender Schleier machen, das Aussehen einer Prozession berittener Nonnen oder Priesterinnen, in der Nähe freilich ganz anders, sobald man erst in die verschrumpften, ungewaschenen Gesichter sieht.

Nach ihnen wandert eine Gruppe Montenegriner mit beladenen Sauntieren an mir vorbei und montenegrinische Weiber und Mädchen, die schwere Lasten den steilen und steinigen Weg hinaustragen. Trotz derselben schreiten sie leicht und elastisch wie Gazellen vorwärts, und so rasch, daß man glauben möchte, ihre Knochen seien aus eitel Hautschut und es beständen andere Gesehe des Atmens für sie, als für die übrigen Menschen. Ich wollte es nicht glauben, da mir schon Ghemo gesagt hatte, der Montenegriner halte es für gar nichts besonderes, des Tages 15 und 16 Stunden auf solchen Wegen zu machen, nur von Milch und Brot lebend, und daß

Marfchleistungen von 20 Stunden im Tage verhältnismäßig häufig vorkämen. Jetzt fingen die Zweifel zu fallen an und erst recht, als diese Leute schon nach kurzer Zeit hoch oben am Berge weiter schritten, immer höher und höher, immer gleich stramm und bald nur noch wie kleine schwarze Punkte aussahen, wie Fliegen, die behende an einer Wand hinaufklettern.

Nabe beim Fort Trinita holte ich bei einem großen Brunnen die berittenen Weiber wieder ein. Sie hatten sich um denselben herumgelagert, schleppten in blechernen Sigroinefasten, die als Tränkefübel dienten, für die Pferde Wasser herbei und tranken selber in langen, durstigen Zügen ab den Röhren. Andere hatten sich in der Nähe des Brunnens hingelegt, um auszuruhen, oder verzehrten Schwarzbrot und getrocknete Feigen, den Proviant, welchen sie von zu Hause mitgenommen hatten. Ein solches Brunnenlager hat etwas von einem Oasenlager in der Wüste, nur daß die Wüste fehlt.

Denn wohin jetzt der Blick sich wendet, überall ist es ein Entzücken. Fort Trinita, wo der Saumweg wieder in die Militärstraße mündet, ist erreicht. Eine Straße zweigt hier nach der Zupa hinunter, wo sich erst unlängst wieder Fälle von Blutrache ereigneten, und nach Budua am Meere ab, zwei andere führen hinauf nach Fort Bermac und Fort Goradza. Es sind zwei mächtige, steile Felskegel mit breiten Köpfen, Berge wie ein Bürgerstod und Seeliszberg, und zu Fort Bermac schlängelt sich von der See weg ein zweiter, schmaler Weg hinauf, wie eine riesige Schlange an einem Baume. Zwischen den malerischen und stolzen Linien der beiden, zu einander in einem rechten Winkel stehenden Kegel hindurch sieht man direkt zu Füßen die sattgrüne Ebene der Zupa, die auf der einen Seite der blaue See von Teodo umsäumt, auf der andern ein niedriger Bergrücken, über den hinweg die Bai von Traste und das unendliche Meer schimmern. Zur Rechten überblickt man die ganze Cattarenser und Risaner Bucht mit ihren schönen, reichen Formen und Farben, mit dem riesigen Drijen im Hintergrunde, und unmittelbar vor

dem Auge streben in wilden Massen die trozigten Felsenwächter der Crnagora empor.

Ich denke unwillkürlich wieder an den Bierwaldstättersee. Was man hier sieht, erinnert an seine schönsten Aussichtspunkte, nur daß die Linien hier noch plastischer sind, noch monumentaler und getragener.

Ich hatte bereits genug Saumweg und benützte von Fort Trinita an wieder die Militärstraße. Bald sperren die Felsen von Gorazda den Ausblick auf die Zupa und man hat nur noch die Seen von Cattaro und Risano. In langen engen Serpentinien steigt es Felsen entlang aufwärts, und ohne sich dessen bewußt zu werden, befindet man sich auf einmal mitten in einer Einsamkeit, in ihrer Art groß und großartig ohnegleichen. Wohin der Blick sich wendet, entdeckt er nichts als endlose Felsenmassen, eine ganze Steinwelt, aber nicht die Felsenmassen der Schweizerberge mit ihren steilen, zerrissenen Wänden, sondern es ist ein Felsengrund mit unzähligen, runzeligen Steinwarzen. Auf der spärlichen Erde zwischen denselben grünt zur Seltenheit strauchhoch eine Krüppelbuche oder Zwergeiche; daneben kriecht spärliches Brombeergesträuch mit schönen roten Blüten und schwarzen Früchten von wässrig-süßem Geschmack; hin und wider kommt man an großen Rasen von weithin duftender Edelsalbei vorbei, deren silbergraue Samtblätter sich vom hellgrauen Gestein in der Farbe kaum abheben, an Disteln mit großen goldigen, blauen und roten Blumenköpfen, wilden Reseden und strauchigem Thymian und Majoran. Wohin man aber sieht, ist auch nicht die kleinste grüne Rasenfläche zu entdecken, keine Hütte, kein Stall, kein Wald und kein Baum, der Schatten spendete.

Und das Ohr lauscht vergeblich nach einem Wässerlein, das plätschert, nach dem Rauschen eines Bergbaches oder dem frohen Gezwitzcher eines Vogels; selbst die summende Biene scheint zu fehlen, höchstens, daß man ab und zu einen schönen, bunten Schmetterling an einer Blüte sieht. Es ist eine fast bewegungslose, eine lautlose und schattenlose Welt, eine herz-

bewegende Einsamkeit, die aber nicht bänglich, sondern un-
gemein wohlthuend stimmt. Eine Größe, Klarheit und Freiheit
umflutet sie und eine Lichtfülle blickt hinein, daß die Seele
sich gehoben und erhoben fühlt. Es ist die Einsamkeit eines
großen, wunderbaren Tempels, die Einsamkeit, die den Adler
umfängt, wenn er allein — hoch in den Lüften sich wiegt.

Ich war schon ziemlich nahe am letzten österreichischen
Wachtthause, als mich zwei Gendarmerie-Unteroftiziere aus
Cattaro einholten, schmucke, stramme jüngere Leute. Sind
diese Herren in Dalmatien gegen Fremde schon im allgemeinen
die Liebenswürdigen selber und stets bereit, mit Rat und
That an Hand zu gehen, so waren es diese beiden noch ganz
besonders, von denen der eine ein Ungar und der andere ein
Südtiroler aus der Trientinergegend war. Sie erzählten mir,
daß sie heute diesen Weg bereits zum zweiten Male machten.
Sie seien schon am Morgen oben gewesen, um den Eintritt
einer aus Montenegro kommenden Zigeunerbande abzuwehren.
Auf den Bericht hin, daß ein Teil derselben neuerdings einen
Einbruch versuchen wolle, mußten sie jetzt nochmals hinauf.
In Bezug auf Montenegro waren die beiden wieder ganz
anderer Ansicht als Ghemo, Fabrikdirektor und Lloydagent;
sie rieten mit aller Entschiedenheit von einer Fußtour ohne
Begleitung ab und erzählten ganz schreckliche Dinge, welche
die Montenegriner verübt hätten, da sie 1868 die Aufständ-
ischen der Bocche unterstützten. Die Geschichte kam mir nach-
gerade zu einfältig vor, und ich war nie entschlossener, mein
Vorhaben auszuführen, als in jenem Momente.

Fuhrleute- und Zigeunerscene beim Wachtthause.

Befolgter Rat. — Ausblick. — Fuhrleute. — Zigeuner. — Colle Scene.
— Affenjunge. — Zigeunerlos.

Das letzte österreichische Wachtthaus war erreicht.

Ein paar Gensdarmen hausten darin und ein Schenk-
wirt mit Familie, einem zerzausten Weibe, etlichen noch

zerzausterten, halbnackten Kindern, Gören mit dreckigen Gesichtern und ungeputzten Nasen. Aber der Wein des Schenkwirtes war trefflich. Ich lud die beiden Herren zu einem Glase ein.

Währenddessen sahen wir weit unten eine lange Reihe Lastfuhrwerke langsam die Straße herankriechen. Die beiden ratschlagten eine Weile halblaut miteinander und meinten dann, wenn ich doch nicht mit ihnen nach Cattaro zurück wolle, um am folgenden Tage die Post nach Cetinje zu benützen, solle ich mich wenigstens der Sicherheit halber an diese Fuhrwerke anschließen; hierin müsse ich ihnen nachgeben, denn, nachdem sie meine Bekanntschaft gemacht, fühlten sie sich einigermaßen für meine Sicherheit verantwortlich.

Auf einmal wurde ich nun doch nachgiebig. Die ganze Zeit waren mir die Zigeuner im Kopfe herumgetrollt. Wohl hatten sich die andern für die Ehrlichkeit der Montenegriner verbürgt; aber von den Zigeunern war nicht die Rede. Und um mit einer Bande solcher spät abends in dieser Einsame allein ein Rendezvous zu wünschen, dazu hatte ich von Hause aus zu viel Mißtrauen gegen sie. Ich versprach nun, den letzteren Rat zu befolgen.

Vorläufig aber war ich noch im Banne des Bildes, das sich von der Mauerterrasse des Wächthauses aus bot.

War es schon bei Fort Trinita bezaubernd, so war es hier einfach hinreißend. Fort Vermac und Gorazda lagen direkt zu Füßen und man sah auf ihre Panzertürme herunter, die gleich bösen Augen eines Ungeheuers aufwärts blickten, sah auf ihre gewaltigen Festungsanlagen, die sich wie eine furchtbare Drohung gegen die Montenegriner und Bocchesen zugleich richteten, sowie gegen einen Feind, der seewärts in die Bocche einfallen wollte. Jetzt freilich atmeten auch sie die Wonne des Friedens, die rundum ausgebreitet lag, ausgebreitet über der smaragdnen Zupa und dem kleinen Stück See von Teodo davor, über den Seen von Cattaro und Rijano, dem Canale Catene und über der ganzen Bocche, die man

hier übersieht bis hinab zum See von Castelnovo und der Punta d'ostro mit dem unabsehbaren Azur des Meeres dahinter, und zu Haupt schaut in majestätischer Glorie der Lovéen herunter, mit dem einsamen Kreuze auf dem Gipfel, das in seinen Armen die siegende Weltenbotschaft hält: „In hoc signo vinces“. Es war unsäglich schön, ergreifend in jeder Faser des Empfindens, ein Blick, wie aus der Vogelschau — hinunter in ein Paradies, in einen einzigen Götterpark.

Ich hatte es für Uebertreibung gehalten, da die Reisehandbücher diese Aussicht als eine der großartigsten in Europa bezeichneten, mit der nur wenige in der Welt rivalisieren könnten, weder ein Rigi, noch ein Seelisberg, noch Punkte am Genfersee. Ich wußte jetzt, daß es solche Uebertreibung nicht war. Zu den Wünschen, die ich seither an das Leben stelle, gehört, jene Aussicht noch einmal, nur ein einzig Mal noch halten zu können und gerade so, wie damals.

Im Verlaufe einer guten Stunde waren auch die Fuhrwerke eingerückt, ein ganzes Duzend, beladen mit Bauholz, Brettern, Backsteinen, Weinfässern, Kisten und Ballen. Bunt wie die Lasten waren auch die Fuhrleute: ein paar Montenegriner aus Cetinje, dann zusammengeschwemmte Leute in Cattaro, darunter ein junger, bäumiger Zigeuner mit kazenhaften Bewegungen und lauernden, bösen Augen und ein geriebener Triestiner mit europäischen Manieren, der einst bessere Tage mochte gesehen haben, ehe ihn irgend ein Schelmenstreich bewog, sein Dasein mit der Weltverlassenheit eines Fuhrknechtes in Cattaro zuzudecken. Merkwürdigerweise hatten die beiden Unteroffiziere gerade diesen als meinen Schützer erkoren, und er machte sich mit der kazenbuckelnden Zudringlichkeit eines heruntergekommenen Adventuriers an den „Signor“ heran. Ich gab ihm aber sofort den Laufpaß und wählte mir einen jungen Montenegriner aus, der den Hütern des Gesetzes mit kurzen Worten sagte, er werde über mich wachen, wie über seinen Herrn oder Bruder. Bis zur Abfahrt ging es nun freilich noch lange, recht lange.

Während die Fuhrleute theils in der dumpfigen Schenkstube zu ebener Erde zechten oder die Pferde tränkten, zogen in bizarrem Aufzuge die bereits signalisirten Zigeuner heran: voran einige wild aussehende Männer in zerlumpten Kleidern mit zwei zottigen Bären an Stricken und ein halbwüchsiger Junge mit einem Affen auf den Schultern, hintendrein von dürren Kleppern gezogene Wagen mit zerfetzten, schmutzigen Leinwanddächern, von weitem Männern, Weibern und nackten und halbnackten Kindern eskortiert. Kaum, daß die Bande in Sicht war, wurde die ganze Wache unter Gewehr gerufen, die Messer aufgepflanzt, und mit einem kräftigen „Halt“ trat diese ihr entgegen. Nun spielte sich eine Scene ab, wie sie bunter kein Maler malen kann: die zerlumpten Zigeuner mit ihren fremden Gesichtern, dazwischen die Gensdarmen mit den flotten, dunkeln Uniformen, den wallenden Federhüten und den blitzenden Bajonetten an den Gewehren und dazu noch die sich herandrängenden Fuhrleute in den bunten dalmatinisch-montenegrinischen Trachten. Kommandorufe ertönten hart und schrill; die Fuhrleute höhnten und spotteten; die Zigeuner baten und flehten, baten fast winselnd; die Weiber und Kinder heulten und weinten, und der kleine Affenmann schrie unaufhörlich zu mir nach der Mauer hinauf: „Signor, no siamo Zingani.“ „Nicht sein Zigeuner, sein Serbien, Serbien bravees Land, Serbien bravees Mann“, und dabei hüpfte und stelzte sein Affe wie rasend herum und quietschte und grinste und fletschte die Zähne. Und kaum war der Lärm wieder auf Augenblicke verstummt und die ruhigen und gemessenen Stimmen der Gensdarmierieführer allein hörbar, ging das Bitten und Betteln und Wimmern, das Höhnen und Lachen von neuem los, und der kleine Bursche schrie mit noch kläglichere, durchdringendere Stimme aufs neue: „Sein Serbien. Serbien bravees Land, Serbien bravees Mann. No Zingani!“ und sein zorniger Affe hätte ohne Zweifel am liebsten Gensdarmen und Fuhrleute und alle andern bösen Menschen zerbissen und zerkrakt, damit sein junger Meister zeitlebens Ruhe

vor ihnen gehabt hätte. Den zwei Bären war die Sache schon längst zu albern vorgekommen. Sie waren abseits getrampelt und schnupperten zwischen den Felsenwarzen an den Straßenborden seelenvergnügt an spärlichen, dürren Halmen herum, gemüthlich wie grasende Schafe. Oder ob sie vielleicht stille bei sich dachten, die Menschen seien doch die närrischste Gesellschaft auf der Welt?

Und diese Scene mitten in dieser Landschaft, einsam und allein, weltfern, über Berg und Meer thronend, auf kahler Felsenhöhe, umflossen von der Abendsonne, die in die Farben des strahlenden Tages jene des Feuers goß, eines glühenden, lohenden Feuers an den Rändern des Horizontes rundum, das den blauen Azur leckend, in lichtgoldigen Tönen mit ihm sich vermählte. Und drunten auf Fort Vermac wurden ein paar Kanonenschüsse gelöst. Der Schall rollte langsam und majestätisch einher, wie von stolzen Rossen im Paradeschritt getragen, zog an den Felsen herauf und in die Schlucht des Krstač hinein, von wo er in duzendfachem, dröhnendem und donnerndem Echo wiederhallte. Man fühlte sich in einer andern Welt, in der Welt, wo die tollsten Märchen Leben sind und das Phantastische regiert. Und am liebsten hätte ich den kleinen Zigeuner beim Kopfe genommen und ihn auf seine Kinderstirne geküßt, den kleinen Affenmann, der so überzeugt jammerte: „Serbien braweess Land, Serbien sein braweess Mann!“

Schließlich wurde wieder Ruhe und Frieden.

Die Gensdarmmerie gestattete den Zigeunern, wenigstens die Nacht über dazubleiben. „Wir können die armen Teufel doch nicht ewig zwischen unserm und dem montenegrinischen Wächthause hin- und herschicken, wenn die verfluchten Montenegroiner sie doch nicht mehr hineinlassen,“ meinte der wackere Südtiroler. Die Fuhrleute kehrten in die Schenke zurück; die Zigeuner fingen die beiden Bären wieder ein, und Weiber und halbnackte Kinder krochen in die Wagen. Am Straßenrand kauerte zufrieden und glücklich der Junge und theilte mit

seinem Affen brüderlich einen kleinen Laib Weißbrot, der ihm von der Schenke herunter gesandt worden war.

Armer Kleiner, mit dem feingeschnittenen, intelligenten, frommen Knabengesicht und den großen, bittenden Augen darin. Wäre ich reich, ich hätte ihn am liebsten von der Straße weg- und mit nach Hause genommen und einen tüchtigen Mann aus ihm erziehen lassen. Ob aber diese Felsenblume darob nicht weß geworden wäre? Erst später begriff ich, warum seine Beteuerung: „No Zingani; sein Serbien, Serbien braweess Land, braweess Mann“ gar so erschütternd aus seinem jungen Herzen herausklang. Der Zigeuner ist in Montenegro Gegenstand öffentlicher Verachtung; er ist, was ein Unreiner, ein Paria, trotzdem der Montenegriner ihn gar nicht entbehren kann. Da dieser zu stolz zu mancher Arbeit ist, macht von altersher der Zigeuner die Schlosser- und Schmiedearbeiten für ihn. Die Verachtung für jenen ist aber so groß, daß deshalb das Schmiede- und Schlosserhandwerk in Montenegro als unehrliche Gewerbe gelten, so etwa, wie der Scharfrichterberuf früher bei uns. Diese Auffassung zeitigte in der letzten Zeit oft keine kleinen Verlegenheiten, aber auch eine der denkbar drolligsten Episoden.

Fürst Nikita hatte sich vor etlichen Jahren einige öster-

reichische Armee-
Büchsenmacher ver-
schrieben, damit sie
junge Montenegriner
in der Repara-
ratur der neuen
Gewehre unterrich-
teten. Die Büchsen-
macher zu erhalten,
hatte der Fürst
nicht den leisesten
Anstand. Aber als
sie in Cetinje an-
langten, ergab sich



Montenegrinische
Grenzwaße.

eine andere Fatalität. Kein Montenegriner wollte sich dazu hergeben, die Reparaturen zu erlernen. Warum? Weil nur die Zigeuner Schmiedearbeit verrichteten, und ein ehrenhafter Montenegriner sich deshalb nicht zu gleichem hergebe. Mit Mühe und Not gelang es dann, eine Anzahl dieser Eisenköpfe doch heranzubekommen, daß sie sich von den Büchsenmachern unterrichten ließen. Ein anderes Charakteristikum in dieser Richtung entnehme ich dem trefflichen Buche von Prof. Dr. Schwarz über Montenegro. Als derselbe 1883 Montenegro bereiste, klagte ein junger, schmucker Offizier über die gar so große Armut des Landes. Schwarz erwiderte ihm scherzend: für ihn wenigstens wüßte er ein Mittel dagegen, er solle sich um eine Tochter des Kanonenkönigs Krupp in Essen bewerben. „Nicht um eine Million,“ entgegnete abwehrend der junge Kriegsheld; er heirate keine Zigeunertochter und sei sie noch so reich. Er hielt Krupp für einen Zigeuner, weil er Kanonen goß.

Die Volksverachtung, die auf dem Zigeunerstamme in Montenegro wie ein Fluch liegt, ließ den armen Jungen so flehend aufschreien dagegen, daß man ihn einen solchen schalt; das junge Herz wollte ein tief kränkendes, unverschuldetes Unrecht abschütteln; es fühlte sich so brav, wie andere auch, und wollte ein wenig Platz, eigenen Platz dafür haben in der großen, weiten Welt. — —

Ueber die Grenze.

Simor Janowic. — Den Kršac entlang. — Mondscheinlandschaft. —
Sonnenbild. — Alpengruß.

Die Sonne war bereits hinter dem Meere verschwunden und nur am Orijen und Lovćen glühte es noch, als würde auf mächtigem Felsenaltar ein letztes, heiliges Opfer verrichtet, als sich unsere Karawane die Serpentinien hinauf in Bewegung setzte, die sich wie stolze Terrassen und endlose Fluhbänder fast senkrecht aufeinander türmten.

Und jetzt machte ich Bekanntschaft mit meinem Fuhrmanne, mit meinem prächtigen Simor Jancović von Cetinje. Es war ein schöner, stattlicher Junge, stark wie ein Bär, gelenkig wie eine Gemse, mit dem Wesen, das noch Züge von einem halben Kinde hatte, aber auch schon den werdenden und erwachenden Mann zeigt. Er sprach zwar nur einige Brocken italienisch; aber wenn er nicht einmal diese gekonnt hätte, man würde den lebendigen Blick der ehrlichen Augen und das lebhaftes Minen- und Gebärdenenspiel des angehenden Riesen verstanden haben. Ein wenig neugierig war er zwar der junge Falke der Ornağora. Er wollte wissen, was meine Bergschuhe gekostet hätten, und schüttelte mit einem gedankenvollen „da, da“ das Haupt, als ich ihm den Preis nannte, wollte wissen, wozu ich die Botanisierbüchse brauche, und besah sich die Taschenuhr von vorne und hinten, als ich sie einmal hervorzog. Aber er hütete mich wie einen Augapfel, sah zu, daß ich auf dem holperigen Fuhrwerke möglich weich und bequem sitze, jagte den Triestiner fort, als er in die Nähe kommen wollte, sorgte in Neguš für mich und fragte mich duzendmal: „Gospodin, kako ste?“ „Herr, wie geht's“ und lachte mit dem ganzen Gesicht, wenn ich etwas stockend in deutschem Tonklange entgegnete: „Dobro fala, kako vi?“ „Danke, gut, wie geht es Euch?“ Phrasen, die ich von Cattaro her hatte.

Als ich ihn bat, er möchte mir ein montenegrinisches Heldenlied singen, sang er eine ganze halbe Stunde in die stille Nacht hinaus mit einer rauhen, tiefen Bärenstimme immer die gleiche, monotone schwermütige Melodie e, fis, g, g, fis, e, e, g, fis, e. Und rauchen wollte der Simor nicht und trinken erst recht nicht; kein Glas voll trinken und keine Cigarette rauchen. Schon beim Wachthause hatte er mit einer Gebärde des Abscheus und Ekels auf zwei Fuhrleute gezeigt, die des Guten bereits zu viel gethan hatten, und von einem Trinkgeld war auch nicht die Rede; denn kein richtiger Montenegriner nimmt ein solches; er macht den Preis, einen äußerst bescheidenen Preis, und damit fertig. Simor nickte auch nie

ein, und wenn sein Bordermann es that und dessen Fuhrwerk dann stille stand, schrie er: „Ooo Vuko, Vuko ooo“, daß es schaurig durch die nächtliche Einsamkeit tönte und Tote in den Gräbern hätte wecken können. Als wir aber die Grenze von Montenegro passierten, stieß er mich in die Rippen und sagte freudig: „Ecco la Crnagora“, und da ich bewegten Herzens rief: „Evviva la Crnagora“, schrie er wie besessen: „Zivio“, umarmte mich, daß mir die Knochen knackten und hätte mich am liebsten geküßt. Und als wir das erste montenegrinische Wacht haus passierten und die Wache auf mich zutreten wollte, sagte er ihr einige Worte, und die Wache fragte dann weder nach Papieren, noch nach Zollbarem und begnügte sich damit, die Hand salutierend an die Kappa zu legen. Unbelästigter von Zollwächtern, Gensdarmen, von allen Scherereien und Plackereien der Kulturstaaten dürfte man übrigens in keinem Lande der Welt reisen, als in Montenegro. Am andern Morgen kam der brave Simor freilich mit thränendem Gesicht zu mir und kauderwelschte, der Zigeuner habe ihm hinterrücks einen Schlag versetzt; aber schon funkelte es wild in seinen Augen, und er fügte bei, in Cetinje werde er Abrechnung halten. Da er mich dort später wieder sah, machte er mir freudestrahlend durch Gesten begreiflich, daß er noch gleichen Tages den hinterlistigen Zigeuner mit dem Peitschenstock ganz fürchterlich durchgehauen habe. Mit einem Worte, über den Simor Jancowic lasse ich nichts kommen; er ist ein Prachtsbursche und wird dereinst ein montenegrinischer Kriegsmann sein, wie es einen stolzeren und tapferern nicht giebt. Glück auf, du junger Falke!

Aber das Landschaftsbild fordert ebenfalls die Aufmerksamkeit heraus, nicht bloß er.

Nachdem man auf dem Krstač (Kerstatsch), d. h. auf der Paßhöhe angekommen ist, zieht sich die Straße lange Zeit eben hin, gleich einer herrlichen Galerie, zu deren Füßen die ganze Landschaft im Mondenglanze liegt. Die ungeheuren weißgrauen Felsenmassen des Schlerownik und der Krivoschi-

Berge drüben leuchten in einem intensiven Silberschein, wie verklärte Traumgestalten, wie traumverklärt die ganze einsame Welt, die wir durchfahren; tief unten glühen gleich Sternen die Lichter der beiden Forts und noch viel tiefer, senkrecht hinunter, die Hafenslichter von Cattaro, und das Mondlicht tändelt leise mit der dunkeln Flut der Bocche und mit der Meerflut weit draußen, eilt vorwärts darauf und wieder zurück, streut glänzende Silberstraßen auf sie und glitzert und schimmert und schillert allüberall in dieser wogendurchflossenen und wogenumzogenen Welt. Der Mond selber ist groß und leuchtend, fast wie eine Sonne, nur von ihr übertroffen und in seiner Eigenart ihr dennoch ebenbürtig, bloß daß er mehr „sie“ ist, mehr Schwester, und sie mehr „er“, mehr starker Bruder, und er ist so nahe, als schwebte er im nächsten Augenblicke ganz zur Erde nieder. Es ist nicht Tag und ist auch nicht Nacht, es ist fast nicht mehr diese Erde. So wie jetzt mag es sein, da die Menschenseele nach dem Tode in der andern Welt einsam und allein den Gang zum Himmel antritt, so leicht verklärt, so still und wesenlos, so völlig entkörperert und durchgeistigt, geheimnisvoll und ahnungsvoll in jedem Atemzuge.

Auf dem Rückwege genoß ich das Bild in gegensätzlicher Beleuchtung, sah diese Welt von der Postkutsche aus im Lichte der ersten Abendsonne und war wieder hingerissen von ihr. Der Eindruck ist entschieden noch mächtiger, wenn man, aus der engen, unheimlichen und öden Schlucht zwischen Schlerownit und Lovćen herauskommend, sie auf einmal in ihrer unsagbaren Schönheit, in ihrem einzigen Formen- und Farbenzauber und der ganzen strahlenden Größe zu Füßen hat, so gewaltig, so grenzenlos groß, daß es wie Thränen in das Auge der Seele steigt. Und doch weiß ich heute noch nicht, soll ich diesem Sonnenbilde den Vorzug geben, oder der Mondlandschaft in ihrer stillen, stummen Majestät. Aehnliche Mondscheinebilder dürfte die Welt nur wenige bieten; sie sind nur möglich, wo der Mond die Leuchtkraft des Südens besitzt,

nur möglich bei dieſer unendlich reichen und monumentalen Figuration, in der duzendfachen Umſchlingung von Meer und Karſt-Hochgebirge, deſſen unabſehbare, helle Steinflächen als gigantische Scheinwerfer wirken.

Als wir den Engpaß des Arſtač paſſierten, pfiſſ ein eiſiger Wind aus der Schlucht den Alpengruß des Lovćen. Er ging mir zwar durch Mark und Bein, und doch war es wie Grüßen aus unſern Bergen; es war ihre Luſt — ſo ganz anders, als die üppige Glut unten in Dalmatien. Bald öffnet ſich der Thalkieſel von Reguſ, ein großes, faſt kreisrundes Baſſin von mächtigen Felsgebirgen umrahmt, einſt Becken eines Bergiees. Noch eine kleine Viertelſtunde und wir ſind in Reguſ ſelber, im erſten montenegriniſchen Dorfe. Es war etwas nach 12 Uhr in der Nacht.

In Reguſ.

Im Wirtshauſe. — Gäſte. — Schlafzimmer. — Waſchſcene. — Weiber beim Waſſerſchleppen. — Mädchen. — Männer bei der Morgenpromenade. — Fürſtliche Sommerreſidenz. — Eine Montenegrinerhütte. — Alba-neſiſche Cigarettenmacher und Tabakhändler.

Simor Jancovič führte mich in ein kleines Gaſthaus an der Straße, das von einem Montenegriner betrieben wird, der ſich ausnahmsweiſe europäiſch gekleidet trug und fließend italieniſch ſprach, ein recht ſympathiſcher junger Mann. Er wollte mich nach freundlichem Willkomm in das mit etlichen lackierten Tiſchchen und einigen Rohrſeffeln möblierte und mit Gardinen an den Fenſtern dekorierte Fremdenzimmerchen führen, ich zog aber das gewöhnliche Lokal vor, die „Schwemm“ im Tirolerſprachgebrauch. Es war ein Lokal gleich jenen in abgelegenen Bergwirthshäuſchen der ſchweizeriſchen oder öſterreichiſchen Alpen: einige rohgezimmerte Tiſche und Bänke und etliche Stühle, nur daß hier ein ungemein properes Büffett war. Die Lokalfarbe gaben die griechiſchen Heiligenbilder an den Wänden, die Porträts des Fürſten Nikita und

seiner schönen Gattin Milena, sowie einige Gusle und albanesische Flinten.

Der vorderste Tisch war mit Neguschanern voll besetzt. Da ich die martialischen Männer in den kriegerischen Trachten sah, jeder mit zwei Pistolen, einem Revolver und dem Handjar (Hantschar) im Gürtel, ernst und stolz, fast drohend dareinblickend, wollte mir etwas unheimlich zu Mute werden. Aber nur einen Augenblick. Denn als ich an ihren Tisch trat, grüßten sie höflich, und ich sah auch, daß die Helden, obwohl es schon nach Mitternacht war, noch eifrig einem dominoähnlichen Spiele oblagen, ohne freilich auch nur für einen Kreuzer zu konsumieren.

Nachdem ich mich an einigen Eiern und etwas kaltem Schafffleisch gestärkt, welchem feierlichen Akte ein junges Montenegrinermädchen durch eine Thürspalte mit großem Interesse und fast andächtig zusah, führte mich der Wirt in das einzige Schlafzimmer für Fremde seines Hotels. Es ging eine enge Stiege im Innern des Lokales hinauf in ein kleines Zimmerchen, eine Art Zellchen, das mit einem schmalen Sofa-bett, einer Kommode, einem Tischchen und einem Stuhle ausgestattet war. In einer Nische hing das Bild der Muttergottes von Kasan mit dem ewigen Lichtlein davor in messingener Hängeampel; auf der Kommode lagen einige Gebetbücher in serbischer Sprache, und in primitiven Rahmen waren einige primitiv ausgeführte Familienphotographien aufgestellt. Es war nicht übertrieben reinlich, aber auch nicht unreinlich, dafür heimelig, besonders die Nische mit der Madonna und der kleinen Ampel.

Mir war eigen ruhig und wohlzig zu Mute und am Morgen erst recht, als ich nach prächtigem Schlafe erwachte und eben die ersten Strahlen der Sonne zum kleinen Fenster hereinguckten. Kaum aufgestanden, klopfte es an der Thür und herein trat der Wirt mit einer Blechschüssel und Wasserkanne. Ich bat, die Dinger nur abzustellen. Aber so ging das nicht. Er stellte wohl die Schüssel auf den

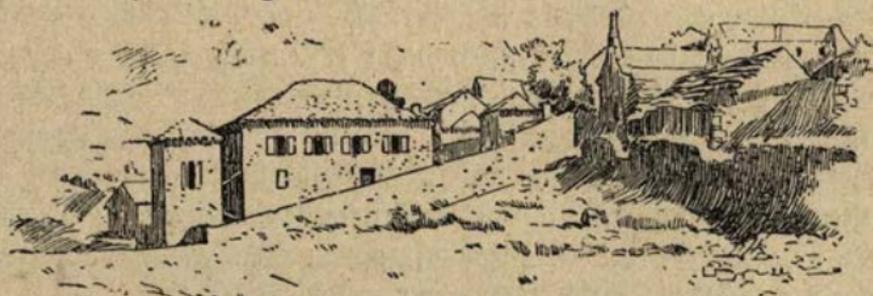
Stuhl, ersuchte mich dann aber, die Hände hohl darüber zu halten. Nun goß er Wasser in dieselben, und nachdem ich damit erst sie gewaschen, kam ein nochmaliges Ersuchen zum hinhalten und wieder eine Hand voll Wasser, um damit das Gesicht zu waschen, das heißt, anzuspülen. Hierauf hielt der Hotelier ein sauberes Handtuch zum Abtrocknen hin und verschwand dann wieder mit Schüssel, Wasserkanne und Tuch, so höflich, wie er gekommen. Eine derartige Wascherei war mir Zeit des Lebens noch nie vorgekommen, und war ich anfangs fast perplex über sie, mußte ich nachher herzlich lachen, so urkomisch kam sie mir vor, und desgleichen jetzt auch über das dumme Gesicht, das ich dazu gemacht haben mochte. Ich war zuerst geneigt, dieses Waschwasser-Sparsystem im Superlativ dem herrschenden Wassermangel infolge andauernder Trockenheit zuzuschreiben; man sagte mir aber nachher, daß diese Art des Waschens die im ganzen Lande übliche sei, nur daß sonst die Frauen das Wasser in die Hände gössen und das Tuch zum Trocknen reichten. Die Sitte mag aber dennoch in der vorherrschenden Armut des Landes an Wasser wurzeln.

Als ich den Café à la turque, ein Meistergebräu, getrunken, schlenderte ich das Dorf hindurch, das aus einer Art Unterdorf, vorn an der Straße, und Oberdorf, weiter ob ihr, besteht. Trotz aller Frühe schleppten Weiber und Mädchen Wasser aus einer hochgelegenen Quelle einen steilen Felsenpfad herunter. Sie trugen es in hölzernen Fässern, in Form der Lägeln des Bündnerlandes, die ungefähr 25 Liter halten mochten, und die Fässer selber wurden an Riemen quer über die Stirne und über die Achseln getragen, so daß Kopf und Rücken in die schwere Last sich teilten. Dabei strickten diese schwerbeladenen Wesen noch im Gehen und summten bald leise, bald laut ihre eintönigen Weisen vor sich hin. Mir that der Anblick weh. Eigentlich war diese Art des Tragens sicherlich eher leichter, als das Tragen auf dem Kopfe, wie es selbst in Mitteleuropa vorkommt;

aber das über die Stirne gespannte Riemenband gab diesen Geschöpfen auch gar zu sehr den Anstrich von etwas Zugkuh-, etwas Haustiermäßigem. Von den gerühmten, schönen Montenegrinerinnen mancher Schilderungen war hier nichts zu sehen. Die Weiber waren durch das Band häßlich, viele urhäßlich sogar, verstrupft, wo man sie ansah. Anders freilich die Mädchen. Es waren meist scheue, hübsche Dingerchen mit feinen ovalen Gesichtlein, dunkeln, mandelförmigen Augen und feinem, zierlichem Gliederbau, deren einfache Tracht das Jungfräuliche des Wesens trefflich hervorhob. Sie besteht, wie unten in Dalmatien, aus dem schwarzen Wollrock ohne Leibchen, dem weißen, ärmellosen Ueberwurf, der Haljina, während das Haupt die Kappa der Männer — die dachlose Mütze — schützt, an welcher ein langer weißer Schleier aufgesteckt ist, der über den Rücken herabwallt. So einfach dieses Kostüm ist, so liegt doch Poesie darin.

Und während Weiber und Mädchen die Wasserlasten einherschleppen, machen die Neguschauer, ohne von jenen im leisesten Notiz zu nehmen, ihre Morgenpromenade, wandern, eine Cigarette oder den Tschibuk rauchend, Straße auf und ab, oft selbender, oft allein, immer mit tiefem Ernst im Gesicht, stets in würdiger und stolzer Haltung, als wären sie lauter Grafen und Fürsten, im Waffengurte natürlich wieder den Handjar, die zwei nicht geladenen Paradepistolen und den stets scharf geladenen Revolver, daß man meinen könnte, es ginge gleich in die blutigste Schlacht. Von seinen Waffen trennt sich der Montenegriner nicht, auf der Straße nicht und nicht zu Hause, nicht in der Kirche und nicht im Lesezimmer, über welches übrigens jedes auch nur einigermaßen namhafte Dorf in Montenegro verfügt. Der Beamte trägt sie und der Bauer, der Arme wie der Behäbige, der Küster und der Schullehrer, der sie natürlich auch während des Unterrichtes nicht ablegt, und wenn er den Rangen eine besondere Freude machen will, knallt er mit dem Revolver zum Fenster hinaus oder zeigt ihnen die blitzschnellen Handgriffe mit dem funkelnden Handjar.

Regus besitzt ein ganz artiges Schulhaus, an der Straße einige freundliche Häuschen und eine Sommerresidenz des Fürsten, dessen Geschlecht aus diesem Orte stammt und dem Reguschaner Stamme der Montenegriner angehört. Nur stelle man sich darunter ja nicht einen Palast vor. Es ist ein sauberes, einfaches Wohnhaus, wie es bei uns zu Lande jeder Gemeinderat sein eigen nennt, und der fürstliche Park besteht aus einem mauerumrahmten Wieslein, das mit einigen jungen Ulmen bepflanzt ist. Als ich vorbeiging, weideten eben ein paar magere Schafe darin, die ein altes, mumien-



Regus. Palais des Fürsten.

haftes Weib hütete, das zugleich an Strümpfen aus grober Wolle strickte — auch eine Scene aus Arkadien.

Wenn aber die Residenz des Fürsten so bescheiden aussieht, kann man sich denken, wie es in mancher alten Hütte im Dorfe aussehen mag. Blicken wir in die nächste beste an der Straße. Den Boden bildet die festgestampfte Erde; ein Pferch ist für Schafe und Ziegen bestimmt; daneben befindet sich die primitive Feuerstatt, wobei der Rauch zusehen mag, wo und wie er herauskommt, und wieder eine Art Berschlag mit Britschen dient als Schlafraum; von Betten ist hier keine Spur, sondern nur elendes Stroh und ein paar schmutzige Decken, in die sich die Müden einwickeln, wie man ein Paket wickelt, und den Schlaf des Gerechten schlafen. In diesen Rauchhöhlen herrscht eine schreckliche Atmosphäre. Als ich auf eine derselben zutrat, springen eben zwei splitternackte, fabelhaft schmutzige Kinder mit vom Rauche geröteten

Driefaugen heraus, und kaum daß sie mich sehen, rennen sie schreiend davon, die reinsten Ferkelchen. Solche Hütten gehören nun freilich, wenigstens direkt an der Straße von Neguš nach Cattaro, nach und nach zu den Ausnahmen. Man sieht jetzt meist zweistöckige, immerhin ebenfalls herzlich primitive Häuschen, die sich jedoch schon recht civilisiert ausnehmen. Im Innern des Landes sollen aber Höhlen in der Art der geschilderten noch weit vorherrschen. Man kann es fast nicht begreifen, daß aus ihnen ein so einzig schönes und starkes Geschlecht hervorgehen konnte.

Als weiteres hatte mich der flüchtige Gang durch Neguš auch belehrt, daß man gleich beim ersten Dorfe Montenegro und nur Montenegro hat. Während sonst die Grenzdörfer allüberall eine Mischung beider Grenzen und eine Art Doppelwesen sind, ist hier vom ersten Schritte über die Grenze an alles sofort rassenrein und rassenecht montenegrinisch, und es ist, als sei die Grenze mit einem Messer gezeichnet, so ganz anders ist diese Welt vom ersten Tritt an.

Als ich in das Gasthaus zurückkehre, sitzen an einem Tischlein am Fenster zwei Albanesen und drehen ohne aufzublicken in eifriger Eile ganze Haufen Cigaretten aus langhaarigem, goldgelbem türkischem Tabak, von dem ein ganzes Sortiment in großen, blauen Paketen aufgeschichtet lag. Ich maß die fremden Gestalten in den seltsamen, schon geschilderten Trachten mit etwas erstaunten Blicken, als mir der Wirt erklärte, solche Albanesen seien zu jeder Zeit in ziemlicher Zahl in Montenegro. Sie brächten den herrlichen Tabak zollfrei in das Land und mieteten sich in den Wirtschaften dann ein kleines Plätzchen, wie hier, wo sie Cigaretten machten und verkauften, das Stück für einen halben Kreuzer, oder den Tabak auch offen verhandelten. Oft kauften die Wirte selber ein gewisses Quantum offenen Tabak und nähmen die Albanesen gleich auf die „Stör,“ daß sie Cigaretten daraus machten, wobei sie für das Wickeln pro Tausend 50—60 Soldi oder Kreuzer bekämen. Ich sah mit Interesse dem Handel

zu, wie er sich abspielte, wie einzelne Montenegriner die verschiedenen Sorten mit Kennermiene probten und dann die ihnen zusagende kauften, und zwar in Anbetracht der köstlichen Qualität zu fabelhaft billigen Preisen. Es ist überhaupt fast unglaublich, welche Mengen Cigaretten hierzulande verpafft werden; gleichzeitig sei aber auch bemerkt, daß sie bei der herrschenden Hitze ungleich mehr anregen und auffrischen, als eine Cigarre. Ich kaufte mir ebenfalls einigen Vorrat und fand die Qualität in der That glorreich.

Der freundliche Wirt meinte, ich möchte einige Tage in Reguš bleiben; man würde es sich zur Ehre anrechnen, mich mit der Umgebung bekannt zu machen. Er schleppte auch schon einen biederen Ernagoren in langem, weißem Ueberrock herbei, der sich als Führer für eine Tour in den Bergen der Umgebung anerbote. Daraus konnte aber nichts werden; denn Simor Jancowic kam ebenfalls herbeigerannt, um zu sagen, daß alles zur Abfahrt bereit sei.

Von Reguš nach Cetinje.

Das Grab Petar II. — Landschaftlicher Charakter. — Die Flora. — Pashütte. — Ausblick nach Albanien. — Spazierer. — Vom Küssen. — Blick auf Cetinje.

Noch gilt es einen zweiten Paß zu überschreiten, denjenigen von Krivačko Zdrjelo, der sich in langen Windungen aufwärts zieht, ehe man nach und nach in den Thalkessel von Cetinje hinuntersteigt. Es wandert sich herrlich in der bergfrischen Morgenkühle, und ich lasse Simor Jancowic mit seiner Fuhre bald zurück und steige allein voraus, den Lovćen nun im Rücken, so, wie er auf die montenegrinischen Lande allüberall heruntersehaut, still und groß wie ein König: still, wie der Fürst, der oben auf dem Gipfel begraben liegt, groß, wie dieser zu Lebzeiten groß war.

In der Kapelle, die vom Lovćen herab einen heiligen Friedensgruß winkt, ist das Grab des großen Vladika Petar

des Zweiten. (Regierungszeit 1830—1851), der ein Fürst des Friedens war und ein Held im Kriege, der größte Dichter und Sänger serbischen Stammes seiner Zeit, ein Bischof mit dem Leben eines Heiligen, ein Vorbild seinem Volke in allen Tugenden und als Krieger ein Schrecken der Moslims, ein gewaltiger Reformator seines Landes und Volkes, das er mit väterlicher Liebe in die ersten Bahnen europäischer Gesittung und Civilisation lenkte. Und als es zum Sterben kam, da haben alle Helden im Lande getrauert und alles Volk; die Weiber haben überall Klagelieder angestimmt und sich die Haare gerauft, und die mit Narben bedeckten, alten Wojwoden (Anführer im Kriege) haben seinen Leichnam hinaufgetragen, hinauf auf den stolzesten und höchsten, auf den schönsten Gipfel des Landes, dort hinauf, wo die Adler kreisen und der Sonne zueilen und man dem Himmel am nächsten ist, und dort haben sie ihren Bischof und Fürsten, ihren Sänger und Helden begraben und ob seinem Grabe eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus gebaut, die zum Wahrzeichen der gesamten Crnagora, zu einem nationalen Heiligtum derselben geworden ist und im Blinken ihres vergoldeten Kreuzes die Söhne der schwarzen Berge täglich mahnt, treu zu sein und gut und großen Herzens, wie der treu war und gut und großen Herzens, der dort oben den langen Todesschlaf schläft. Mit inbrünstiger Andacht blickt jeder montenegrinische Mann dort hinauf, mit andächtiger Scheu und einer stillen Sehnsucht im Herzen schon der montenegrinische Knabe.

Ein stolzeres Denkmal hat noch kein Kaiser eines Weltreiches erhalten, als dieses Naturvolk eines seinem großen Bladika setzte. Wie männlich und fein es zu fühlen versteht, hat es gezeigt, da es ihn dort oben begrub und so begrub dort oben.

Je höher ich steige, desto schöner erscheint der Bergesfranz ringsum, um so hübscher die Doline von Reguš; diese möchte sogar überaus lieblich sein, hätte nicht wochenlange, schreckliche Dürre allen Rasen versengt. So sieht sie freilich

doch wieder dürftig aus, dürste aber auch im schwellenden Grün nicht den gesättigten Eindruck unserer Hochgelände machen. Der Karst verleugnet sich auch hier nicht; man sieht ihn manchem nur ein paar Meter langen und breiten Meckerlein schon von weitem an, da es ein mühselig Dasein in nackten Steinschalen fristet, gleichsam als wäre es auf die Erde nur aufgepfropft und nicht ein Stück davon.

Die ganze Strecke ist menschenleer, trotzdem in der Morgenkühle der Verkehr am stärksten ist. Einmal raffelt ein Landauer vorbei, in dem zwei höhere russische Offiziere in Uniform sitzen, die vom Hofe in Cetinje kommen; dann kommt die Post von Cattaro mit den beiden belgischen Professoren und zwei italienischen Abbate als Insassen; zur Seltenheit begegnet man auch einem Fußgänger, der mit überlegener Würde salutiert, die Hand an die Kappa in der Stirngegend legend. Im Anfange grüßte ich jeden mir begegnenden Montenegriner schon darum, um mich am graziösen Gegengruß zu erfreuen; nachher freilich aus Gefühlen der aufrichtigsten Hochachtung vor dieser Bevölkerung.

Die Flora ist ungefähr die nämliche wie weiter unten: Ganze Rasen mit Edelsalbei und Thymian, hin und wider die roten Lichtnelken und gelben Studentenröslein unserer Berge, eine ganze, überaus bunte Distelschar und daneben eine Anzahl stacheliger und dorniger Kriechpflanzen mit oft schönen großen Blüten. Das Stachelige in Blatt und Stengel und dann wieder ein kräftiger, harziger Duft sind charakteristisch für diese ärmliche Sommerflora. Uebrigens ist sie um diese Zeit auch in unseren Alpen nur noch in der Nähe der Schneegrenze reich. Ich bin überzeugt, daß sie im Frühling hier ebenfalls von quellendem Reichtum ist. In jeder Steinrinne findet man nämlich ein wenig schöne, schwarze Erde — oft freilich kaum eine Hand voll — die jetzt zwar pulvertrocken ist. Aber nach der Schneeschmelze müssen dort prächtige Sachen blühen. Und es mag dann entzückend aussehen, wenn die Steinwarzen alle über und über mit Blumen besteckt

sind, die Edelsalbei ihren sanftblauen Blütenregen erschlossen hat und sich gelbe Hyazinthen und rotblaue, sammetne Anemonen, rosige Primeln und strahlend weiße Ranunkeln dazu gesellen. Und je mehr man sich in das Bild vertieft, desto klarer wird einem wieder, welche feinsinnige Künstlerin die Natur ist. Sie giebt jeder Gegend immer genau diejenigen äußeren Ornamente, die zu den großen Leitmotiven derselben passen, um eine harmonische Gesamtwirkung zu erzielen. Diese Landschaft im Kleide unserer Alpen müßte in manchem zum Zerrbilde werden.

Endlich ist die Paßhöhe erreicht.

In einer Bretterhütte findet sich eine Art Schenke, an deren Tisch einige montenegrinische Berghirten sitzen, Männer wie zerzauste Steinadler, so keck und verwegen in der Haltung und zerrissen in der Kleidung. Doch ich weiß bereits, daß es die harmlosesten Leute der Welt sind und daß Ghemo aus Spalato recht hatte, da er behauptete, man reise in keinem Lande sicherer als in Montenegro. Ich setze mich zu ihnen, um zuzuhören, wie einer von ihnen die Gusla spielt, ein Genuß, der sich in Gedichten freilich viel poesievoller ausnimmt als in der Wirklichkeit.

Bei der Hütte macht die Straße eine scharfe Wendung nach links und indem man zu einer kurzen Felsenschlucht hinaustritt, breitet sich mit einem Schlage, gleichsam plötzlich hingezaubert, vor dem Auge eine Aussicht aus, die das Herz höher schlagen läßt. Nach Süden streben rechts die imponierenden Bergriesen von Antivari auf, steil und stolz mit ihren Felsenhauptern in den Himmel ragend, einer davon mit einer unvergleichlich kühnen und vornehmen Schulterung, zur linken aber glänzen in endlosem Kranze die Berge und Alpen Oberalbanien's mit dem grandiosen Kom in der Mitte, und dazwischen funkelt und leuchtet tiefblau, wie ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel, der große See von Skutari mit seinen Beilchenaugen, die nicht ahnen lassen, daß an seinen untersten Gestaden die fanatischsten aller Mosklime und von

den blutdürstigsten aller blutdürstigen Albanesenstämme hausen. Und im Vordergrunde dehnt sich fast endlos ein welliges Steinmeer aus, zwischen dem hin und wider ein paar Hütten und Aecker oder ein kleines, armseliges Dörflein versteckt liegen. Hier rasen im Winter heulend hungrige Wölfe in ganzen Rudeln einher, gepeischt von der Großwölfin, der Bora, die da ihr großes Lieblingsrevier hat. Es sieht sich arm, unsäglich arm an, so arm wie die nackteste Armut. Und doch schwebt jetzt im Sonnengefunkel etwas wie trauter Seelenglanz darüber, gleichwie über den wilden Bergen weiter unten. Wäre nicht dieses Steinmeer, man hätte eine idealschöne Aussicht in Schweizeralpen vor sich, so schön, wie ich eine schönere kaum weiß, und vergäße, daß zwischen jenen Bergen, die mit Recht so gefürchteten und berüchtigten albanesischen Centren wie Ipek liegen, Gebiete, die der Europäer, der sie betritt, selbst wenn er der Reklame-Karl May wäre oder sein unmöglicher Winnetou, nur selten wieder lebend verläßt, wo es heute noch der Stolz der Männer mit den bis auf einen langen Haarbüschel kahlgeschorenen Köpfen ist, das blutende Haupt eines „Giaur“, eines Christenhundes, als Beutestück mit nach Hause zu schleppen. Dort hausen die wilden Horden, die Männer wie Eisen, die dem Padischah sein bestes Soldatenmaterial liefern, bei sich zu Hause aber eigenster Regent sein wollen und dem Gewaltigen selber die scharfen Zähne weisen, wenn er in ihre Angelegenheiten sich irgendwie einmischen will.

Und doch möchte man das alles jetzt nicht glauben, es nur für einen wüsten Traum halten, so erhaben und rein ist der Anblick, so edel und königlich. Und da ich mutterseelenallein hinüberschaue und immer wieder hinüberschaue, an die herrlichen Bilder von gestern denke, die fast Schlag auf Schlag sich zeigten, die Bilder von der Bocche, von Fort Trinita und vom Wachtthaus, an die Mondscheinscenerie auf dem Krstac und an die Scenen in Negus denke, da packte es das Herz mit stürmischer Allgewalt und es war wie ein Aufschluchzen des innersten Menschen über so viel

wunderbare Schönheit, fast unmittelbar aneinander gereiht und aufeinander gehäuft. Und wenn der Simor, der mit seiner Fuhre noch weit hinten ist, jetzt treuen Blickes fragte: „Gospodin, kako ste?“ Ich hätte hinausgejubelt: „Dobro sala, du Wackerer!“

Nun geht es rasch abwärts und zwar durch Bestände ganz niedriger Zwergbüchen und Zwergeichen, die sich von weitem ansehen wie grüne Rasenflächen. Große, glänzende Eidechsen huschen mit ihren schlanken Leibern über die Felsen an der Straße hin, prachtvolle Schmetterlinge flattern in munterem Spiel vorüber und das eine und das andere Mal sieht man sogar ein sickerndes Wässerlein und hört ein Bächlein rauschen. Und dann kommt man wieder an ein bescheidenes Gasthaus, das zugleich Kramladen ist, und ein außerordentlich angenehmer Montenegriner haust darin. Das Häuschen ist nach Art des Gasthauses in Neguš gebaut, und im Laden hat es Seife und türkischen Tabak, Kaffee, Wollgarn, Faden, Kerzen und was solcher Kram mehr ist. Der Besitzer fragte, woher ich komme und wohin ich wolle und wie es mir gefalle. Und da ich aus innerster Ueberzeugung sage, welche tiefen Eindrücke ich schon in den wenigen Stunden von Land und Leuten erhalten hätte, schien der pistolenbewehrte Spezierer aus der Ornağora mich desgleichen umarmen zu wollen, gleich wie der Simor gestern auf dem Krstač.

Uebrigens ist der Kuß hierzulande der allgemein übliche Vertrauensgruß. Der Hausherr küßt den Gast zum Willkomm und Abschied und die Hausfrau die Bekannte, die sie besucht, der Minister den einfachen Bauer und umgekehrt der Hirte den Beamten, der bei ihm eintritt. Vor dieser geheiligten Sitte giebt es weder Rang noch Stand, und in Cattaro sah ich, wie mein Postillon einen vornehmen Gettinjaner küßte, da dieser sich an Bord begab. Es liegt etwas Hoheitsvolles in diesem Kuße. Es ist nicht unser Profan-Kuß, sondern derjenige, mit dem die Priester am Altare sich küssen, so ist die Umarmung, so der Kuß selber — ein Kuß

des Friedens. — Da ich gerade bei diesem Kapitel bin, sei gleich auch noch der Handkuß erwähnt. Ihn spendet die Frau; sie küßt dem Manne die Hand, wenn er heimkehrt, küßt sie zum „Gute Nacht“, küßt die Hand des Gastes und legt in einigen Gegenden auch noch die Stirne auf dieselbe, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit. Doch da beginnt das Thema von der untergeordneten Stellung der Frau in Montenegro, und davon später.

Unterdessen kamen die Fuhren unter Kling und Klang und Galloß herangerasselt, und ich machte es mir wieder bei Simor Jancowic bequem. Noch geht es eine Weile in schwacher Senkung durch ein einsames gebirgiges Plateau vorwärts, hin und wider an überaus armseligen Hütten vorbei, wie ich sie bereits beschrieb — dann öffnet sich plötzlich der Thalkessel von Cetinje, und man sieht sonnenfunkelnd und strahlend das goldene Kreuz des Nationaldenkmals und die Kuppeln des alten Klosters zur hl. Jungfrau, sowie die ganze montenegrinische Hauptstadt. Der etwa eine Stunde lange und eine halbe Stunde breite Thalkessel — in der Form eines großen Gänseeies — mit Cetinje zu oberst ist ebenfalls gleich jenem von Reguš eine große Doline und mag wie dieser einst das Becken eines Bergsees gebildet haben. Auch hier umschließt die ausgedörrte, ganz schattenlose Ebene ein Kranz steiler Felsenhügel, Felsenzacken und Berge, oft ebenso kahl wie jene von Reguš, zum Teil aber mit ganz niedrigen und halbhohen Waldbeständen bekleidet. Wenn man nach Cetinje hinunterblickt und die paar Hände voll kleine Häuschen zerstreut daliegen sieht, darunter nur selten ein größeres Gebäude, glaubt man alles eher als die Hauptstadt eines Landes vor sich zu haben; es sieht vielmehr genau so aus, wie ein gewöhnliches Dorf in einem einsamen Bergthale bei uns, mit ein paar Hotels darin. In steilem Abstieg geht es noch einige Serpentinien entlang zum Thalboden hinunter, dann wird das Dörfchen Raize passiert, und von dort kommen wir in schnurgerader Linie in einer kleinen Viertelstunde in Cetinje an.

Erste Erlebnisse und Eindrücke in Cetinje.

Herr Demetrius Tribotti. — Die Stadt. — Das Mädchenpensionat. — Die Residenz. — Die Reichsbuchdruckerei. — Das Staatsgefängnis. — Gefängnis-scenen.

Also ich war jetzt in Cetinje.

Herr Ghemo hatte mir das Hotel Bufo Buletić empfohlen. Aber ich kam nicht dorthin und zwar wegen des Herrn Demetrius Tribotti, seines Zeichens löblicher Barbier in der Residenz der schwarzen Berge. Kaum, daß ich diese letztere betreten hatte, hatte er mich schon an einem Rockflügel erwischt, sagte im Brusttone tiefster Ueberzeugung in einem lustigen Gemisch von Deutsch und Italienisch, deutsche Herren, welche nach Cetinje kämen, kehrten lieber in der „Palme“ zu, weil es dort deutsche Küche gebe, und was ein Zimmer betreffe, hätte er ein ganz feines in einem Privathause in Reserve. Herr Demetrius Tribotti hatte zwar kleine, quecksilberne Eidechsenäuglein, und mit dem einen blickte er zu Boden und mit dem andern gen Himmel, und schnitt dazu Grimassen, wie der Kaver Terofal bei den Schlierseern als Dorfbarer. Und dünnbauchig war er, wie ein Hungerkünstler, und vor lauter Falten sah man sein Gesicht fast nicht; aber da er ein lebenswürdiger Mann war, der Weltart kannte, und mir das pugige, hüßliche Männchen außerordentlich gefiel, ließ ich mir das Zimmer zeigen, das sich im Häuschen eines montenegrinischen Tuch- und Waffenhändlers befand, sehr geräumig war, ein vorzügliches, properes Bett und sogar eine europäische Wascheinrichtung hatte, und ich ließ mir auch die „Palme“ des Herrn Joseph Partipani, eines jungen Böhmen, zeigen, der als Kunst- und Gemüsegärtner die Crnagoren wenigstens in die Anfänge der Gartenbaukunst einführt, und da es mir auch dort ganz gut gefiel, blieb Herr Demetrius Tribotti trotz seiner Eidechsenäuglein auf der ganzen Linie Sieger und durfte mich zum Lohne sogleich schön machen, soweit das überhaupt



Cetinje.

möglich ist, was er mit der Virtuosität eines Hofbarbiers that. Er und sein Lehrling — ein helläugiger, hübscher Schlingel — die sich in Arbeit und Faulenzen brüderlich teilen, waren mir in der Folge getreue, artige und anspruchslöse Cicerone, Dolmetscher, Boten, kurz, was ich wollte, und ich denke gerne an sie zurück und empfehle sie jedem Fremden, der nach Cetinje kommt.

Cetinje ansehen!

Man kann damit in zwei Stunden fertig sein, aber auch ohne eine Minute Langeweile ein paar Tage daran machen. Es giebt eine ziemlich lange Hauptstraße mit kleinen, kleinen Häuschen und parallel damit auf jeder Seite teilweise noch eine Straße wieder mit kleinen Häuschen und als Verbindung zwischen ihnen etliche Quergäßchen auch mit ganz kleinen Häuschen. Als ich Herrn Partipani eines schönen Morgens fragte, warum denn die Häuser hier alle so klein seien, gab er die klassische Antwort, weil die Montenegriner größere nicht zu bauen verstünden. Und dann hat es noch ein paar größere Gebäude: gegen Süden ein Mädchenpensionat, das Hotel Buletic, die fürstliche Residenz und die Residenz eines mit einer russischen Großfürstin verheirateten Prinzen, gegen Westen das schon genannte Kloster, das aber nach unsern Begriffen mehr eine ziemlich ärmliche Klausur ist, in der kaum ein halbes Duzend fromme Mönche hausen, gegen Osten die langgestreckte, große Kaserne und das stattliche Theater, das ein in die Ornatoren verliebter Amerikaner den Cetinjanern baute, und gegen

Norden das vornehm gehaltene österreichische Gesandtschaftsgebäude. Damit hat man ganz Cetinje samt seinen 2400 Einwohnern beieinander, beisammen mit Stumpf und Stil. Es hat auch nicht die Spur von städtischem Charakter, und es fehlt sich nichts, ein wenig Nest ist diese Landeshauptstadt, sogar ein wenig viel Nest, aber das interessanteste und merkwürdigste der Welt.

Mädchenpensionate giebt es überall. Aber nicht so eines wie hier, das — ein einfacher, bescheidener Bau — von den Damen des russischen Kaiserhauses gestiftet wurde und von diesen unterhalten wird, um die jungen Montenegrinerinnen der besseren Stände zu rebellieren, damit sie den Männern nach und nach eine bessere Stellung für ihr Geschlecht in Montenegro abschmeicheln, abschmollen oder abtrogen. Die Mädchen werden hier im Sinne der europäischen Frau erzogen, und es ist die große geistige Centrale, von der die Hebung des weiblichen Geschlechtes in diesem Männerlande ausgeht. Die russische Zarewna, die sie errichtete, sei gesegnet dafür!

Und Fürstenresidenzen giebt es auch mancherorts. Aber eine solche wie hier kaum wieder. Das fürstliche Palais ist ein simples Bürgerhaus in etwas größeren Dimensionen. Es hat einen sehr bescheidenen Balkon gegen die Straße hin, und ein paar Steinstufen führen zur Hausthüre, pardon, zum Thore, über dem sich ein kleines Vordach aus Zinkblech wölbt. Fenstergesimse und Thüreinfassungen zc. entbehren auch des kleinsten ornamentalen Schmuckes; der äußere Bau mit dem bereits ins Graue schillernden weißen Anstrich ist fast armenhausmäßig, und nur die schönen Gardinen hinter den Fenstern verraten einigen Komfort. Zur rechten Seite des „Palastthores“ ist an der Mauer ein Thermometer und ein Barometer aufgehängt — die meteorologische Station der Hauptstadt — und die wackeren Cetinjesen gehen gravitatisch an ihnen ablesen, was für Wetter es sein wird, und wie warm es ist und wie kalt, sofern es sie interessiert, oder falls sie

solchen vertracten Instrumenten etwas glauben. Vor dem Palais stehen die Schildwachen, das heißt, sie stehen nicht, sondern sie sitzen auf den Bänken — wozu hätte man sonst Bänke — und schwagen gemütlich, und es soll gar nicht selten vorkommen, daß auch die gute Fürstin Milena gelegentlich zu diesen, ihren Landeskindern hinuntersteigt und sich erkundigt, wie es bei ihnen zu Hause geht. Und trotzdem es so gemächlich zugeht, sind diese Leute die brauchbarsten und tapfersten Soldaten der Welt. Etwas seitwärts vom Palais steht auf dem Schloßplatze eine alte, prächtige Ulme. Unter ihrem Schatten hält der Fürst hin und wider öffentlich Gericht als oberster Gerichtsherr des Landes. Im ersten Augenblicke hatte das alles nicht bloß einen Stich ins Patriarchalische, was es ist und schön ist, sondern eher ins Komische, gerade wie die Reichsdruckerei von Montenegro, die im Partererraum des Häuschens eines Seitengäßchens liegt, Setzerei und Maschinenraum beieinander hat, und an den paar Setzpulten der Bude hantieren ganze zwei oder drei Setzer, und an der kleinen alten Marinoni-Maschine klippert und klappert ein höherer Radtreiber herum. Aber Fürst Nikita beweist auch darin den klugen Mann, indem er seinen Grnagoren zeigt, daß er es gar nicht so viel besser haben will und hat, als sie selber.

Daß er aber ein Mann ist, mit dem man rechnet und weit herum rechnet, das sieht man auch wieder in Cetinje am allerbesten. Es wimmelt in dem kleinen Nestchen förmlich von Gesandtschafts- und Konsularschildern und -Flaggen. Rußland und England haben ihre Vertreter auf dem Platze, Frankreich, Oesterreich und Italien, Serbien, Rumänien, Bulgarien und die Türkei ebenfalls. Man erkennt schon daraus, daß man sich hier in der gefährlichsten Wetterecke der Balkanhalbinsel befindet, dieses Sorgenkinds der armen, europäischen Diplomatie, und wie sehr man überall genau auf dem Laufenden über die Fäden sein möchte, die in dieser originellsten aller Residenzen gesponnen werden. Und die

Herren Diplomaten — verwöhnte Grafen und Barone aus den großen Weltzentren — hausen alle in solchen Zwergbuden und Kleinabermein-Häuschen — bis auf den Oesterreicher in seinem großen, neuen Palais. Selbst der allmächtige Russe macht keine Ausnahme. Und da ich an seinem Hotelchen vorüberschleudre, sehe ich durch die offenen Fenster im Parterre ein Zimmer mit zwei Betten, und auf Waschtisch, Kommode und Nachttischen stehen Kreuzfixe, in einer Ecke hängt, Blumen-geschmückt, die Muttergottes von Kasan mit dem ewigen Licht in einer silbernen Ampel, und alle Wände hängen voll Heiligenbilder. Ein frommer, ein sehr frommer Mann, dieser russische Gesandte in Cetinje, und dazu noch ein frommer Mann im Parterre und bei offenen Fenstern, damit die Montenegriner die Frömmigkeit auch sehen, und sehen wie treu man im heiligen Rußland am gemeinsamen Glauben hält. Sonderbare Rivalen! Der Oesterreicher will mit seinem stolzen, großen Palazzo imponieren, der Russe mit der Einfachheit, der Muttergottes von Kasan und den Heiligenbildern, der Türke aber mit perlendem Champagner, wie alle verlotterten Habenichtse. Wer von ihnen der Feinste ist?

Doch das sind erst schüchterne Anfänge.

Es kommt noch viel besser.

Im Bädeler steht, es lohne sich auch, dem Staatsgefängnisse einen Besuch zu machen, und ich schwenke rechts von der Residenz in die Parallelstraße zur Hauptstraße ab. Schon von weitem hört man Kettengeklirr und Kettengerassel, so daß ich unwillkürlich an das erschütternde Miserere in Beethovens Fidelio denke und mich auf eine wahre Schreckensscene gefaßt mache. Es war aber ganz anders. Das Gefängnis ist ein verwahrloster, niedriger, einstöckiger Gebäudekomplex, ein wahres Kinderpielzeug für Ausbrecher. Davor befindet sich ein großer, freier Platz ohne jede Einfassung, so daß sich auf ihm bewegen kann, wer gerne will. Hier tummeln sich nun die fettenbeladenen Herren Gefangenen nach Herzenslust. Herren? Gewiß! Wohl tragen sie Ketten und Fesseln, die einen vom

Handgelenk zum Fuß und andere an beiden Füßen, und diese haben die Kette mit einem Strick an den Gurt hinaufgebunden, daß es sich leichter promeniert; aber sie tragen diesen Glieder= schmuck mit Würde, schreiten wie Gentlemen einher und spazieren in ihrer Nationaltracht mit einer Grandezza herum, als müßten nur die sich schämen, die nicht der Ehre theilhaftig sind, auch solche Ketten zu tragen. Zwischen ihnen hocken Weiber auf dem Boden mit Körben voll Trauben, Feigen, Brötchen und Eiern zum Verkaufe; Verwandte und Bekannte stehen desgleichen umher, und sieht man ganz genau zu, entdeckt man schließlich auch einen oder zwei Aufseher, die man nur daran erkennt, daß sie keine Ketten tragen und im Gurte Pistolen, Handjar und Revolver stecken haben, wie jeder rechtschaffene montenegrinische Mann. Schade, daß man diese Säckelchen den Gefangenen nicht auch noch beließ. Sie hätten dann zugleich Gelegenheit zum schönen, montenegrinischen Waffenspiele mit Handjar und Pistole gehabt. So müssen sie sich leider damit begnügen, spazierend Cigaretten zu rauchen, so viel sie nur bekommen, oder Trauben und Feigen einzuhandeln, mit den Herumstehenden zu schwätzen und sich zu erkundigen, was es Neues gebe, oder aber unter sich zu plaudern, stets stolz in der Haltung, immer aufrecht den Kopf, mit einem Gefühle auf mich blickend, auch so noch viel mehr zu sein, als so ein bebrillter Europäer. Das ist nun in der That das klassische fidele Gefängnis, und man ist versucht, das Ganze für einen riesigen Ulk zu halten, die Hände auf die Knie zu stützen und in ein helles Gelächter auszubrechen. Und doch ist es Wirklichkeit, buchstäbliche Wirklichkeit in jedem Zuge.

Auf meine Frage, wie lange die Leute jeden Tag eigentlich so herumspazieren dürften, wurde mir geantwortet, so lange sie gerne wollten. Ich frage verblüfft weiter, ob sie denn nicht davon liefen. Da hieß es, wohin sie denn laufen sollten in dieser Gegend, um nicht sogleich wieder entdeckt zu werden. Mich auch nach der Qualität der Verbrechen erkundigend, wurde ich inne, daß ganz schwere Verbrecher keine darunter

feien; auf derartige Verbrechen stehe meist die Todesstrafe. Die meisten Verbrechen seien solche aus Rachsucht; Verbrechen gegen die Sittlichkeit kenne man fast nicht und der Diebstahl sei äußerst selten, wenigstens von seite Eingeborner. Lasse ein Montenegriner sich zu einem der letztern Verbrechen hinreißen, sei er ein gelieferter Mann und seines Bleibens im Lande sei nicht mehr. So tief wird der Dieb von allem Volke verachtet. Wenn z. B. anlässlich eines Marktes in Cetinje ein Diebstahl vorkommt, hat das ganze Volk keine Ruhe, bis der Dieb mit dem Gestohlenen zur Stelle geschafft ist, wo er dann auf offenem Markte zunächst eine Tracht fürchtbare Prügel erhält. Nebenbei erwähnt, haben fast alle Bergvölker eine viel schwerere Auffassung von der Verbrechensgröße des Diebstahls, als die Thalbölker, was wohl damit zusammenhängt, daß der Bergbewohner sich weit weniger gegen Diebstahl schützen kann, als derjenige des Thales. Schließlich wurde mir noch gesagt, überhaupt sei der Montenegriner zu stolz, um davon zu laufen; er würde das als Akt der Feigheit betrachten. Die Strafe, die er erhalten habe, büße er auch ab. Ich erzähle hier, was mir mitgeteilt und wie es mitgeteilt wurde. Es stimmt auch im meisten fast genau mit den Beobachtungen überein, die Prof. Dr. Schwarz im Jahre 1883 über diesen Gegenstand gemacht hatte. Ein fideles Gefängnis ist es aber doch, trotzdem ich gefürchtet hatte, das Miserere im Fidelio in Natura zu erleben.

Ein Abendkorso.

Lustwandelnde Männer. — Trachten. — Typen. — Der Bwerg von Cetinje. — Wojwoden und Krieger. — Frauenlos.

Nachdem die Nachmittagshitze vorüber ist, verwandelt sich die Hauptstraße jeweilen in den eigenartigsten Korso der Welt. Die Männer von Cetinje und Umgebung und wer zufällig aus dem Innern dort anwesend ist, lustwandeln in hellen Haufen die Straßen auf und ab, ein jeder in der National-

tracht, die aber viel einheitlicher eingehalten wird, als die dalmatinische: überall die von goldenen oder schwarzen, spizenartigen Tressen eingefasste, rote, übereinandergeschlagene Weste, aus deren oberem Rand ein weißes Hemd herauschaut, die kurzen blauen Beinkleider, bald eng, bald bauchig, und die weißen Wadenstrümpfe, überall der Gurt mit den Zierpistolen, dem Handjar und Revolver und auf dem Haupte die Kappa mit dickem schwarzseidenen Rand und einem Deckel aus purpurrotem Tuche, auf diesem teilt ein Bogen aus Goldschur einen kleinen Halbkreis ab, in welchem die Initialen des Fürsten in Gold eingestickt sind.

Die ganze Tracht ist eigentlich ein nationaler Kult. Das Rot-Blau-Weiß bildet die nationalen Farben: der schwarze Rand der Kappa deutet die Trauer über den Untergang des altserbischen Reiches an, des in alten Heldensängen vielgefeierten; das Rot erinnert an das Blut, das für dieses vergossen wurde, und der goldene Bogen soll an die einst wieder aufgehende Sonne der Herrlichkeit serbischen Stammes mahnen.

Unterschiede in der Tracht bestehen, abgesehen vom größeren und kleineren Reichtum des betreffenden Stückes, nur darin, daß einzelne über der Weste eine Art blauen Dolman tragen, der keck sitzt, andere einen würdigen Langrock, der über den Leib gegürtet wird, über die Brust offen und von Farbe bald weiß, bald blaßblau, bald blaßgrün ist. Manche tragen auch die Strukka, eine Art langgefranzter Plaid, malerisch über eine Achsel. Fast ausnahmslos werden als Fußbekleidung Opanken getragen, und nur hohe Würdenträger tragen unsere Lederstiefel. Der Reichtum des Bildes wird noch erhöht durch Mönche, die sich in schwarzen Soutanen und blauen Schärpen und langem, über den Nacken gekämmtem Schwarzhaar dazwischen bewegen, durch Albanesen in ihrer weißwollenen, schwarzverschnürten Tracht und durch beturbante Moslims. Man kommt sich in dieser farbenvollen Welt merkwürdig allein und pauvre vor, ungefähr wie ein Sperling unter Fasanen.

Und wie kühn und stolz die Männer ihre prächtige Tracht

zu tragen und sich zu geben wissen. So martialisch schreitet kein preußischer Gardegrenadier daher, so selbstbewußt kein spanischer Grande und so grazios kein italienischer Bersagliere, wie diese Leute, die trotzdem nichts Theatralisches an sich haben. Dazu kommen die meist prachtvollen Gestalten: große Männer, stark wie die Eichen und dabei schlank wie die Tannen, wohlproportioniert, voll Ebenmaß am ganzen Körper, einzelne wahre Riesen, so daß die kleinen Häuschen an der Straße noch kleiner scheinen. Und die Köpfe tragen sie hoch; die Blicke sind frei und blitzend, die mächtigen Schnurrbärte kühn geschwungen, und der eine ist wie der andere, als ob alle Brüder wären. So schreiten sie in ihren Spanken fast lautlos auf und ab, zwei Stunden und mehr, bald zu zweit, bald zu dritt und viert, in ernster, würdevoller Unterhaltung, selten lachend, selten nur laut, immer so, als ob jeder den Kopf voll wichtiger öffentlicher Geschäfte hätte.

Als ob alle Brüder wären! Sie scheinen es zu sein, gleichwie die Paare jugendlicher Wahlbrüder, die Arm in Arm in innigem Gespräche vorüberwandeln, so wie zwei junge Falken nebeneinander fliegen. Der Minister, dessen Brust große Or-



denssterne schmücken, tritt auf den Bauern zu, und beide sprechen an einer Straßenecke eifrig miteinander; der Offizier klopfst einem gewöhnlichen Bürger freundlich auf die Achsel, und beide wandeln jetzt gemeinsam auf und ab; da umarmt ein Städter einen Hirten, der vom Innern her gekommen ist, und dort der Geistliche einen jungen Lehrer, den er zufällig trifft. Und dieselben Gesichter sind es fast überall auch.

Zwischen diesen Prachtgestalten taucht immer und immer wieder ein Zwerg auf, natürlich auch in Tracht, ein armes, kleines Kerlchen, wohl an 40 Jahre alt, mit Beinchen wie ein Kind, einem Leib, der nichts als Bauch ist, und einem ungeheuer großen, häßlichen Kopfe. Der Kleine ist eine stehende Figur in der Hauptstraße und gehört mit seinem grotesken Wesen, seinem watschelnden Gange und dem pazigen Salutieren mit in das Bild hinein. Er bittet nicht und bettelt nicht, obwohl man ihm die bitterste Armut ansieht; nur blickt er einen mit seinen großen Augen so eigen an; ihm darf man etwas schenken: Krüppeln und Kindern; aber betteln thun auch sie nicht.

Welcher Gegensatz zwischen diesem Zwerge und einzelnen alten Wojwoden mit weißen, flatternden Haaren, die vorbeiwandeln. Schon vor vierzig und fünfzig Jahren schwangen sie den blitzenden Handjar gegen die Türken, haben in duzend und duzend Scharmüßeln, Gefechten und Schlachten gestritten, dem Tode hundertmal ins Auge geblickt, und stehen noch jetzt stolz und ungebeugt da, Gestalten, so hoheitsvoll und ehrwürdig, daß man ihnen die Hand küssen möchte. Neben ihnen finden sich Helden aus dem letzten Kriege vor 20 Jahren, die Brust mit Medaillen geschmückt. Ein noch junger, bildschöner Mann muß Knabe gewesen sein, da er sich die Medaille erwarb; jetzt spaziert er mit einem kleinen Büblein einher, und der Kleine sprengt fast sein rotes Westchen vor Stolz und Freude, zwischen so vielen Kriegerern gehen zu dürfen.

Hat man sich an den Trachten und Gestalten satt gesehen, faßt man die Waffen in den Gurten ins Auge und entdeckt Stücke von entzückender Schönheit dabei, seltene Beutestücke aus den Türkenkriegen, wahre Meisterwerke der kleinasiatischen Waffenschmiedekunst und albanesischen Büchsenmacherei, die in ornamentaler Beziehung ihres gleichen sucht — man braucht nur manche Silberbeschläge anzusehen.



Böte Cetinje nichts als diesen alltäglichen Korso, der Besuch lohnte sich reichlich, obwohl ein Element gänzlich fehlt, ein holdes und wichtiges in der Menschheit, die — Frauen. Man sieht auch nicht einen Montenegriner, der zu dieser Promenade seine Gattin, seine Tochter oder Schwester mitnähme, und wohin man blickt, keine einzige Frauengestalt ist zu entdecken. Und mag der Cetinjaner noch so verliebt in sein Weibchen sein; daßselbe zum Korso mitzunehmen, wagte er nicht, in der Furcht, mit unauslöschlichem Spott sich zu beladen. Das weibliche Geschlecht bleibt zu Hause und — arbeitet; nur ein an den Beinen gelähmtes Fräulein mit überaus anmutigem Gesicht wägelt sich in einer Art primitiven Dreirad vermittelst hölzernen Hebeln zur Seltenheit einmal hin und her, und wird von den vielen Männern achtungsvoll gegrüßt. Man mag aber die Frauen noch so hoch halten — so hoch sogar, wie sie es verdienen — auf dem Korso zu Cetinje wird man sie nicht missen; sie thäten dieser unvermischten, hoheitsvollen Männlichkeit, diesem Bilde einer prachtvollen Männernation Eintrag. Man könnte es sich zudem gar nicht vorstellen, daß unter diesen Männern etliche auch mit Damen am Arme promenierten, und möchten diese so schön sein, wie die reizenden Töchter der Fürstin Milena, die Rosen der Crnagora. — —

Von Fürst Nikita und seinem Hofe.

Keine Audienz. — Fürstenscene. — Der Fürst. — Tratsch und Tratscher.
— Einladung an den Hof.

Ich wußte ganz gut, wie sehr es Sitte geworden ist, daß der Fremde in Cetinje sich bei Hofe vorstellen läßt, um zu Hause damit prunken zu können, die persönliche Bekanntschaft des Fürsten Nikita gemacht zu haben. Man wollte mir auch schon von Triest aus zu einer Audienz behilflich sein. Aber was sollte mir eine solche? In seine Pläne in Bezug auf die Balkanhalbinsel würde Hoheit mich kaum eingeweicht

haben und ebenso wenig in seine Ansichten über die politische Lage. Es würde gegangen sein, wie bei allen solchen Gelegenheitsaudienzen aus Neugier in der montenegrinischen Hauptstadt. Der Fürst hätte mich gefragt, wie es mir gefalle und wie lange ich zu bleiben gedenke, hätte ein verbindliches Wort über meine Heimat fallen lassen, mir die übliche Cigarette offeriert, und die Sache wäre erledigt gewesen mit dem tröstlichen Gefühle beiderseits, das Beste an ihr sei das schnelle Ende gewesen. Für einen solchen Zauber hielt ich den Fürsten für zu gut und mich selber auch, und darum lohnte es sich auch nicht, den ganzen Koffer von Cattaro mitzunehmen.

So hatte ich also keine Audienz; aber gesehen habe ich den Fürsten darum doch und zwar in nächster Nähe und ohne daß ich anfangs wußte, daß er es war.

Bei anbrechender Dämmerung schlenderte ich wieder einmal vor der Residenz herum. Unten an den Steinstufen zum Eingange stand in militärischer Aufstellung eine Reihe junger Burschen, bei denen man bald und ohne Mühe unterscheiden konnte, daß es um zwei Parteien sich handelte. Unter dem schon erwähnten kleinen Bordach saß ein älterer Herr in Landestracht, eine Cigarette rauchend, auf einem Feldstuhle gewöhnlichster Sorte. Ich hielt ihn für einen Palastbeamten oder so etwas. Er hielt eine Art Verhör mit den jungen Leuten. Schon seine Stimme hatte etwas ungemein Sympathisches, Sonores und Wohlklingendes im Klange der Orgel, noch mehr die ruhige, überlegene, wahrhaft väterliche Art, in der er sprach. Man hätte ihr die längste Zeit lauschen können, ohne daß man auch nur ein Wort verstand. Nicht weniger gefiel mir die Weise, in der die jungen Leute unten Antwort erteilten; es geschah respektvoll, in würdigem und bescheidenem Anstande und mit männlichem Freimut. Wie gesagt, ich hielt den Herrn für einen höheren Beamten, obwohl mir die Blicke auffielen, die einige Offiziere, welche die Gruppe umgaben, immer forschender auf mich richteten. Als

dann eine Dame vom diplomatischen Korps in feinsten Pariser Toilette vorbeirauschte und vor dem Herrn auf dem Feldstuhle einen Hofknirx bis fast zum Boden herunter machte, wußte ich, daß ich den Fürsten selber vor mir hatte, trotzdem diese Feldstuhlscene unter dem Vordächlein so gar nichts Fürstliches in dekorativer Richtung besaß. Ich entblößte nun selbstverständlich das Haupt und hatte auch auf einmal Ruhe vor den Blicken der Offiziere.

Die Scene spielte sich fort in Fragen und Antworten, nur daß jetzt auch eine ungemein imponierende Dame in europäischer Kleidung, das Haupt mit einem Spizentuch bedeckt, auf dem Balkon erschien und mit Interesse dem folgte, was unten vorging. Es war die Fürstin Milena. Und dann warf der Fürst die Cigarette weg, besann sich eine Weile und verkündete den Spruch. Wie er lautete, verstand ich wieder nicht; ich sah nur, wie ein Teil der jungen Leute in Begleitung der Offiziere abmarschierte, der andere aber frei davon ging, während der Fürst sich in das Palais zurückzog. Ich dachte an Scenen zu Zeiten Karls des Großen. Gerade so kam mir diese vor und die Dämmerung paßte ebenfalls trefflich dazu.

Ich habe den Fürsten dann auch bei Tageslicht gesehen. Er ist eine machtvolle Erscheinung, ein Mann, der schon äußerlich Hochachtung und Verehrung abringt. Die zahllosen Bilder, die von ihm existieren, geben auch nicht von ferne einen Begriff vom Eindrucke dieser eigenartigen, in der That bedeutenden Persönlichkeit. Einen besorgteren und klugeren Fürsten kann kaum ein Volk besitzen, einen liebevolleren Vater keine Familie. Er vereinigt in sich alle ausgezeichneten Eigenschaften seines Hauses, das Feingefühl für wirkliche kulturelle und civilisatorische Fortschritte mit der Treue an den schlichten, einfachen Sitten seines Landes, den ritterlichen Heldengeist mit dem Hochsinn und Gedankensflug des Dichters und Sängers und eine erstaunliche körperliche Kraft und Gewandtheit, die ihn zu einem der berühmtesten Bärenjäger in den schwarzen



Nikola I., Fürst von Montenegro.

Nach einer Photographie v. F. Knopfer.

Bergen machen. Mögen seine dichterischen Werke auch nicht die Höhe jener des großen Vladika Petar II. erreichen, so zeugen sie doch für ein wirkliches poetisches Empfinden. Und als Haupt der Familie hält er strenge auf gute Ordnung und Sitte und duldet keinerlei Ausschreitungen. So steht er da nicht bloß als Montenegros Fürst, sondern auch als dessen erster Mann, ein Beispiel für sein Volk. Dieses hängt dafür mit einer fast rührenden Liebe und Verehrung an ihm. Aber nicht nur es, sondern auch die Handvoll Fremde in Montenegro zollt dem Fürsten und seiner Familie aufrichtige Verehrung; während sonst gerade dieses Element nur zu gerne eine allzu starke kritische Ader besitzt, so bald es unter anderen Fremden ist.

Draußen in der Welt spöttelt und witzelt man freilich bis zum Ueberdruß über den Hof von Montenegro und sagt ihm allerlei nach. Man behauptet, der Fürst leide an Größenwahn. Warum? Weil er den Gedanken an das altserbische Reich im Volke wach erhält und selber von dessen Herrlichkeit singt und dichtet. Aber gerade darin verrät er den feinen Kenner der Volksseele, da er in ihr ein hohes ideales Feuer hegt und pflegt und immer wieder nährt. Man deutet auch wieder an, daß der Fürst sich auf Kosten des Volkes bereichere. Dann müßte dieses Volk irgendwie drückendere Steuern kennen, während es thatsächlich beinahe keine solchen hat, nach unseren Begriffen wenigstens. Man sagt der Fürstin allerlei kleine Züge nach, die ihre niedere Abkunft lächerlich machen sollen, vergißt aber das eine, daß diese Züge nur verraten, wie die Fürstin Milena mit ihrem Volke fühlt, mit ihm weint und mit ihm sich freut, wie eine echte Landesmutter. An eines aber haben sich selbst die ärgsten Lästermäuler nicht gewagt, nicht daran, an der Makellosigkeit der Sitten, die an diesem Hofe herrscht, sich zu vergreifen,

Und wer sind denn diese Lästermäuler? Diplomatische Lehrknaben, die für die erduldete Langeweile sich rächen und nachher in der Welt draußen sich interessant machen wollen,

daß sie über Sachen Räubergeschichten erzählen, für deren innere Schönheit ihr blasiertes und veräußerlichtes Fühlen kein Verständnis besaß — abgetafelte Glückskritter, die mit ein paar hundert Gulden in der Tasche und einer großen Einbildung im Kopfe in Cetinje anlangen und sich dann ärgern, weil ihre Hoffnung, hier in billiger Weise die Löwen der Gesellschaft spielen und daneben irgend etwas ergattern zu können, in Brüche ging — ordenshungrige Journalisten, die glauben, der Fürst sollte es sich zur Ehre anrechnen, daß sie für zwei Gulden fünfzig Kreuzer mit der Post von Cattaro nach Cetinje fuhren, und dann gräßlich enttäuscht sind, wenn sie statt des Ordens nichts erhalten als eine — Cigarette, enttäuscht, da der Fürst durchaus keine Miene machte, die Balkonfrage mit ihnen gemeinsam bei einer Tasse Kaffee zu lösen. Das sind die zum Teil recht unlauteren Faktoren, auf denen der dumme auswärtige Tratsch über den Hof von Cetinje basiert, wie übrigens auch die einfältigen Urteile über Land und Leute selber, die man zu kennen glaubt, wenn man nach dem Diner im Hotel Buletic halb gähnend einen Gang durch das Vertchen antrat, abends ein paar Flaschen Dreherbier an einem Tischchen unter den Bäumen vor dem Hotel trank und den folgenden Morgen wieder mit Gilpost nach Cattaro hinunter rasselte.

Ich kam einen Moment in entferntere Beziehungen zum Hofe. Die Seele voll von den schönen und tiefen Eindrücken, die ich in Montenegro empfangen, drängte es mich am letzten Vormittag meines Cetinjeaner Aufenthaltes, dem Fürsten in einigen Zeilen meine Bewunderung und Verehrung für sein Land und Volk auszudrücken und ihm zu danken für die Sicherheit und die Zuvorkommenheit, die ich überall fand, ohne daß es nötig gewesen wäre, irgend eine Empfehlung vorzuweisen. Ich erlaubte mir, dem Billet eines meiner Büchlein — es war „Aus sonnigen Tagen“ — beizulegen. Am 12 Uhr fuhr die Post ab; um 10¹/₂ Uhr gab ich das Paketchen dem Herrn Demetrius Tribotti mit der Weisung,

es ins Palais zu tragen. Der sonst so Dienstfertige wollte im ersten Augenblicke nicht recht; ich hatte überhaupt den Eindruck, daß sowohl er als der biedere Gastwirt zur „Palme“, Herr Partipani, gegen diese Brieffschreiberei entschiedenem Mißtrauen und so etwas wie den Verdacht hegten, ich sei am Ende gar nicht der, für den ich mich ausbebe, sondern beabsichtige eine Art Pimp bei Sr. Hoheit. Ich befahl aber Tribotti kategorisch, zu gehen, und ging dann selber noch ein letztes Mal zum Kloster der hl. Jungfrau hinunter, wo es mir stets so gut gefallen hatte. Auf der Rückkehr sehe ich auf einmal meinen Barbier von Sevilla, mit beiden Armen in der Luft fuchtelnd, in atemloser Hast auf mich zurennen. Und mit einer tieferen Verbeugung als sonst, sprudelte er heraus: „Komme, Gospodin, subito komme, Adjutante del Principe, große Offizier, attendere Signor in Palme.“ Der Leibadjutant war ein prächtiger, ordenbestreuter junger Offizier, der mich in fließendem Französisch ansprach. Er sagte, Hoheit lasse mir für Zeilen und Buch bestens danken und würde sehr wünschen, wenn ich meine Abreise um einen Tag verzögerte, damit ich mich bei Hof vorstellen könnte. Ich wies auf den in Cattaro fälligen Dampfer hin, mit dem ich fort müsse. „In diesem Falle wünscht Hoheit — fuhr der Adjutant fort — daß Sie persönlich als Gast des Fürsten nach Cetinje bringen, was Sie allfällig über Montenegro schreiben.“

Als der Adjutant gegangen, waren Tribotti und Partipani die verdoppelte Aufmerksamkeit mir gegenüber, als wollten sie Abbitte thun für den schändlichen Verdacht, den sie beim Schreiben des Briefes an den Fürsten hatten.

Hier will ich noch beifügen, daß Fürst Nikita die Schweiz zu kennen scheint und auf die Schweizer gute Stücke hält. Bis in die allerletzte Zeit waltete ein Genfer am Hofe als Erzieher der jüngeren Söhne des Fürsten, und seine große Meierei von 80 Rassenkühen, Schweizergeblüt, im Moratshathale, die zugleich für die dortigen Bauern eine Musteranstalt sein soll, wird von einem Waadtländer geleitet.

Das Sultansfest beim Vertreter der Türkei.

Ein Galatürke. — Beim perlenden Champagner. — Die demonstrierenden Cettinjesen. — Ein Charaktervolk.

Es war am ersten Tag in Cettinje.

Am Nachmittag sah ich, daß das Haus des türkischen Geschäftsträgers nahe beim Theater festlich beslaggt war und daß befestete Diener im großen Garten vis-a-vis geschäftig überall farbige Lampions aufhingen, in ganzen Zeilen an den Wegen und oben im Geäst der Bäume. Vor dem Hause begrüßte der Geschäftsträger, ein großer, fleischiger Herr in rotem Fes und schwarzem Anzug, mit schwammigem, fettigem, dunkelbraunem Gesicht einen eben angekommenen Muselman, einen wahren Idealtürken, wie er sonst nur in phantasievollen Bilderbüchern zu sehen ist: Es war ein mittelgroßer, schlanker Mann, grandseigneurmäßig in jeder Linie, Haar und Bart silberweiß, das Gesicht ungemein fein und doch kraftvoll geschnitten; auf dem Kopfe saß ein weißer Turban mit funkelnder Agraffe, über den weiten, farbigen Untergerändern aus schwerer Seide trug er einen reich mit Gold bestickten schwarzen Sammetkafan, vorn herunter, quer über die Beine baumelte an goldenem Gehänge der Krummjäbel mit reichverzierter Scheide und im Gurte steckten unvergleichliche Zierwaffen, reich mit Edelsteinen besetzt. Ein prunkvolleres, glänzenderes Kostüm, dabei so ganz zur Figur passend und so harmonisch, hatte ich bisher noch nie gesehen; dagegen sind alle Hoftheater- und Festzugtürken arme Feserln. Die beiden Herren verneigten sich mit über der Brust gekreuzten Armen in der heißen Sonne wohl ein dutzend Mal voreinander, so daß dem dicken Diplomaten der Schweiß von der Stirne perlte.

Ich fragte Tribotti, was da los sei, und er bemerkte, es sei heute Krönungstag des Sultans, und es gebe der türkische Gesandte abends ein großes Gartenfest, zu dem alle Notabili-

täten eingeladen seien. Der Prachttürke mochte vielleicht ein reicher, vornehmer Muselman aus Skutari sein, der zum Feste herbeigeeilt war.

Bei einbrechender Nacht war der ganze Garten glänzend illuminiert und zahlreiche Tische darin festlich gedeckt. Was Gettinje und Umgebung an Rang und Stand aufwiesen, kam daher: Diplomaten in bunten Uniformen mit Orden besäet oder im schwarzen Frack, Moslims in ihren reichen Gala-kleidern, Montenegriner, die nun statt des Langrockes wundervolle Seidenmäntel und seidene Dolmans trugen, aber alle ohne Damen. Bald saß eine prunkende und glänzende Gesellschaft beieinander. Der Fürst hatte zu Ehren des Sultan dem Geschäftsträger seine Militärmusik überlassen, eine etwa 40 Mann starke Kapelle, die recht artig spielte, u. a. auch die Phantasie über Wagners Lohengrin, die Ouverture aus der Martha u. s. w. Es wurde getafelt und getrunken — natürlich Champagner getrunken — daß die schwarzbefrackten Diener mit den roten Fes aus dem Laufschrift gar nicht herauskamen, und mit der ganzen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Diplomatie toastiert. Die Trinkreden stiegen und verpufften, gerade wie die Leuchtkugeln der zahllosen, abgebrannten Raketen, und nachher war es beiderorts — dunkler als zuvor.

Gewiß war ein solches Schauspiel für ein Nestchen wie Gettinje kein alltägliches, und in deutschen Landen hätte sich sicherlich selbst städtisches Publikum in hellen Scharen als Zuschauer eingestellt. Anders hier. Es herrschte eine eigentlich demonstrative Teilnahmslosigkeit von Seite des Volkes. Die paar Fremden und das bißchen eingewandertes Volk — worunter der italienische Maurer auch hier nicht fehlt — das war alles, was den Gartenzaun umstand. Das eingeborne Element ließ sich nicht blicken und that, als ob es rein taub gegen die herrlichen Weisen der Musik und blind gegen den Farbenzauber des Feuerwerkes wäre. Und doch kann dieses Volk auch mitmachen und zwar in stürmischer Begeisterung.

Eine solche herrschte, als ungefähr acht Tage vorher der Bulgarenfürst Ferdinand in Cetinje weilte. Jener Besuch hatte eben eine Spitze gegen den Erbfeind, gegen die Türkei. Diesem Erbfeind aber auch nur einen Schein von Interesse oder gar Sympathie zu bekunden, das ging den stolzen Cetinjesen über Vermögen. Lieber blieben sie zu Hause, so gerne sie auch der Musik gelauscht und das Feuerwerk gesehen hätten. Daß die offizielle Welt von Montenegro mitmachte, weil sie mitmachen mußte, begriffen sie; aber sie selber wollten nicht einmal als Zuschauer an etwas teilnehmen, das dem verhassten Padiſchah zu Ehren veranstaltet war.

Ich war schon lange zu Bette gegangen und hörte noch immer die Klänge der Musik und das Zischen des Feuerwerkes; besser als das alles hatte mir aber der würdige Stolz der Montenegriner gefallen, den sie bei diesem Anlasse offenbarten, der Stolz, der jede Neugierde und jede Lockung bezwingt, wo es sich um eine Ehrung des angestammten Feindes handelt. Auch hier zeigte sich ein großer Zug dieses Volkscharakters, gerade so groß, wie die in jüngster Zeit Mode gewordene Buckelmacherei und Betternschaft mit dem Großtürken unwürdig und klein ist, selbst wenn mächtigste Männer, die in anderem sonst die größte Verehrung Europas verdienen, sich ihrer schuldig machen.

Geschichtliches und Allgemeines.

Die Vladiken. — Weltliche Fürsten. — Die Eroberungen von 1877. — Das Land. — Materielle Reformarbeiten. — Schulgesetzgebung.

Es war nach der für das alte, serbische Zarenreich so unglücklichen Schlacht von Kossowo Folge mit den Türken im Jahre 1389, als ein Teil des verrathenen Serbenheeres sich in die schwarzen Berge schlug, um dort frei und unabhängig vom Türkenjoch zu leben. Das kleine Staatswesen stand anfangs unter Wojwoden, den obersten Anführern im Kriege; 1515 ging die Herrschaft an die Metropolitcn, die

kirchlichen Oberhäupter über, die in dem 30 Jahre zuvor gegründeten Kloster zur hl. Jungfrau in Cetinje ihren Sitz aufgeschlagen hatten und noch jetzt dort residieren. Sie regierten unter dem Titel Bladika. Montenegro war nun eine Art Kirchenstaat, aber doch wieder vor allem Kriegerstaat, in dem die Krieger — eine erbliche Kaste — die herrschende Klasse waren. Mit Bladika Danilo von Neguš ging 1697 die Herrscherwürde erblich an den Stamm von Neguš über. In ihm erhielt das Ländchen den ersten bedeutenden Herrscher. Er trat in ein Bündnis zu Rußland und Venedig, und führte das Gubernatorenamt ein, das die weltliche Verwaltung zu besorgen hatte, ein Dualismus, der indessen später nur zu Reibereien führte. Bald nach Danilo kommt der noch ungleich größere Bladika Petar I., ein Heiliger in Bezug auf seinen Lebenswandel, groß als Krieger und Regent und Montenegros erster Gesetzgeber, der die überlieferten Rechtsanschauungen und Gebräuche im Zakonik, im ersten Reichsgesetzbuche, niederlegt. Ebenso bedeutend, wie er, ist sein Nachfolger Petar II., dessen sterbliche Ueberreste auf dem Gipfel des Lovćen begraben sind. Er ist der erste Regent aus der Familie Petrowitsch des Negušaner Stammes, der auch der jetzt regierende Fürst angehört. Durch ihn wurde Montenegro zum ersten Male in die Bahnen europäischer Kultur und Civilisation hineingelenkt. Er führte einen machtvollen Kampf gegen wilde Sitten und Gebräuche, bahnte verschiedene Reformen an, ersetzte auch das Gubernatorenamt durch einen Senat von zwölf Köpfen und führte eine Klassensteuer ein. Auf ihn folgte der ebenfalls bedeutende Bladika Danilo aus der gleichen Familie. Er setzte das Reformwerk seines Vorgängers fort, gab ein zeitgemäßeres Gesetzbuch, den Codex Danilo, heraus, führte eine bescheidene Grundsteuer ein und dekretierte unter Auflösung der alten Kriegerkaste die allgemeine Militärpflicht. Er legte sodann die Metropolitenvürde nieder, verwandelte Montenegro in ein weltliches Fürstentum unter der erblichen Thronfolge und absoluten Herrschaft der Petrowitsche aus dem



Fürstin Milena von Montenegro.
Nach einer Photographie v. Adèle, Wien.

Stamme Reguš. Sein Nachfolger wurde im Jahre 1860 der jekige Fürst Nikita I., Petrowitsch, Reguš, der redlich und mit Geschick und Eifer in den Fußstapfen großer Vorfahren weiter schritt.

So einfach sich diese Daten lesen, liegt doch eine Unsumme blutiger Ereignisse zwischen ihnen. Die Geschichte des Landes ist nichts anderes, als eine fast fortwährende erbitterte Abwehr der Einfälle übermächtiger Türkenheere. Und gab es auch Perioden offiziellen Friedens, erkannten die albanesischen Grenzstämme einen solchen nie an und betrieben Einfälle auf eigene Faust, worin dann die Montenegriner auch wieder blutiges Gegenrecht hielten.

Auch die Regierung des jekigen Fürsten war bewegt genug. Kaum auf dem Throne, wurde er 1862 in einen Krieg mit dem alten Erbfeinde verwickelt, den er mit wechselndem Glücke führte. Neben der Fortsetzung der Reformarbeiten auf bürgerlichem Gebiete betrieb er nach demselben unablässig die innere Kräftigung der Heeresmacht, die dann im Kriege von 1876/77 mit der Türkei eine Ruhmesthat nach der anderen vollbrachte. Im Juli 1876 wurde das viel stärkere Heer Mukhtar Paschas fast aufgerieben und die Festung Medun erobert; das Jahr darauf fand das Heer Suleiman Paschas eine blutige Niederlage, und die Montenegriner bemächtigten sich der Festungen von Spuz und Antivari. Brachte der Berlinervertrag Montenegro auch nicht alles, was es wünschte, so gab er ihm doch eine ganz bedeutende Gebietsvergrößerung im Norden mit dem Gebiete von Nikschitsch und dem Thale von Piwa und im Süden die herrliche Gegend von Podgoriža, sowie die Ankerplätze von Dulcigno und Antivari am adriatischen Meere, den größten Teil des Skutarisees und seiner Gelände, wo die Rose das ganze Jahr hindurch blüht.

Montenegro mag heute circa 300 000 Einwohner zählen und über ein Heer von 60 000—70 000 Mann verfügen, wobei freilich vom 15. bis zum 60. Jahre alles militärpflichtig ist an männlichem Geschlechte, was gesund ist und gerade Glieder

hat. Das Land ist zumeist Karstland und als solches fast überall gleich. Nur im Gebiete der Moratscha und Zeta, sowie vereinzelt auch im Norden, hat es einige große Striche im Charakter unserer subalpinen Gegenden, mit etwas südlicherem Gepräge freilich, und am Skutarisee hinwieder Gegenden, wo des Südens vollste Fülle waltet. Typisch für Montenegro ist darum aber doch das Karstgebiet. Und wer nicht gerade Specialstudien treiben will, dürfte das arme Ländchen genügend kennen lernen, wenn er einen Abstecher nach Cetinje macht; Er würde freilich im Innern noch ärmlichere Dörfchen finden, viel mehr Hütten, wie ich sie bei Regus schilderte, und weniger zweistöckige Häuschen; aber im ganzen würde es doch ziemlich genau dasselbe sein, besonders auch in Bezug auf die Bevölkerung und ihr Wesen.

Fürst Nikita giebt sich redlich Mühe, das Ländchen auf allen Gebieten zu heben unter strenger Wahrung seiner Eigenart. Die materielle Hebung wird sich zwar stets in bescheidenem Rahmen bewegen. Wohl kann in den neu erworbenen Gebieten im Süden sicherlich noch ungleich mehr an Bodenerzeugnissen gewonnen und diese können noch viel besser verwertet werden, und in jenen Gegenden, in denen eine Viehzucht in unserem Sinne möglich ist, bleibt ebenfalls noch vieles, fast alles zu thun übrig. Der Fürst ist auch in dieser Richtung thätig und hat, wie bereits erwähnt, im Moratschathal eine große Mustermeierei eingerichtet, und läßt ferner junge Leute für den Handel ausbilden. So bin ich auf der Rückreise mit einem jungen Montenegriner aus Podgoriza zusammengetroffen, der nach der Handelsschule in Genf abging, nachdem er zuvor diejenige von Bozen besucht hatte. Aber das alles ist doch nur der kleinste Teil des Landes. An eine mehrere materielle Hebung des Karstgebietes ist dagegen kaum zu denken. Wo eine Gegend so arm ist, daß man auf jede Handvoll Erde acht giebt, jeden Schluck Wasser schätzt und zu jeder verkrüppelten Baumwurzel als Brennmaterial Sorge hält, wird auch ein agrilkulturtechnisches Genie

keinen Wohlstand herauszuschlagen, um so weniger als in diesen Formationen weder an Kohlenlager noch Petroleumquellen zu denken ist, so sehr man dem holzarmen Ländchen gerade solche wünschen möchte. Aber da giebt es nicht einmal ein Torfmoor.

Wie besorgt der Fürst wiederum für die geistige Hebung ist, zeigt das vom ihm erlassene Schulgesetz. Nach demselben ist der Schulbesuch vom 7. bis zum 13. Altersjahre obligatorisch und unentgeltlich. Zugleich ist jede konfessionelle Genossenschaft gesetzlich verpflichtet, für die religiöse Erziehung der Kinder ihrer Konfession genügend Sorge zu tragen. Eltern und Vormündern, die renitent sind, kann das Eltern- und Pflegerecht abgesprochen werden. Wo eine Mädchenschule besteht, gelten für diese die gleichen Bestimmungen; wo sich keine solche findet, können die Eltern die Mädchen in die Knabenschule senden, aber nur bis zum 10. Jahre, dem dortigen Alter angehender Geschlechtsreife. Im fernern sind alle Eltern verpflichtet, für einen regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes durch ihre Kinder an Sonn- und Feiertagen zu sorgen. Obligatorische Unterrichtsfächer sind: Religion, Sprache, Rechnen, Schreiben, Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen, Singen und Körperübungen. Ein Lehrer I. Klasse bezieht 500 Gulden Gehalt, ein solcher II. Klasse 400 Gulden und ein Lehrer III. Klasse 300 Gulden. An der Spitze des Schulwesens steht ein Landesschulinspektor. Zur Zeit sollen ungefähr 180 Schulen mit 250 Lehrern und 10 000 Schülern und Schülerinnen bestehen. Wo Schulhäuser vorhanden sind, sollen dieselben überall anständig und hübsch sein; die Lehrer selbst werden allgemein als tüchtige Leute geschildert, die in gutem Ansehen stehen. Dabei ist nun freilich nicht zu übersehen, daß dieses Gesetz für große Striche nur auf dem Papiere besteht und für sie noch lange nur so bestehen wird. Es giebt zahllose weltverlorene Dörfchen mit bloß ein paar Hütten, wo schlechterdings für eine Schule kein Raum ist und wo eine solche nur die eine Folge hätte, daß die Leute auswandern würden. Wiederum reichen die Mittel der Staatskasse nicht

aus, überall so einzugreifen, wie nach den Umständen eingegriffen werden sollte. Nach dem Kriege von 1877 mußte sogar wegen Ebbe in der Staatskasse vorübergehend das ganze Gesetz suspendiert werden. Derart dürften noch immer circa 16 000 montenegrinische Kinder ohne alle Schulung aufwachsen. Immerhin ist im obigen schon Gewaltiges erreicht, wenn man bedenkt, daß noch vor einem Menschenalter sozusagen keine einzige Volksschule existierte.

Man möchte sagen, als absoluter Herrscher habe der Fürst gut verfügen. Aber er bedarf großer Klugheit. Denn bei aller Verehrung bleibt der Montenegriner auch dem Fürsten gegenüber der selbstbewußte Mann, der auf seine Unabhängigkeit stolz ist und allen Zwang haßt. Wie alle Bergvölker ist er auch Feind jeglicher Vielregiererei und vor allem der Steuern. Die Kraft des Fürsten und seines Regiments beruht lediglich auf dessen inniger Fühlung mit dem Denken und den Anschauungen des Volkes und im Besitze eines durch solideste Mittel erworbenen Vertrauens desselben, das ein zu radikales Vorgehen in diesen oder jenen Reformen bald genug erschüttern würde. Langsam, sicher und fest heißt es auch hier, umsomehr als nicht bloß diese Eigenschaften des Volkes in Berechnung zu ziehen sind, sondern die verschiedenen Stämme und ihre Clane, die eine zu starke Geltendmachung persönlichen Einflusses auf die Länge nicht duldeten.

Noch einiges über Montenegriner und Montenegrinerinnen.

Sittenreinheit. — Mäßigkeit. — Ehrlichkeit. — Tapferkeit. — Kriegsart.
 — Stellung des Weibes. — Eine montenegrinische Juno. — Religiöse
 Seite. — Sanitaires.

Nirgends giebt es so schöne Blumen, wie auf den Bergen, und nirgends so schöne — Menschen.

Ich will hier nicht von allgemeineren Sitten und Gebräuchen reden, da ich zum größeren Teile wiederholen müßte, was teilweise schon beim Slovenen, ganz besonders aber bei

den Dalmatinern und Bocchesen, als ebenfalls Süd-Slaven, gesagt worden ist. Wäre auch die Nummer ein wenig anders, bald etwas gröber, bald etwas feiner, würde doch der Faden der nämliche sein.

Aehnliches könnte nun freilich auch von den Charaktereigenschaften gesagt werden, in Bezug auf die Tugenden sowohl, wie auf die Untugenden, nur daß beide beim Sohne der Berge in seinen abgeschlossenen Dolinen zum noch schärferen Ausdrucke gelangen.

Ist der Südslave überhaupt sittenrein, mäßig und anspruchslos, so ist der Ernagore es bis fast zur Askese.

Die Sittenreinheit ist ihm ein Kult der Manneswürde und des Männerstolzes, die er hoch über alles hält, die Mäßigkeit eine Schule der Tapferkeit, die für ihn vom Begriff Mann unzertrennbar ist; neben diesen beiden Begriffen treten diejenigen von mehrerer Wohlhabenheit und größerer Armut gänzlich zurück. Wer sich im Kriege mit Ruhm bedeckt, ist der gefeierte Held, und bleibt er nachher auch sein Leben lang arm wie ein Bettler; wer sich aber gegen die Sitte verfehlt, ist ein verachteter Wicht, den kein Gold der Welt zu rehabilitieren vermag.

Wäre es mir nicht von glaubwürdiger Seite versichert worden und von anderer gewichtiger Seite nachher bestätigt, ich hätte es nicht glauben mögen, wie weit die Bedürfnislosigkeit dieser Leute geht, so weit nämlich, daß die meisten von ihnen nur einmal im Tage Warmes zu sich nehmen und dann meist noch ärmliche Pflanzkost, und daß sie die riesigsten Marschleistungen bei Brot und etwas Milch und oft selbst nur bei Wasser ausführen. Und dabei bleiben sie solche Kraftnaturen, solche Riesen. Hier werden freilich die Lehrmeinungen mancher unserer modernen Hygieniker über den Haufen geworfen. Luxuriös ist der Ernagore nur in Tracht und Waffen, und ich glaube, es giebt Tausende, bei denen diese ganz bedeutend mehr wert sind, als ihre Hütten mitsamt dem ganzen Mobilien.

Weiter ist der Montenegriner die Bravheit und Ehrlichkeit selber, ehrlich im Wort und in der That und von der rührendsten Gastfreundschaft. Es liegt in der That keine Uebertreibung in dem Spruche, daß man ganz Montenegro mit verbundenen Augen durchreisen kann, ohne daß einem etwas abhanden kommt, von Seite der Montenegriner wenigstens.

Dabei ist er eine hochbegabte Natur und besitzt alle Merkmale einer edeln Rasse. Zeichnet der Südslave sich überhaupt durch schnelle Auffassung, Scharfsinn und durch seltene Talente in der Redekunst, der Dichtkunst und Musik aus, treten diese Eigenschaften beim Montenegriner wo möglich noch prägnanter hervor, wozu die Einsamkeit seiner Natur, die Weltabgeschiedenheit und das Klima auch das ihrige mögen beigetragen haben.

Was man ihm von Grausamkeit nachredet, ist durchaus unzutreffend. Wohl gab er früher keinen Pardon im Kampfe — so wenig wie die alten Schweizer — aber er erhielt auch nie solchen. Daß er sich jedoch im Kriege je die Brutalitäten einer zügellosen Soldateska civilisierter Staaten oder gar jene türkischer Truppen erlaubt hätte, dafür wird man vergeblich nach Beweisen suchen. Nachdem dann Montenegro der Genfer Konvention beigetreten war, hielt es deren Bestimmungen getreulich ein und lieferte am Ende des Krieges von 1877 an die Türkei 11000 nach Möglichkeit verpflegte Gefangene aus; die Türken dagegen hatten keinen einzigen gefangenen Montenegriner abzugeben; alle wurden massakriert; der Genfer Konvention war die Türkei deshalb doch beigetreten. Richtig ist, daß der Montenegriner von jeher der Schrecken und das Entsetzen seiner Feinde war, besonders im Handgefechte mit dem funkelnden Handjar ein fürchterlicher Gegner, der Opfer um Opfer niederstieß. So tötete er wohl viele Feinde, aber er marterte sie nicht. Die allgemeine Furcht, die er als Handkämpfer einflößte, mag die Ursache der schrecklichen Blutmärchen sein, die über ihn cirkulieren. Seine Vorliebe im Kriege ist auch nicht das

Gefecht in gedeckter Stellung, sondern der offene Kampf, Gegner gegen Gegner, und ein so guter Schütze er ist, lieber noch als mit der Flinte kämpft er mit dem Handjar. Dabei kommt ihm freilich auch seine fabelhafte Marschfähigkeit zu statren, die ihm gestattet, einen Feind über unwegsame Gebirge hinweg plötzlich zu überfallen, während dieser ihn noch weit weg wächte.

Um aber auch seine Schattenseiten zu berühren, muß bedauert werden, daß der Montenegriner nicht mehr Sinn für eine behagliche Häuslichkeit hat, nicht mehr für die Handarbeit und auch nicht mehr für eine würdige Stellung der Frau und des weiblichen Geschlechtes überhaupt. Den wenig entwickelten Sinn für die Häuslichkeit hat er zwar mit manchen slavischen Stämmen gemeinsam; aber so kraß dürfte er anderswo doch kaum zu Tage treten. Es giebt freilich auch Montenegriner, die arbeiten und sogar hart arbeiten; aber doch nur, weil es sonst mit dem Leben alle wäre und ohne jegliche Achtung vor der Arbeit als solcher. Prinzip ist immer, daß die Arbeit des Mannes unwürdig sei und nur dem niedriger stehenden Weibe gezieme oder dem — Zigeuner; das andere ist von den Verhältnissen abgerungene Ausnahme. Nachdem die Periode der Kriege zu Ende ist, wird wohl auch in dieser Richtung nach und nach eine sittlichere Auffassung Platz greifen; von heute auf morgen wird es freilich kaum geschehen.

Und nun die Stellung der Frau.

Man geht entschieden zu weit, da man behaupten will, der Ernagore behandle sein Weib als Sklavin. Das ist nicht richtig. Dazu ist er zu sehr Christ. Aber sie ist ihm weder Gefährtin, noch Freundin oder gar Geliebte in unserem Sinne, sondern ein von Natur aus zum Gehorsam und Dienen bestimmtes Wesen, ungleich mehr als beim katholischen Südslaven, wo sich die höhere römisch-katholische Auffassung auch in dieser Richtung wohlthätig und für die Frau befreiend geltend machte. Die Stellung des Weibes in Mon-

tenegro charakterisiert sich schon darin, daß eine am Wege sitzende Frau sich erheben wird, so bald ein Mann vorüber schreitet. Ignoriert der Ernagore das Weib öffentlich und tritt dasselbe dort nur im Kreise seiner Pflichten auf, so ist er zu Hause gegen die Frau zwar nicht roh, aber kalt, gemessen, will von ihr als Herr und Gebieter behandelt sein, dem sie die Hand zu küssen hat, und hält jeden Ausdruck von Zärtlichkeit zurück, da ein solcher ihm nicht vereinbar mit der Manneswürde erschiene. Daß auf ihr die ganze Last der Arbeit ruht, ist für ihn ohne Weiteres selbstverständlich. Und trotzdem weiß das montenegrinische Weib der Trauer kein Ende, wenn ihr eifriger Gebieter stirbt; es rauft sich die Haare an seiner Leiche, kräzt das Gesicht sich blutig und preist den Verstorbenen in allen Tugenden, preist ihn als ihren toten Helden, ihren toten Adler. Armes Weib!

Hier liegt vielleicht der wundeste Punkt der montenegrinischen Zustände, der noch lange nicht ganz zu beseitigen sein wird, sich aber immerhin einigermaßen bessert.

Der gebildete Montenegriner räumt seiner Frau und seinen Töchtern, der Mutter und den Schwestern bereits die Stellung ein, welche die europäische Frau besitzt, freilich nur innert den eigenen vier Wänden; denn öffentlich darf er es in den meisten Fällen noch nicht wagen. Um so herzlicher mag dann dieses heimliche Glück sein, das der Umgebung sorgfältig verborgen wird.

Bei der verschupften Stellung der Montenegrinerin und der harten



Arbeit, die ihr obliegt, wird man sich nicht wundern, wenn sie frühe welkt, Männern gegenüber scheuen Wesens ist — unter sich freilich gesprächig wie nur irgend eine ihrer Schwestern — und fast immer etwas verwahrlost und verpudelt aussieht, trotzdem die Mädchen meistens ungemein hübsch und zierlich sind mit lebhaftem, intelligentem Gesichtsausdruck, ganz nach dem bei Regus geschilderten Schlag. Da alles das dem Reisenden schon auf der Landstraße nach Cetinje auffällt, wie mag es erst sein, wo es auf 30 und mehr Stunden nur Saumpfade hat und von einem europäischen Einfluß kaum mehr die Rede ist?

Uebrigens keine Regel ohne Ausnahme.

Der Zufall wollte, daß ich von Cetinje nach Cattaro mit einer montenegrinischen Dame allein in der Postkutsch fuhr. Ich war zwar im Anfange über solches „Allein“ gar nicht erbaut, da diese Fahrt zu zweit dem Postillon sichtlich nicht zu passen schien; aber ich fand mich dann mit der Lage nach Kräften ab, gemäß den Mahnungen Ghemos. Das war nun eine königliche Gestalt, eine wahre Juno der schwarzen Berge mit einem starken, edelgeschnittenen Kopfe, seelenvollen Schwarzaugen, die Haare gleich einer stolzen Krone aufgesteckt, an der ein feiner Spizenschleier befestigt war. Das Kostüm bestand aus einer Art Blouse von perlgrauer Seide mit einer schmalen feinen Goldstickereiborde längs des Halses und vorn über den Busen bis zum Gürtel hinab, aus einem Rock von mouffelinartigem Stoffe in blaß rosa und darüber die nach Taille geschnittene Haljina in weißgrün, ebenfalls mit Goldlißchen eingefast: eine Farbenzusammenstellung von exquisitem Geschmack. Es war ein Weib an Gestalt, Haltung und Gebärden, wie eine Mutter von Königen, freundlich und ernst in ihrem Wesen, Güte und Hoheit im Blick. So mag man sich eine Madame Lätitia, die Mutter der Napoleoniden, in ihren Blütejahren träumen. Leider konnte sie nur serbisch und unsere Unterhaltung bestand nach einer ersten Begrüßung lediglich darin, daß wir eine Weile einander verstohlen an-

her, bei den Männern dann auch noch von der Kappa, die, so schmuck sie ist, keinerlei Schutz gegen das an den weißgrauen Steinflächen doppelt grell reflektierende Sonnenlicht gewährt.

Ich habe versucht, Licht- und Schattenseiten dieses Volkes möglichst objektiv einander gegenüber zu stellen. Die Bilanz ergibt einen solchen Ueberschuß schöner und edler Tugenden, daß ich immer nur mit Bewunderung an dasselbe denke.

Aus der Umgebung.

Allgemeines. — Belvedere. — Auf dem Nationaldenkmal. — Der Archimandrit.

Es giebt wenig Ausflüge in unserm Sinne um Cetinje herum.

Man könnte über Stock und Stein wohl nach den benachbarten Dörfern Kosieri, Dobroztó-Selo oder Ugni wandern, fände aber nur ein Reguś in reduzierter Form. Auch eine Tour nach Rijeka schien mir nicht besonders lohnend. Einen Cetinjeaner mag es zwar ungemein locken, jene milde, waldige Gegend zu sehen; aber dieses Genre hat man in Mitteleuropa unendlich schöner. Noch weiter nach Süden zu gehen, erlaubte mir aber die Zeit nicht; zudem wäre man dort wieder in eine andere und neue Kulturzone gekommen, in jene der Südhälfte der Balkanhalbinsel und über den südslavischen Stamm hinaus.

Dagegen sind Cetinje und Umgebung wie gemacht zum behaglichen Flanieren. Es schlendert sich besonders des Morgens und Abends in der reinen, frischen und kühlen Bergluft köstlich, die der unseren nicht nachsteht. In einer guten halben Stunde ist man oben auf dem Belvedere, wo sich die ähnliche Aussicht bietet, wie auf dem Scheitel des Krivackó-Passes, nur daß man die Berge von Antivari und die „Prokletigori“ Albaniens, die „verfluchten Berge“ des Volksmundes, in fast unmittelbarer Nähe hat. Eine hübsche Aussicht nach Norden

bietet sich vom großen Wasserreservoir aus, das der Fürst auf einer waldigen Anhöhe, ebenfalls südlich von Cetinje, für dessen Versorgung mit gutem Trinkwasser erstellen ließ. Auf einem stattlichen Hügel im Westen, auf dem ein sorgfältig gepflegter Weg durch parkähnlich angepflanztes Jungholz führt, ist das Nationaldenkmal errichtet: eine griechische Kuppel mit goldenem Kreuz, die sich über einem mächtigen, Sarkophagartigen Marmorblock wölbt, welcher die Namen der berühmten Bladiken und Fürsten aus dem Stamme Regus in goldener Schrift trägt. Den Platz zäumt eine handartige Anlage von schönen Gartenblumen ein. Nicht, daß das Denkmal irgendwie künstlerische Bedeutung hätte, wenn es auch recht hübsch ist. Aber kennt man sich in Montenegros Geschichte erst ein klein wenig aus, erweckt es duzend schöne und große Erinnerungen und auch in seiner Einfachheit spricht es die Sprache der Pietät eines Volkes. Und diese Sprache ist heilig.

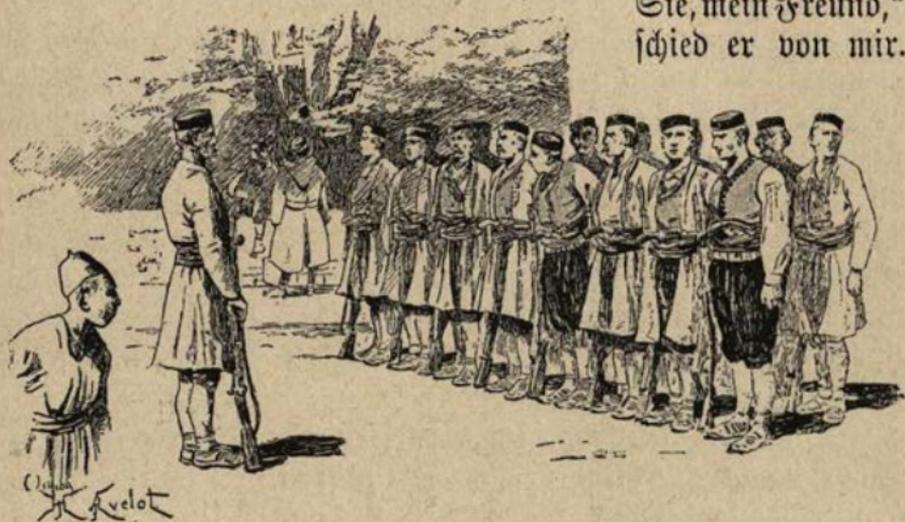
Man hat hier zugleich eine besonders schöne Aussicht auf das ganze Becken von Cetinje, auf alle Felsenklippen und -Zacken und Bergesgipfel, die es umsäumen, bis hinüber zum Lovćen, der längst auch mein Liebling geworden war. Etwas links, in nächster Nähe, liegt der Rundturm Tabia, ein recht graufiges Denkmal, an dem noch vor nicht allzulanger Zeit die abgeschnittenen Schädel im Kampfe gefallener Türken und Albanesen als Trophäen zur Schau ausgestellt wurden.

Während ich jener wilden Zeiten gedenke, waren einige Weiber mit gefüllten Gießkannen heraufgekommen, um die Blumen zu begießen. Sie sangen ihre melancholischen Weisen dazu, vielleicht aus der Zeit, da der Turm Tabia jene blutige Zier trug. Ich fühlte mich eigentümlich ergriffen von dieser stillen Scene mit ihrer großen, inneren Harmonie von Natur, Menschen, Historie und ihren Denkmälern. Auch der Archimandrit, der seine Morgenpromenade machte, hatte sich eingefunden; ein ehrwürdiger Herr von mild-priesterlichem Wesen und einer gewissen vornehm weltmännischen Art im Aeußeren. Er begann ohne viel Ceremoniell eine Unterhaltung, die um

vieles intensiver geworden wäre, wenn die beidseitigen Sprachkenntnisse noch etwas besser geklappt hätten. Wir gingen gemeinsam wieder thalwärts.

Er wünschte meine Eindrücke über das, was ich bis jetzt gesehen, zu erfahren, und meinte, man müsse mit den nationalen Fehlern des Volkes einige Nachsicht haben; sie seien zum Teil Produkte einer ehrenvollen Geschichte und ließen sich erst nach und nach ablegen, sofern man nicht das schöne innere Gleichgewicht dieses Volkes ins Wanken bringen und an Stelle bisheriger Mängel neue noch größere pflanzen wolle. Er zweifle nicht, daß die Männer sich zusehends mehr und mehr der Arbeit zuwendeten, den Friedensarbeiten in unserem Sinne. Die Verhältnisse sorgten schon dafür. Die jetzige lange Friedensperiode bedinge eine bisher nicht gekannte Bevölkerungszunahme, und sie erfordere wiederum eine zunehmend stärkere Arbeitsleistung. Aber auch trotz einer letzteren würden manche Landeskinde noch zur Auswanderung gezwungen sein, und zwar gerade wegen der Bevölkerungszunahme. „Unser Land ist eben arm, sehr arm,“ seufzte der würdige Herr, dem sichtlich jedes Landeskind von Herzen leid that, das um der Existenz willen die „schwarzen Berge“ verlassen mußte. Ich bemerkte, die Welt müsse nur erst wissen, wie hochinteressant und schön die Gegenden und das Volk seien, und wie sicher und bequem es sich auch hier reise, so werde sich bald ein namhafter Fremdenstrom in das Land ergießen, der vielen zur Existenzquelle werden könnte. Halb wehmütig erwiderte der Geistliche: „Die Fremden haben Montenegro bis jetzt wenig Gutes gebracht.“ Wenn nur brave Menschen kämen, würde es schon recht sein. Aber zur Mehrzahl möchte es doch Volk mit leichten Sitten sein oder wenigstens Leute, welche den Eingebornen den üppigen Lebensgenuß anderer Gegenden ständig vor Augen führten und so an der bisherigen Zufriedenheit rüttelten. „Und da will ich,“ fuhr er fort, „das Volk lieber in seiner jetzigen Armut wissen, als eine Beute solcher Einflüsse. Bei bitterer Armut sind die Montenegriner gut und stark geblieben, die

Leichtlebigeit würde sie ruinieren.“ Er fragte mich dann auch verschiedenes über die Schweiz, und war nur ob einem erstaunt, daß auf unseren Bergen bei 1400 Meter Höhe noch die herrlichsten Wälder und bei 1500 und 1600 Meter noch prächtige Alpen zu finden seien. Mit einem liebevollen „Gott segne Sie, mein Freund,“ schied er von mir.



Bei der Kaserne.

Kaserne. — Exercierplatz. — Soldaten. — Waffentanz mit Handjar und Revolver.

Ich wollte auch Montenegros Armee sehen und wanderte deshalb zum Kasernenplatz hinaus.

Die langgestreckte, niedrige Kaserne — langweilig bis zum Gähnen, wie alle neuzeitlichen Kasernen — ist der Stolz der Cetinjesen, und sie würden es leicht übel nehmen, sagte man nicht, ihre Kaserna suche ihresgleichen. Vor derselben liegt ein großer Exercierplatz, der voll übender Soldaten war — Rekruten oder Milizen in unserm Sinne, da es ein stehendes Heer in Montenegro nicht giebt; sondern das ganze männliche Volk vom Knaben bis zum Greise ist, wie schon bemerkt, im Ernstfalle Soldat, und, wenn es sein muß, die Weiber auch. Als Uniformen tragen die Montenegriner ihre Nationaltracht, die glücklichste aller Uniformen, bis auf die poesievolle Kappa,

die weder Augen noch Nacken schützt. Auch die Offiziere sind so uniformiert; nur daß sie besondere Rangabzeichen tragen, die aber einem Fremden zuerst gar nicht auffallen. Diese Uniform ist nicht bloß darum glücklich, weil sie die Leute proper und stramm kleidet, sich angenehm und leicht trägt und den Körper gut schützt, sondern durch sie ist gleichsam das gesamte montenegrinische Volk allezeit eine einzige reguläre Armee, sogar die Mädchen, welche die Kappa tragen. Das ist nicht ohne Wert in einer Zeit, in der die im Sittenbegriffe reduzierte Großstaatsdiplomatie auf die Kleinstaaten einen Kaperbrief ausstellen möchte, indem sie die Volkserhebungen gegen frevelhafte, feindliche Occupation eines Landes kriegsrechtlich aberkennen will, freilich ein Wahn der Thoren, da man nicht Gesetze unterbinden kann, die in der Natur selber liegen und einen wesentlichen und größten moralischen Faktor im Völkerverleben bilden.

Die Soldaten auf dem Exerzierplatze waren durch das Band Leute aus den besten Jahrgängen, an Körper und Haltung alles Männer, die das Entzücken jedes Militärschwärmers gewesen wären. Sie exerzierten nach den modernen Exerzierreglementen, und das ging alles so stramm, so leicht und so elastisch, und vor allem auch so ohne Gelärm und Gepolter und Gesluche, daß ich fand, man sollte in Zukunft allzu große Fluchmäuler schweizerischer und anderer Drillmeister zur besseren Erziehung nach Cetinje schicken, damit sie dort den Begriff „Achtung vor dem Manne“ lernen. Es war eine wahre Augenweide, diesen Mannschaften eine Weile zuzuschauen; auf die Länge wurde es freilich auch hier fade, wie die ganze Exerziererei allerorts.

Ich hatte gehofft, bei dieser Gelegenheit das berühmte Waffenspiel zu sehen, das in Montenegro mit Handjar und Pistole ausgeführt wird, fand mich darin aber getäuscht. Später wurde ich dann doch Zeuge desselben zwischen zwei Montenegrinern. Es macht einen starken Eindruck. Ungleich größer muß aber dieser Eindruck sein, wenn man es

unter Verhältnissen sieht, wie Dr. Schwarz. Ich benütze darum lieber seine Schilderung im schon mehrfach zitierten Werke. Er schreibt darüber:

„Zuerst sprangen zwei Männer auf, um sich in geringer Distanz einander gegenüber zu stellen. Der eine zog den Handjar, der andere den Revolver aus dem Gürtel, und während ersterer mit der funkelnden Klinge blitzschnelle Hiebe durch die Luft führte, feuerte letzterer in kurzen Intervallen schräg in die Luft. Dazu chassierten sie, indem sie gummiballartig ihre Körper hoch empor schnellten und mit den flinken Fußspitzen, Ballettänzerinnen gleich, in der Luft wirbelten, bald rechts, bald links, oder auch chargierten, alles unter lebhaftem Jauchzen und Schnalzen mit der Zunge und den Fingern der freien Hand. Nach einer Weile aber fielen sie sich in die Arme und küßten sich herzlich. Und dann tanzten mehrere Paare zugleich und endlich war alles auf den Beinen. Es gab, wohin man blickte, ein einzig Drehen und Wirbeln; immer lebhafter blitzten die Augen; krampfhaft rasch wurden die Bewegungen; das Jauchzen und Schreien, das Ausstoßen gellender, unartikulirter Laute; das Schnalzen und Schießen betäubten das Ohr, und die gleißenden Linien der blanken Klingen blendeten das Auge. Die Aufregung in den Mienen wuchs, die Adern schwellen, die Lungen keuchten, und es war, als ob es einen wirklichen Kampf gelte; haarscharf fuhr die mörderische Klinge am Haupte des Partners vorüber, und die Kugeln fielen in immer größerer Nähe nieder.

Es war ein schönes, außerordentlich aufregendes Schauspiel. Selbst die Wangen der zuschauenden Kinder röteten sich stärker dabei. Welche Beweglichkeit, welch' natürliche Grazie, welche Schnellkraft eignet diesen Natursöhnen an; aber welche Furie, welche Wildheit, welch verzehrendes Feuer steckt auch in ihnen.“

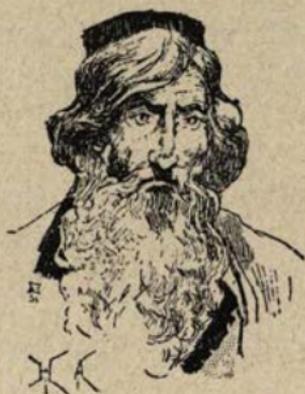
Wie gesagt, in dieser Ausdehnung habe ich diesen eigenartigen Tanz nicht gesehen; aber auch nur zu zweit ist fein Eindruck ein unvergeßlicher, besonders die virtuose

Handhabung des Handjars und der Gesichtsausdruck bei dessen Handhabung. Im übrigen hätten Turnmeister hier die denkbar schönste Vorlage für einen neuen, turnerischen Waffentanz.

Kleine Bildchen.

Friedhof und Trauergottesdienst. — Auf dem Markt. — Weiber. — Der Guslaspieler. — Caséleben. — Allerlei Scenen und Typen.

Unmittelbar an den Kasernenplatz stößt der Friedhof. Er ist trostlos öde; kein Kreuzlein grüßt, keine Blume, kein noch so armseliger Strauch, nichts als nackte Steinplatten und darüber und dazwischen Staub, Staub und nur Staub, als sollte das Wort: „Mensch gedenke, daß du Staub und Asche wirst“ im buchstäblichsten Sinne vor Augen geführt werden.



Auch sonst gefiel es mir hier nicht. Im kleinen, im Innern sehr dürftigen Kirchlein, war gerade eine Art Trauergottesdienst. Außer einem alten Bauern, ein paar kleinen Buben und meiner Wenigkeit, nahm niemand daran teil. Die vom Priester hinter dem Ikonostos und einem Chorknaben vorn im Schiffe nicht ohne Würde und Schönheit gesungenen Trauerpsalmen heimelten mich zwar mächtig an. Wenn

aber dann der Pope jeweilen aus dem Ikonostos segnend hervortrat, verging mir alle Erbauung. Der Mann war ungewaschen im Gesicht und vernachlässigt in seinem Aeußern, und der Chormantel, den er trug, war womöglich noch schmutziger, ein richtiger Fexen, dessen ursprüngliche Farbe kaum zu bestimmen war. Am Schlusse der Ceremonie trat er mit einem Teller voll winziger Brötchen an die Rampe des Chores. Der alte Bauer holte sich zuerst eines, indem er dem Popen andächtig die Hand küßte; dann gingen die

kleinen Schlingel hin, steckten aber die Brötchen einfach in die Tasche und sprangen hinaus. Der Pope sah forschend nach mir aus — aber ich mochte und konnte nicht. Welch ein Unterschied zwischen der Würde und dem Adel des höheren Geistlichen auf dem Nationaldenkmal und diesem Mitgliede des niedern Klerus, diesem „Phoff“, wie Herr Demetrius Tribotti in der überlegenen Würde seines Barbierturns von oben herab sagte, wenn er mir einen solchen auf der Straße zeigte. Immerhin gestatte ich mir auf eine derartige Einzel-episode hin noch keine allgemeineren Schlüsse. Für solche brauchte es eine innige Vertrautheit mit allen kirchlichen Verhältnissen. Und von einer zu scharfen Kritik hält mich schon die rührende Herzensandacht des prächtigen, alten Bauern ab.

Am Vormittag ist ein ziemlich belebter Markt in Gettinje.

Auf demselben fällt vor allem das herrliche Obst auf, das feilgeboten wird, so schön, wie irgendwo in der Bocche, in Ragusa oder auf den dalmatinischen Inseln, vor allem prächtige Trauben, Pfirsiche und Feigen, die einen grellen Kontrast zur Umgebung bilden. Die Weiber, die diese Früchte verkaufen, haben dieselben bei grauendem Tage stundenweit herbeigeschleppt, zum Teil aus der Umgebung des Skutari-sees. Trotzdem ist alles erstaunlich billig. Die Trauben kosten 16 Kreuzer die Oka (1½ Kilo), und diese Trauben übertreffen an Kraft und würzigem Aroma sogar jene von Novigno in Istrien und dürften das Köstlichste sein, was es in dieser einzigen Frucht giebt. Die Eier werden mit einem Kreuzer das Stück bezahlt, die Hühner mit 20 — 30 Kreuzern. Und der Fremde bezahlt auch nicht einen Kreuzer mehr als der Einheimische, auf dem Markte nicht und nicht in den Cafés oder Kramladen. So wenig, wie der Montenegriner Trinkgelder kennt, kennt er eine Ueberforderung des Fremden; dieser bezahlt als ganz selbstverständlich alles zu gleichen Preisen wie der Einheimische.

Was nun aber diese Markt- oder Bauernweiber angeht, stelle man sie sich ja nicht als weinerliche und betrühte Ge-

schöpfe vor. Beim schon genannten Wasserreservoir auf dem Wege nach Dobrozko-Selo traf ich am üblichen Halt- und Ruheplatz ein ganzes Rudel solcher Weiber an, die sich auf der Heimkehr befanden. Sie schnabelten und schwakten und waren hellauf unter sich, wie nur irgendwo in der Welt. Unter ihnen befand sich eine junge Frau, die ihren Säugling mit zu Marke genommen hatte. Sie hatte ihn in einer properen, grellblau bemalten Bauernwiege auf dem Kopfe nach Gettinje getragen und trug ihn so felsenauf, felsenauf wieder heim und am Arme die nun leeren Körbe.

Der alte Heldenjäger!

Gleich beim Eingang zum Marktplatz sah man vom Morgen bis zum Abend einen älteren, blinden Sänger, dessen eine Augenpartie einen fast schrecklichen Eindruck machte, als wäre sie von einer Kugel zerrissen worden und versengt dazu. Er saß mit unterschlagenen Beinen auf der Erde und sang vaterländische Gefänge, die er auf der Gusla begleitete. Die meisten warfen ihm eine kleine Münze hin. Aber dieser homerische Sänger konnte einem auf die Nerven geben. Ohne Unterbrechung, eine Stunde lang und noch länger, leierte er seinen trübseligen, tonarmen Sang herunter, und pausierte er einmal einige Minuten, ging es gleich wieder an, und dazu fiedelte er auf seiner einsaitigen Geige an einem fort in einem Tone, der durch Mark und Bein ging. Auf die Länge lief einem diese Musik nach, die etwas vom Gekreische einer Sägefelse hat und doch auch wieder etwas Schluchzendes, Wimmerndes und raufend Aufregendes. Für einen Maler wäre der arme Alte ein Prachtsobjekt gewesen; zum Anhören weit weniger. Seinen Klängen auf längere Dauer ausgesetzt, und jeder hätte sich mit Ingrimme auf den nächsten besten Moslim gestürzt.

Eigenartig ist auch das Cafelieben!

Man geht in das nächste beste hinein. Born am Büffet steht der Wirt, der zugleich meist Kellner ist, und hantiert an einer Reihe Flämmchen herum, auf denen der schwarze Kaffee

in kleinen getriebenen Rännchen gebraut wird. Ich sitze ab; aber der Wackere kümmert sich nicht im leisesten um mich. Es kommen ein Landbewohner und ein zweiter und setzen sich neben mich; aber der Wirt geht auch ihretwegen nicht vom Büffet weg. Da ich endlich klopfte, kommt er freilich und fragt nach dem Begehr. Ich bestelle Kaffee und ein Gläschen Rakije, Weinbranntwein. Sofort erscheint das Verlangte. Auf sauberer Platte ein sauberes Rännchen, das Gläschen, eine kleine Porzellantasse, ein Glas prächtiges, frisches Wasser und eine türkische Cigarette. Alles zusammen kostet 7 Kreuzer österreichisch — nebenbei bemerkt, hat Montenegro kein eigenes Geld, das österreichische gilt. Ich will dem Manne die 3 Kreuzer Herausgeld als Trinkgeld überlassen. Er schiebt sie aber stolz zurück. Zuerst denke ich, ich hätte angesichts des Preises mehr geben sollen und versuche es mit einem 5-Kreuzer-Stück; aber dieses wird erst recht nicht acceptiert. Und wie hier, ist es in jedem andern Café, und selbst, wo irgend ein Gamin serviert, nimmt auch dieser keine Trinkgeld-Kreuzer. Wenn man direkt aus österreichischen Landen in diese trinkgeldlose Gegend kommt, ist man wie aus den Wolken gefallen und fühlt sich auch darin in einer ganz anderen, in einer unverdorbenen und fast vornehmeren Welt. Die beiden Bauern neben mir und andere Gäste auch, die unterdessen

hereingekommen waren, verzehrten nach wie vor nichts, sondern ruhten sich behaglich aus und plauderten miteinander, ohne vom Wirt irgendwie Notiz zu nehmen. Die Wirtshausreform, die wir bei uns neuestens anstreben, existiert also in Montenegro schon überall; nur daß man im Falle des Nichtkonsumierens nicht einmal Stundengeld



bezahlen muß. Die Cafés sind Rendezvous, die zur Verfügung des Publikums stehen und in denen man erst auf Aufforderung hin gefragt wird, ob man etwas und was man wünsche.

Es ließen sich noch viele solcher Originalitäten erzählen. So z. B. vom Wasserholen. Die Brunnen mit dem vorzüglichen Wasser vom Reservoir her sind nämlich des Tags über nur während einzelnen Stunden geöffnet, und ein Signal giebt den betreffenden Zeitpunkt an. Bei der Hitze jener Tage fand es auch der tapferste Held nicht unter seiner Würde, mit einer Wasserflasche in der Hand gravitatisch zum Brunnen zu schreiten, die Flasche zu füllen und sie ebenso würdevoll nach Hause zu tragen. Für den Zuschauer aber hatte es etwas ungemein Possierliches: diese Bärengestalten, diese verkörperte Würde, Handjar, Pistole und Revolver im Gürtel und in der Hand die volle Wasserflasche, wie bei uns ehedem die kleinen Mädchen vor dem Mittagessen, da es noch keine Hauswasserleitungen gab. Und nicht weniger possierlich war der Polizeimeister von Cetinje mit einem großen, großen Schnurrbart, einer großen, großen Brille und unter derselben ängelten rollend zwei Augen wie kleine Holzäpfel hervor, und wenn ich den Hut vor ihm zog, setzte er sich stramm in Positur und salutirte, wie ein Mann, der auf den ersten Anblick einen Gospodin von einem Landstreicher zu unterscheiden weiß, selbst wenn dieser Gospodin wenig galamäßig aussieht. Und Schneider hat es in Cetinje, ganze Haufen Schneider. Ist in der Schweiz bald jedes zweite Haus ein Wirtshaus, so ist es in der montenegrinischen Residenz eine Schneiderwerkstatt. So man einen alten Schneider mit ein paar Gesellen auf den Tischen in den Parterrewerkstätten hocken und darauflos nadeln sieht, ist es wie bei uns in der guten alten Zeit. Die vielen Schneider aber bezeugen, wie viel Wert der Montenegriner auf seine Tracht legt, und die Prachtkostüme, die man oft in Arbeit sieht, besagen dies erst recht. Er schätzt die Kleidung sogar so hoch, daß er wenigstens das Schneiderhandwerk eines Mannes würdig hält. Verkehrte

Welt! Bei uns dünken sich der Schlosser und Schmied mehr als der Schneider. Hier blickt der Schneider stolz auf sie herab — als Zigeuner.

Die albanesische Weberin ist in ihrer Art ebenfalls interessant. Schon weil sie im Freien an einer allerprimitivsten Einrichtung arbeitet und hantiert. Aber noch interessanter ist die Person: ein kleines, kugelrundes Weiblein mit einem furchtbar einfältigen Gesicht, und wenn es in seinen weiten, bunten Plumphosen mühsam einher watschelt, sieht es gerade so aus, wie eine Stopfgans aus dem Schwabenland, wenn tolle Studenten einer solchen Blausflügel, einen roten Leib und einen gelben Hals angemalt hätten. Und den kleinen, buckligen Postkommis von Gettinje darf ich auch nicht vergessen, der am Postschalter ganz ungeniert Funktionen verrichtete, die man nicht nennen kann, weil sie für die Sprache zu diskret sind. Ich hatte in Cattaro einige Ansichtskarten von Gettinje und Umgebung gekauft und übergab sie ihm zum Franfieren. Er besorgte das prompt, aber erklärte dann kühl, fortschicken werde er sie zwar nicht. Auf mein erstauntes „Warum?“ entgegnete er, die Ansichtskarten seien in Montenegro Staatsregal, und es gelangten nur solche zur Versendung, welche man bei der Post kaufe. Natürlich kaufte ich mir nun welche dort für 15 Kreuzer das Stück — furchtbar bunte, aber kahle Dinger — bemerkte jedoch dem kleinen Manne, er hätte mir das auch früher sagen können, worauf er meinte, ich hätte eben sagen sollen, daß ich die Cattarenser Karten hier absenden wolle. Feindschaft bekamen wir darum nicht; dagegen bewunderte ich im stillen die Klugheit des Fürsten, der diesen Karten eine recht nützliche Seite abzugewinnen weiß. Vielleicht macht es ihm irgend ein Finanzminister bald nach.

Ganz ohne Erwähnung darf ich meinen Hausherrn auch nicht lassen. Es war ein guter Mann, der etwas Väterliches hatte; auch schien er ein klein bißchen weniger Montenegroiner zu sein als die andern. Wir saßen das eine und andere

Mal einige Augenblicke lang neben einander vor seinem Hause, ohne miteinander reden zu können, weil er nur seine Sprache kannte. Hingegen sagte mir Tribotti, daß er nicht habe begreifen können, daß wir in der Schweiz vom Zaren nichts wissen wollten. Ja der Zar! Er ist die große Weltfigur bei diesem Völklein und zwar so sehr, daß in vielen Gegenden auf die Frage, wie es gehe, die stehende Antwort erfolgt: „Wenn es dem Zaren gut geht und unserem Fürsten, geht es auch mir gut.“ Man braucht übrigens durchaus nicht russophil zu sein und begreift dennoch diese Verehrung für den Zaren. Rußland war je und je dieses armen Völkleins einziger Freund und Helfer; daß es dabei durchaus nicht ohne Eigennuß handelte, fällt um so weniger in Betracht, als Montenegro sonst nur Treulosigkeit und falsche Beurteilung erfuhr, eben auch wieder aus Eigennuß. Mein Hausherr schien auch seiner Frau gegenüber etwas mehr als die landesübliche Wärme an den Tag zu legen und sprach immer mit „Mutter“ zu ihr und von ihr. Bei ihm wurde ich Zeuge einer echt montenegrinischen Schlafscene. Als ich eines Morgens ganz früh die Schuhe ins Zimmer nahm, war die Thüre zu seinem Wohn- und Schlafzimmer nebenan offen. Vorn am Fenster sah ich nun die ganze Tuch- und Waffenhändlerfamilie, jedes mit Decken umwickelt, schlafend beisammen auf einem Teppich am Boden liegen. Wie es aussah? Ich habe zu Hause zwei große Katzen und zwei kleine Käzlein, und die schlafen oft nebeneinander, ineinander und durcheinander, ein einziger Knäuel. Es ist dann ein Bild von seltener Ruhe-samkeit, schön zum Malen. Gerade so mutete mich der schlafende Knäuel hier an, nur daß statt zwei Kleinen deren gleich ein halbes Duzend waren.

Das sind nun freilich alles kleine Bildchen; aber erstens gehören sie zum Ganzen und zweitens läßt der Umstand, daß alle sich auf kleinstem Raume zusammendrängen, gleichsam förmlich übereinander kugeln, sie doppelt reich, farbensatt und eigenartig in ihren Kontrasten erscheinen.

Letzte Minuten.

Kloster. — Klosterkirche. — Am Sarge Petar I. — Stimmungen. —
Aus einem Briefe Kettelers.

Es war Zeit, zu scheiden!

Noch einmal geht es hinab zum nahen Kloster der hl. Jungfrau. 1485 erbaut, hat es dem Erzagoren von jeher als eine der ehrwürdigsten und heiligsten Stätten gegolten. Ein Ort des Friedens und des Segens, erging von ihm aus auch der eherne Ruf des Krieges über Thäler und Berge. Und hieß es erst, die Glocke der hl. Jungfrau zu Cetinje habe geläutet, so wußte der letzte montenegrinische Mann, daß es galt, Leib und Leben einzusetzen im Kampfe für den Glauben, für Volk und Vaterland.

Wie schon erwähnt, ist es ein ärmlicher Bau, auch nicht besonders groß. Zwei Seitenflügel reichen bis fast an die Straße und oben am Längsbau im Hintergrunde zieht sich eine Art Holzgalerie, welche die starren Linien etwas mildert. Der ganze Bau hat etwas Rauhes und Asketisches — man denkt bei seinem Anblick an ein härteres Bußgewand — aber zugleich etwas Malerisches. Auch die Klosterkirche läßt sich nicht von ferne mit den reichen Tempeln der gleichen Konfession unten an der Küste vergleichen, trotz der interessanten Delbilder am Ikonostos mit den plumpen Gewändern aus getriebenem Silber und so stimmungsvoll sie zum Teil auch ist.

Was mich mehr als das jeweilen dorthin zog, war ein mit köstlichen Teppichen bedeckter Sarg. In ihm ruhen die sterblichen Ueberreste des großen Bladika Petar I., den die Erzagoren als einen Heiligen verehren. Noch jetzt wird bei großen Anlässen des Jahres sein Leichnam allem Volke gezeigt, dessen gläubiger Sinn ihm Wunderkraft beilegt. Ob mit Recht? Ich weiß es nicht, weiß nur, daß es dort wie eine Offenbarung ist, wie eine Offenbarung von der Größe

dieses einstigen Regenten, von der Größe seiner Liebe zum Volke und von der Kraft und Heiligkeit solcher Liebe, wie eine Offenbarung, was alles ein Mann, ein Regent seinem Volke sein kann, wenn er entsagend sich selber ihm zum Opfer bringt.

Um solchen Sarg müssen tausend Rosen blühen, Rosen, die nimmer welken! Und sie blühen auch und entblättern nicht, blühen im ganzen Lande, selbst auf dem Steinmeere des Karstgebietes. Denn es giebt kein montenegrinisches Herz, das nicht beim Namen Petar I. höher schlägt und nicht mit Dankbarkeit und andächtiger Verehrung seiner gedenkt. Im Herzen seines Volkes begraben zu sein, immer und unauslöschlich begraben — wer wüßte einen schöneren Friedhof?

Es ist, als höre ich in diesem Augenblicke das blonde Slovenenmädchen in Laibach wieder, wie es mit seiner süßen Stimme gläubig sagt: „Herr! wir Südslaven sind alle ein Volk, ein großes Volk.“ Und ich denke an den Laibacher Slovenenkollegen, an Vušić in Zara und Bulić in Spalato, an Descović und Santić, den braven Rocchi von Lissa, den ebenso braven Niko Barić von Ballegrande, denke an Simor Jancović und den würdigen Archimandriten von Gettinje und an duzend andere liebe, gute Menschen aller Stände — und ich hätte die kleine Slovenin neben mir haben und ihr jetzt entgegnen mögen: „Hast recht, Du blauäugige Slavenblume, mit Deinem frommen Glauben an Dein Volk! Ihr Südslaven seid ein Volk, ein großes Volk und seid ein gutes Volk, geschmückt mit einem Kranze schöner Tugenden, umstrahlt von der Glorie männlichen Heldentums und dem Sternenglanze duftiger Poesie.“

Ich mochte in jenem Augenblicke nicht an Politik im gewöhnlichen Sinne denken, nicht an diese ewig kalkulierende und sich ewig verkalkulierende Kunst und Wissenschaft. Es würde mir auch jetzt teils wohlfeil, teils zudringlich erscheinen, mich in Ratschlägen und Meinungen nach links und rechts zu ergehen, trotzdem dies bei allen Mode geworden zu sein

scheint, die je ihren Fuß in diese Lande setzten — mit Ratschlägen an Montenegro, bei aller Anhänglichkeit an Rußland nicht außer acht zu lassen, daß für seine weitere Entwicklung Mittel- und Westeuropa eben so wichtig sind — mit Ratschlägen an Oesterreich, sich nicht bloß korrekt, sondern vielleicht auch freundlicher zu Montenegro zu stellen, als bis anhin, und seine eigenen Süd-



Kloster der hl. Jungfrau.

slaven bis nach Cattaro hinab zu hüten und zu hegen, wie man ein seltenes Vermögen hütet. Ebenso wenig möchte ich mich in Zukunftsbilder ergehen. Es ist möglich, daß Oesterreich seine Südslaven nach und nach mehr konzentriert, ihnen mehr Rechte und mehr Parität gewährt, und es würde dies kaum zu bereuen haben. Möglich ist auch, daß in einer nicht fernen Zeit der herrschliche Stamm der Petrowitsche von Regus sein Scepter über Serbien, das stammesgleiche, schwingen wird und der Traum von der Wiederherstellung des alten Serbenreiches sich teilweise erfüllt. Gewiß ist nur, daß eine kommende Zeit neue Aenderungen an Europas Karte vollziehen wird und daß man es bei diesen Stämmen nicht mit einem sterbenden Volke zu thun hat, sondern mit einem kommenden, trotz seines Alters. Wer so gesund und jugendstark an Seele und Leib, an Geist und

Körper ist, wird die Stürme der Zukunft ebenso siegreich überdauern, wie vergangene. Und die Gesamttheit hat es nicht zu bedauern, denn auch sie profitiert an diesem Reservoir ungebrochener und unversehrter Kraft.

Man hat diese Völker in deutschen und westeuropäischen Landen bisher verkannt und verkennt sie noch. Ich sage das nicht als Tadel. Denn keiner wäre zu solchem weniger legitimiert, weil keiner mehr im Banne der landläufigen Vorurteile ihnen gegenüber war, als eben Schreiber dies. In Villach und noch in Laibach und Triest sah ich das Südslaventum mehr mit den Augen einer spaßfrohen, humorhungrigen Reiseabenteuerlust. Nun aber hatte sich das kleine Slovenenmädchen als Prophetin erwiesen. Gleichsam von Station zu Station — von der Krain weg bis Istrien und von Istrien bis Dalmatien und Montenegro — lernte ich dieses Volk mehr und mehr kennen, sah tiefer hinein in sein äußeres und inneres Leben und Weben von erquickender Frische und Ursprünglichkeit, von bezaubernder Naivetät; immer mehr neue schöne Seiten gingen auf, nebenbei gewiß auch mancher Fehler, und ich sah nun den ernstesten, den größten und wunderschönen Hintergrund und Untergrund dieses Volkslebens, von dem ich in Laibach eine erste, schwache Ahnung erhielt.

Erfasst war und ist er damit freilich noch nicht und ganz erfasst schon gar nicht. Es ist auch nicht notwendig. Es genügt schon, etwas so weit zu verstehen, um es mit der unvergleichlichen Stelle eines Briefes des geistesgewaltigen Bischofs Wilhelm Emanuel v. Ketteler an seine Schwester, die Gräfin Paula von Mervelt, vom 17. April 1842 in Uebereinklang bringen zu können. Diese Stelle lautet:

„Könnten wir doch immer in allen uns umgebenden Verhältnissen, die uns oft unbedeutend und zufällig erscheinen, den inneren Gehalt und Geist erblicken, wie oft würden wir als die Seele derselben den allliebenden Willen Gottes antreffen, verborgen in der unscheinbarsten Gestalt. Alles, alles, was uns umgiebt, ist ja gleichsam ein

Mysterium, ein heiliges Sakrament. Wie wir unter den Gestalten des Brotes mit den Augen den Gottmenschen erblicken, müssen wir darnach streben, unter allem Wechsel und Werden der uns umgebenden Erscheinungen, als ihr eigentliches Wesen, ihre tiefere Wahrheit, den alldenkenden Willen Gottes zu erkennen."

Die Worte Kettelers sind goldene Weisheit, ein Zauberschlüssel, vor dem sich öffnet, was sonst verschlossen ist.

Ich schied vom Sarge Petar I., auch ein Peter der Große in seiner Art, schied von der kleinen Klosterkirche und vom Kloster im rauhen Büßerkleide.

Es war, als hätte man dort einen großen Geist sprechen hören. —

Ausklang.

Heimwärts. — Allgemeines. — Winke. — Enttäuschung. — In Gries.
— Die Complet.

Es heißt, einsteigen.

Um den Postwagen herum stehen mein Hausherr, der getreue Demetrius Tribotti und sein Lehrling in allen Künsten und Tugenden, Herr Partipani, und einige Palmengäste. Noch einmal werden kräftig die Hände geschüttelt, ein letztes: „Ev-viva la Crnagora“ und „Zivio“ als Rückantwort — dann knallt die Peitsche und die kleinen, schnellfüßigen Pferde holen zum Galopp aus, nach Raize, und dann Paß auf, Paß ab — heimwärts. Und wie ich in Cattaro aussteige, stolziert den Quai entlang eine Knabenmusik trompetend auf die Porta della marina zu und hinter ihr trappelt und trippelt eine Schar kleine, weißgekleidete Mädchen mit Blumensträußen in den Händchen und die schwarzen Kirschäuglein voll eitel Glück und Sonnenschein. Es war Jugendfest in Cattaro gewesen, Kinderfest, und die Kleinen kehrten eben wieder heim. Ich war wieder in Europa, freilich erst im süddalmatinischen Europa; aber einen holderen und lieblicheren Willkommensgruß hätte es nicht entbieten können.

Ich brauche mich bei der Rückreise nicht aufzuhalten; deren Hauptmomente sind überdies in Verbindung mit den einzelnen Thematn bereits skizzirt.

Auf dem Schiffe hatte ich alle Muße, und Muße unter glücklichen Verhältnissen, am Gesehenen, Erschauten und Erlebten, an all den unzähligen Eindrücken in stiller Beschaulichkeit zu zehren und sie ein erstes Mal innerlich zu verarbeiten. Und ohne einer kritischen Ader Zügel anzulegen, mußte ich mir gestehen, daß bisher noch keine Reise diesen Reichtum an Naturbildern und landschaftlichen Scenerien, den gleichen Reichtum an historischer Ausbeute und theils auch an künstlerischer bot und einen solchen Reichtum von Volkstypen, Sitten und Gebräuchen, und davon vieles in großen, in ihrer Art erhabenen Linien, keine wiederum die gleiche, fortwährende Steigerung der Effekte bis zum denkbar größten und gewaltigsten, der Vereinigung von Hochgebirge, Meer und Süden. Es war ein Wandelpanorama ohnegleichen, Historienmalerei, religiöse, Landschafts- und Genremalerei nebeneinander, Tag für Tag neu, neu oft Stunde um Stunde, immer schön, immer interessant, immer geistatmend und geistprühend; nur war es kein Panorama, sondern Leben, voll und warm pulsierendes Leben.

Merkwürdig, wie wenig diese Gegenden bis jetzt ausgebeutet worden sind!

Besonders die deutsche Litteratur ist unverhältnismäßig arm über sie. Und doch spenden sie mit beiden Händen, bieten viel dem Künstler, dem Litteraten und Dichter, desgleichen dem Historiker und Naturwissenschaftler und vor allem auch jedem Naturfreunde und gebildeten Touristen.

Der verhältnismäßig geringe Besuch mag aber auch wieder das Produkt der herrschenden Vorurteile über das Reisen in Dalmatien und Montenegro sein. Und doch giebt es wohl keine ruhigere, keine behaglichere und dabei komfortable Art zu reisen, als eine dalmatinische Küstenfahrt. Luginszug und Musterhotel kommen dagegen nicht auf. Und auch eine

Postfahrt nach Cettinje ist um kein Haar anstrengender als eine solche über den Albula im Graubündnerland. Von Triest weg bis Cettinje findet man in fast allen Städten ganz annehmbare Hotels und zwar mindestens so gut, wie in den meisten Orten Oberitaliens. Was die Reinlichkeit angeht, ist es damit entschieden so gut bestellt, als selbst in manchen germanischen Gegenden, und so überflüssig es ist, auf solche Reise einen Revolver mitzunehmen, so überflüssig ist auch der Flacon mit einem gewissen Pulver, wenigstens so weit ich erfuhr. Was freilich geborner Floberich ist, wird eben überall gebissen, sogar in der Schweiz und im Tirol. In Bezug auf die Zeit genügen 4 Wochen vom innersten Binnenlande aus oder 18—20 Tage von Triest weg und zurück vollauf, den Abstecher nach Montenegro mitgerechnet. Die Kosten dürften sich, Fahrt inbegriffen, kaum 20% höher stellen als eine Tour von gleicher Zeitdauer in der Schweiz für Schweizer selber, gleichviel ob man mit erstklassigen Ansprüchen reist oder mit zweitklassigen. Die geeignetsten Monate für eine solche Reise dürften Mitte April bis Ende Mai sein und Ende August bis Mitte Oktober, zur Rosenzeit und zur Zeit der Trauben. Wer nur ein wenig italienisch spricht, kommt überall leicht durch und auch mit Deutsch allein geht es noch. Liebenswürdige und äußerst zuvorkommende Menschen wird man überall treffen.

Heimwärts! —

In der Bocche und besonders in Montenegro hatte ich mich zum voraus auf die Tage gefreut, in denen das Auge wieder zum ersten Male grüne Matten und Weiden, wechlinige Hügel, stattliche Tannenwälder und Städte unserer Einrichtung sehen würde, hatte mich auf den Kontrast gefreut und auf das Wiedersehen zugleich. Und nun fuhr ich durch die grüne Steiermark, vorbei an lieblichen Bergen und Höhenzügen, an rieselnden Bächen und manchem stolzen Tannenwald, flanierte durch Marburg und Klagenfurt — aber mit der Freude war es nichts. Nach den großen Eindrücken der

vergangenen Tage kam mir das alles zuerst farblos und reizlos vor, kraftlos und saftlos, beinahe fade und schaal und zum Theil wieder gekünstelt und verkünstelt, verkünstelt die Natur und die Menschen in ihr erst recht. Am liebsten wäre ich schnurstracks wieder umgekehrt, umgekehrt zum Blaumeer, in dessen Bogen die Delphine spielen, zum Lovćen, dem heiligen Berg. —

Mit solch zwiespältiger Stimmung soll jeder abfahren, sobald er kann. Ich entschloß mich darum in Franzensfeste zu einem kurzen Absteher zu meinen alten Gönnern, den Benediktinern in Gries bei Bozen, und bei den ehrwürdigen Vätern fand sich das Gleichgewicht der Seele wieder.

Es war ein entzückender Abend.

Wir saßen auf der Veranda um den milden, gütigen Abt herum. Die ersten Schatten der Dämmerung senkten sich leise, leise auf die herrlichen Gelände nieder. Nur an den stolzen Zacken des Rosengarten und den östlichen Gipfeln des Etschthales entlang leuchtete es in rosigem Lichtern auf: das sanfte Sterben eines wunderschönen Tages, das letzte Leuchten eines goldenen Auges, ehe die Lider sich sachte schließen, ein süßer Tod in Verklärung. Und in diesem letzten Blicken und Blinken des Tages taucht Bild um Bild aufs neue auf, jedes in seinen schönen, reinen Formen, und etwas wie Wehmut und Freude zugleich zeichnet die Linien zum Rahmen.

Es ging zur Complet.

Patres und Brüder sind im Chor, ich hinten allein, hoch oben auf einer kleinen, versteckten Empore, den herrlichen Tempel zu Füßen. In seinen weiten Räumen herrscht bereits Dunkel, das den hohen Bogen und Wölbungen fast ungemessene Dimensionen verleiht. Das ewige Licht vor dem Hochaltare und einige Kerzenlichter mischen einige schwache Lichtreflexe hinein — Sternlein in einem Weltenraume. Man hört hin und wider eine Stimme in verhaltenem Räuspern, das leise Knarren einer Gebetsbank, sonst ist es feierlich stille, seelenruhig und seelenfriedlich.

Und jetzt beginnt der Lektor mit volltönender Männerstimme: „Jube, domne, benedicere“. Der Chor fällt hallend ein: „Noctem quietam et finem perfectum concedat nobis Dominus omnipotens — eine ruhesame Nacht und ein glückliches Ende gieb uns Herr, Allmächtiger!“ Es klingt wie mächtiges Rauschen in den Wipfeln der Palmen von Lissa, wie Rauschen in den dunkeln Pinienhainen von Gravosa. Und schon wieder sind alle Gedanken weit ab. „Fratres, sobrii estote, et vigilate“, mahnt der Lektor. Wache, du stolzer Falke der Ernagora, wache mit scharfem Auge! „Misereatur vestri omnipotens Deus et dimissis peccatis vestris — Der Allmächtige erbarme sich Eurer und vergebe Euch Eure Schuld!“ Es wird eine Riesenschuld zu vergeben sein mit der Schuld der Großen der Erde an den Völkern! Und die eigene Schuld? Man denkt so ungerne an sie. Jetzt heben die Psalmen an mit ihren kraft- und klangvollen Responsorien: „In te Domine, speravi, non confundar in aeternum; in justitia tua libera me.“ Starcker Trost! Die Hoffnung auf Gott hat die gedrückten Völker aufrecht gehalten; seine Gerechtigkeit hat ihre Fesseln immer wieder zerbrochen, und seine Hilfe ließ sie den Feind besiegen. „Hostemque nostrum comprime“, heißt es darum in einem folgenden, erhebenden Hymnus. Und jubelnd und lobpreisend folgt jetzt: „Benedictus es, Domine, Deus patrem nostrorum, et laudabilis et gloriosus, benedictus in firmamento caeli — Gepriesen bist du, Herr, Gott unserer Väter, Herr der Himmel.“ Und im Gedanken an seine Größe löst sich ein Bann; die Seele, die Welt ist im Menschen, diese andere Seele zieht aus und des Menschen eigenste ringt sich durch, schüchtern und zagend und mit geblendeten Augen. Und es ist, wie ein hehres Lichtbild mit beseeligendem Blick, da es jetzt in innigen Tönen erklingt: „Ave, Regina, caelorum, ave, Domina angelorum: salve, radix, salve, porta, ex qua mundo lux est orta.“ Und dann erschallt majestätisch: „Benedicat et custodiat nos omnipotens et misericors

Dominus — es segne und schütze uns alle Gott, der Allmächtige, der Barmherzige.“ Unsichtbar ist seine allmächtige Hand segnend über die Erde gebreitet und über ihre Völker. Und der Menschheit Bitte lautet: „Divinum auxilium maneat semper nobiscum — Ueber uns sei immer des Allmächtigen hilfreiche Hand.“ Damit schließt die Complet der Benediktiner.

Noch ein letztes stilles Gebet, ein Gebet bei sich und mit sich allein, und leise ziehen die frommen Mönche vom Chore sich zurück; die paar Kerzen löschen; es ist jetzt noch stiller im Tempel, noch dunkler, noch erdenferner.

„Et finem perfectum concedat nobis Dominus omnipotens!“

In diesem Ausklang wird des blauen Meeres letzte Woge dereinst noch rauschen und des armen und doch reichen Lebens letzte Welle auch. —



Inhalts-Verzeichnis.



Beim Planieren.

Seite.
5

Ueber Berg und Thal.

Bis Innsbruck	9
Landschaftliches. — Erntescene. — Hochzeitspärdchen. — Mutterle. — Sommerfrischler. — Fremd in der Heimat. — Ein Verschupfter.	
Ein paar Stunden in Innsbruck	15
Eindrücke. — Bei der Kesi. — Heilbrüder. — Wandlungen. — In der Hoffkirche.	
Bis zur Tirolergrenze	18
Italienscene. — Der Herr Ingenieur. — Unheimliche Scene von einst. — Der italienische Rekrut. — Landschaftsbilder. — Ein sonniges Pärchen. — Ausblicke auf die Dolomiten.	
Hinein ins Kärntnerland	25
Landschaftliches. — Zu hoch gespannt. — Gesellschaftliche Studie. — Der nervöse Riese.	
Wiskacher Streifereien	29
Stadtbild. — Slovenen. — Trinkgelder. — Geistlicher und Nat. — Allgemeines. — Rassencharaktere. — Wörthersee.	
Wiskach-Laibach	35
Der gescholtene Bauer. — Gebirgsbild. — Unter Slovenen. — Eingeniect.	
Ein mißglückter Einzug	37
Mein eigener Dienstmann. — Im Vorstadt-Gasthaus. — Im „Elefant“. — Ganymedchen.	
In der Hauptstadt der Krain	39
Allgemeines. — Stadtbild. — Die Save. — Erdbeben. — Eifersuchtszene. — Parkbilder. — Marktscenen. — Im katholischen Versicherungsbureau. — Beim Herrn Kollegen. — Slovenische Frauen. — Auf dem Schloßberg.	
Laibach-Triest	50
Abelsberg. — Die Schrecken des Karst. — Die Wunder von St. Canzian.	

Triestiner Bilder und Bildchen.

	Seite.
Am ersten Abend	57
Am Hafen. — Enttäuschung. — Nachtdampfer. — Scenen auf der Piazza grande.	
Ein wenig Geschichtliches	59
Die Stadt	61
Stadtbild. — Kirchen. — Profanbauten. — Im Ueberblick.	
Ein Morgen am Hafen	64
Fischer und Marktweiber. — Kanalscenen. — Segler. — Dampferscenen.	
Einiges über Handel und Schiffahrt von Triest	71
Umsatz. — Zufuhr und Abfuhr. — Artikel. — Schiffszahlen. — Lloyd.	
Sessolotta und Sartorella	75
Auf dem Obst- und Fischmarkt	77
Früchtebilder. — Die Pisciera. — Fische und Frutti di mare. — Hallenbilder.	
Der Wandriere	82
Religiöses Empfinden. — Aberglaube. — Häusliches Leben. — Schwächen.	
Am letzten Abend	85
Beim Distelpflücken. — In der Città di Roma. — Am Hafen. — Miramar.	

Der istrischen Küste entlang.

An Bord des „Sultan“	91
„Gute See“. — Vorstellung. — Allerlei vom Schiff. — Winde. — Der „Sultan“.	
Vom Schiffspersonal	95
Koch. — Capitano Grimme. — Signor Descovic. — „Pagaparo.“ — Matrosen.	
Auf der Fahrt	102
Küstenbilder. — Meerbilder. — Stimmungen. — Städte und Städtchen.	
Beim Schlendern durch Rovigno	106
Eine Bemerkung. — Auf dem Domplatz. — Eine Vision. — Zwei Purpurgestalten. — Venetianischer Stil. — Marino Faliero. — Istrische Bauern. — Rovignaner Trauben und Nüsse.	

	Seite.
Allerlei Passagiere	113
Santic. — Ghemo. — Winke betreffend Montenegro. — Tolle Widersprüche.	
Von Sitten und Sagen	116
Freund Glauscher über den Nationalitätenhader. — Taufe. — Freien. — Sterbebräuche. — Vom Zwerge Bosetti. — Sankt Antonius und der Teufel. — Christus und die geizige Wittib.	
Polaner Skizzen	123
Kriegshafenbild. — Stadtbild. — Kriegsmarinescenerie. — Beim Augustustempel. — Im Amphitheater. — Eine Vorstellung unter Julia Genis. — Jetzt. — Meer-Miniaturen. — In der Trattoria.	
Im Zeichen der Seekrankheit	132
Unruhige See. — Meerbilder. — Erste Anfälle. — Lussin piccolo. — Der kleine Luffinianer. — Von der Seekrankheit.	

Dalmatinische Gestade

Einiges von Zara	137
Lage. — Der Süden. — Gesamtbild. — Die Modernen. — Die Stadt. — Schnapskönige. — Specialitäten. — Kirchen. — Platz der fünf Brunnen. — Am Werktag. — Am Sonntag Nachmittag. — Die Initiale.	
Trachtenbilder	144
Morlakentracht. — Variationen. — Eindruck. — Opanken.	
Einiges aus der Geschichte	148
Älteste Zeit. — Römische Periode. — Erste christliche. — Völkerwanderung. — Slavische Invasion. — Venetianisch-ungarische Zeit. — Türkisch-venetianische. — Oesterreichische.	
Von Zara nach Spalato	151
Die blaue Adria. — Inselausblick. — Düste. — Abholzungen. — Delphine. — Fjord. — Sebenico. — Fischerscene. — Junge Dalmatinerin. — Frau. — See von Spalato. — Ebene der sieben Kastele.	
Eine dalmatinische Hochzeit	158
Vorbemerkung. — Die Svaten. — Brautkleid. — Trinkspruch des Obersvaten. — Elternsegen. — Im Hause des Bräutigams.	
Neue Bekanntschaften	165
Der Schul- und Bankdirektor. — Prof. J. Lušić. — Drei Marineunteroffiziere. — Marineplaudereien.	
Im Gespräche mit Lušić und dem Direktor	170

	Seite.
Urteile über das Landvolk. — Ein schöner Zug. — Gastfreundschaft. — Ein Charakterzug der Comisaner. — Volkspoesie. — Hypothekenfrage. — Mängel in der Produktion. — Gegenteilige Urteile. — Pessimismus. — Stammesfragen.	
Bilder aus Sebenico, Trau und Spalato	176
Ein origineller Hotelier. — Griechische Marienprozession. — Sonntagscenen. — Im Dom von Sebenico. — Der Dom von Trau. — Blick auf Spalato. — Spalatiner Abendpromenade.	
Aus dem Kapitel Allgemeines	186
Wohlstand. — Bergler. — Schulung. — Produktion. — Ausblick. — Flora.	
Ein Ausflug nach Salona	189
Landschaftsbild. — Photographenjammer. — Kleinbildchen. — In den Ruinen. — Eccellenza. — Direktor F. Bulić.	
Im Diokletianspalast zu Spalato	195
Vom Kaiser Diokletian. — Sein Palast. — Die Ruinen. — Im Dom. — Die Schatten.	
Süddalmatiens Inseln zu	205
Ein Albaeese an Bord. — Sonntagsausflügler. — Die ersten Inseln. — Lissa in Sicht.	
Auf der Insel Lissa	208
Ein singend Städtchen. — Zum Friedhof der Gefallenen. — Friedhofsbilder. — Aus der Schlacht. — Misna Strema. — Bei Nico Koci. — Erde, Wasser und Brot. — Meerglühen.	
Weiter auf der Inselfahrt	216
In der Fischerkneipe zu Vallegrande. — Nico Bačić. — Das Studentlein. — Curzola. — Meleda.	
Zwischen hinein	220
Im Montreux Dalmatiens	222
Auf dem Wege nach Ragusa. — Sehenswürdigkeiten. — Die schlafende Prinzessin. — Die Vila.	
Noch einiges aus dem Volksleben	227
Hausherr und Hausfrau. — In der Küche. — Wahlbrüderschaft. — Der Krstno ime. — Totenklagen.	
Wenige Sätze aus meinen Notizen	231
Auf der wunderschönen Boche	232
Gewitter. — Castelnova. — Teodo. — Adieu. — Die Catena. — Der leibhaftige Vierwaldstättersee. — Madonna della Scarpella.	

	Seite.
Von den Bocchese	237
Der Berg-Bocchese. — Mädchenraub und Blutrache. — Blutgericht. — Charakterzüge. — Der Küsten-Bocchese. — Einwanderung und Auswanderung.	
Etliche Bilder aus Cattaro	243
Hafenbild. — Stadtbild. — Türkenüberfälle. — Città di Trieste. — Der Joseph. — Gesellschaftliches.	
Ein Abstecher nach Montenegro.	
Aufwärts	249
Ein Aufstieg. — Weiber aus der Zupa. — Montenegriner. — Brunnenzene. — Bis Fort Trinita. — Einsamkeit. — Zwei Gendarmerie-Unteroftiziere.	
Fuhrleute- und Zigeunerszene beim Wachtthause	253
Befolgter Rat. — Ausblick. — Fuhrleute. — Zigeuner. — Tolle Scene. — Affenjunge. — Zigeunerlos.	
Ueber die Grenze	259
Simor Janowic. — Den Krstac entlang. — Mondscheinlandschaft. — Sonnenbild. — Alpengruß.	
In Regus	263
Im Wirtshause. — Gäste. — Schlafzimmer. — Waschzene. — Weiber beim Wassererschleppen. — Mädchen. — Männer bei der Morgenpromenade. — Fürstliche Sommerresidenz. — Eine Montenegrinerhütte. — Albanesische Cigarettenmacher und Tabakhändler.	
Von Regus nach Cetinje	269
Das Grab Petar II. — Landschaftlicher Charakter. — Die Flora. — Paßhütte. — Ausblick nach Albanien. — Spezierer. — Vom Küssen. — Blick auf Cetinje.	
Erste Erlebnisse und Eindrücke in Cetinje	276
Herr Demetrius Tribotti. — Die Stadt. — Das Mädchenpensionat. — Die Residenz. — Die Reichsbuchdruckerei. — Das Staatsgefängnis. — Gefängniszenen.	
Ein Abendkorso	282
Lustwandelnde Männer. — Trachten. — Typen. — Der Zwerg von Cetinje. — Wojwoden und Krieger. — Frauenlos.	
Von Fürst Nikita und seinem Hofe	286
Keine Audienz. — Fürstensenzene. — Der Fürst. — Tratsch und Tratscher. — Einladung an den Hof.	
Das Sultansfest beim Vertreter der Türkei	293

	Seite.
Ein Galatsürke. — Beim perlenden Champagner. — Die demon- strierenden Cettinjesen. — Ein Charaktervolk.	
Geschichtliches und Allgemeines	295
Die Bladiken. — Weltliche Fürsten. — Die Eroberungen von 1877. — Das Land. — Materielle Reformarbeiten. — Schul- gesetzgebung.	
Noch einiges über Montenegriner und Montenegrinerinnen .	301
Sittenreinheit. — Mäßigkeit. — Ehrlichkeit. — Tapferkeit. — Kriegsart. — Stellung des Weibes. — Eine montenegri- nische Juno. — Religiöse Seite. — Sanitares.	
Aus der Umgebung	308
Allgemeines. — Belvedere. — Auf dem Nationaldenkmal. — Der Archimandrit.	
Bei der Kaserne	311
Kaserne. — Exerzierplatz. — Soldaten. — Waffentanz mit Handjar und Revolver.	
Kleine Bildchen	314
Friedhof und Trauergottesdienst. — Auf dem Markt. — Weiber. — Der Guslaspierer. — Caféleben. — Allerlei Scenen und Typen.	
Lezte Minuten	321
Kloster. — Klosterkirche. — Am Sarge Petar I. — Stim- mungen. — Aus einem Briefe Kettelers.	
Ausklang	325
Heimwärts. — Allgemeines. — Winke. — Enttäuschung. — In Gries. — Die Complet.	



G. Baumberger's Reiseschilderungen.



Viel Geist, viel Güte, viel scharfe Beobachtungsgabe, aber auch ein warmer Humor und ein Teufelchen Schelmerei spricht aus diesen Blättern, über die ein frischer Hauch echter Naturpoesie seinen Zauberschleier ausbreitet.

(*Litteraturblatt, Wien.*)

Ich nenne Baumberger kurzerhand den schweizerischen Hansjakob.

(*Karl Muth.*)

Les livres de M. Baumberger sont charmants. („*Gazette de Lausanne*“.)

Baumberger ist einer von denjenigen Guckinsland, deren Erzählermund einen, wie dem Gspüsli (Braut) seiner, ewig nie langweilt.

(*Meinrad Lienert*

in der „*Limmat*“, Zürich.)

Baumberger ist ein Meister des Stils; er schreibt das schönste Blau vom Himmel herunter und guckt dem blühenden Rosengarten des Frühlings die zartesten

und duftigsten Töne ab. In all dem was Stimmung heisst, ist er ein Meister von souveräner Phantasie.

(*Prof. Weber,*

im „*Stadtanzeiger*“ St. Gallen.)

Von Georg Baumberger sind bei der Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. weiter erschienen:

Grüezi Gott! Volks- und Landschaftsbilder aus der Schweiz. Illustr. von Hans Wieland. Gr. 8°. 336 Seiten.

Questa la Via! Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol. Neue, illustrierte Ausgabe. Gr. 8°. 310 Seiten.

„Juhu — Juhu!“ Appenzellerland und Appenzellerleut'. Skizzen und Novellen. Illustriert von J. Abegg und K. Liner. Gr. 8°. 256 Seiten.

Aus sonnigen Tagen. Volks- und Landschaftsbilder aus der Schweiz. Illustriert von Hans Wieland. Gr. 8°. 180 Seiten.

Preis pro Band: in künstlerischem Umschlag Mk. 3.20 (fr. 4.—)
in eleg. Orig.-Leinenband Mk. 4.— (fr. 5.—)

Grüß Gott!

Volks- und Landschaftsbilder aus der Schweiz von **Georg Baumberger**. Illustriert von Hans Wieland. Gr. 8°. 336 Seiten. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 3.20; in elegantem Original-Leinenband Mk. 4.—. Verlagsanstalt Benziger & Co. N. G., Einriedeln, Waldshut, Köln a/Rh.

Das ist wieder einmal der ganze Baumberger mit seinem blühenden Geist und seiner sonnigen Laune, mit dem scharfen Auge, der fein empfindenden Seele, dem tiefen Gemüt, dem lachenden Witz und zarten Humor, Baumberger, der Dichter, der Maler, der Politiker, der Kulturhistoriker, der Soziologe, der Reiseschriftsteller, der Botaniker, der Bummler, der Tourist, alles in einer Person und in einem Buche. Wir haben „Grüß Gott“ neuerdings gelesen und möchten dessen Verfasser am liebsten einen Tyrannen nennen, freilich nicht einen Tyrannen, der seine Sklaven mit Stockschlägen und Peitschenhieben vor sich hertreibt. Baumberger tyrannisiert die Leser in der liebenswürdigsten Weise von der Welt; durch eine magische Kraft versteht er dieselben sich gefügig zu machen; er lockt und bannt die Seelen in das Reich seines Geistes, seiner Gedanken und Bilder und läßt sie los, wann's ihm gefällt. Wir wissen nicht, welcher Partie der Vorzug gebührt; wer das Buch liest, liest das Ganze und lernt es lieben, denn die Zauber Macht der Schönheit hat hier die Hand des Schreibers geleitet.

(P. Sigisbert Meier, Professor der Ästhetik und Literatur.)

So frisch und so himelig wie der Titel des Buches ist dieses selbst. Es ist der Gruß eines Wanderers mit offenen Augen und einem poesiefreudigen Sinn, dem die ganze Welt fortwährend in der Verklärung poetischen Glanzes erscheint, ein Menschenkind also, für das es keine Werkstage, sondern nur Sonntage giebt...

Wie aus einem unversieglichen Brunnen sprudelt Satz für Satz, wie ein ununterbrochener Strahl die Poesie hervor.

(Neue Zürcher Zeitung, 1900, No. 116.)

Ueberaus flott und anregend sind seine Schilderungen geschrieben; Geist, Phantasie und ein warmes menschliches Empfinden lugen aus jeder Zeile. Auch dieses Buch zeigt, daß der Autor den Ehrennamen eines schweizerischen Hansjakob wohl verdient...

(Frankfurter Zeitung, 1900, No. 172.)

Wenn es sich darum handelt, Land und Leute zu schildern, so gehört Baumberger zu den besten. Von ihren Fahrten zu erzählen, wissen ja schließlich viele, die die Gabe der Beobachtung besitzen, aber es fragt sich, ob sie auch wirklich zu unterhalten verstehen. Baumberger ist der geborne Plauderer.

(Basler Nachrichten, 1899, No. 228.)

Das deutsche Gemüt hat für dieses Buch die stärksten Fäden gesponnen; die Wärme und Innigkeit der Schilderungen macht den Leser mit dem Verfasser schon nach den ersten Seiten vertraut wie mit einem guten Freund und Wandergefährten.

(Braunschweig, Westermanns Monatshefte, 1902.)



Illustration aus „Grüß Gott“.

Questa la Via!

Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol von **Georg Baumberger**. Mit zahlreichen Illustrationen. Gr. 8°. 310 Seiten. Broschirt in künstlerischem Umschlag Mk. 3.20; in elegantem Original-Leinenband Mk. 4. —

Alles ist mit solch feiner Beobachtungsgabe aufgefaßt, mit so liebevollem Wohlwollen und Verständnis durchdacht, mit solch meisterhafter Lebendigkeit und Frische, mit solch naturgetreuer Anschaulichkeit und mit köstlich würzigem Humor dargestellt, daß wir eher farbenechte und -prächtige Bilder, als eine Reisebeschreibung vor uns zu sehen vermeinen.

(„Tiroler Volksblatt“, Bozen.)

Die Tiefe und Kraft seines Gemüts fühlt man auf jeder Tour und auch dann, wann er als guter Katholik seiner Ueberzeugung Ausdruck giebt. Wie fein schildert er die Gröndner, die in ihrer Sprache nicht beten können, die außer dem Vaterunser, Glaube, Liebe und Hoffnung kein Gebet, keinen Liederschatz, keine Sagen und keine Märchen in ihrer Sprache besitzen, ferner den Wirt in Tirol, Anton den Holzknecht, den Loisl, Marie und die Cenzel, das Städtchen Klausen zc.

(„Frankfurter Zeitung.“)

Ich kenne den größten Teil der Alpen und ein gut Teil der alpinistischen Litteratur; aber selten habe ich etwas gelesen, das mich so anzog, wie diese Schilderungen. Das ist so ein Rechter, der mit offenen Augen in die Welt schaut, der seine Freude hat an der Schönheit der Natur wie an guten und interessanten Menschen, und das, was er sieht, plastisch zu schildern versteht, ernst und heiter, aber immer mit Geist, immer zum Verstand oder zum Herzen sprechend, und dabei in einer Sprache, um die man ihn getrost beneiden darf.

(Dr. Cardauns in der „Südtiroler Volksztg.“)

Aimez-vous les livres de voyages? Moi, je ne les aime pas et je n'en lis jamais. Et cependant, je viens de parcourir d'un bout à l'autre ces tableaux de la vie et du pais tyroliens et j'y ai trouvé un si grand plaisir que je ne peux résister à l'envie de signaler à l'attention de vos lecteurs ces croquis...

(Dr. Micheli im „Journal de Genève“.)

Die Franzosen nennen mit Recht ihre Lieblingsbücher „Livre de Chevet“. — Dieses Buch zauberte an meinem Lager die Stunden der Krankheit hinweg, und als ich es schloß, in tiefer Nacht, da hörte ich noch wie fernes Aveläuten im Thale von Gherdeina, da sah ich die Dolomiten im Mondschein, da duftete mein ganzes Zimmer, wie es mir schien, nach Alpenrosen von der Seiffenfluh und nach den blühenden Reben Merans. Mir war's, als hätte ich sie wirklich von Angesicht gesehen, den Madonnenkopf von Dolce im spanischen Schatze, den Dichterjüngling im Kloster zu Sterzing, das betrogene Mädchen im Arlbergzug, die Nonne im Philippinum zc.

(Isabella Kaiser in der „Neuen Zürcher Ztg.“)

Wir lernen den Verfasser als vorzüglichen Natur- und Sittenschilderer hochschätzen. Unter seinen Naturbildern ist namentlich die Scene im Hof zu Klausen ein wahres Kabinetstück à la Adalbert Stifter und die Umschau in Bozen eine schwingvolle Leistung der Landschaftsmalerei...

(P. Leo Fischer, der berühmte Pyriter.)

„Juhu — Juhu!“

Appenzellerland und Appenzellerleut'. Skizzen und Novellen von **Georg Baumberger**. Illustriert von J. Abegg und K. Viner. Gr. 8°. 256 Seiten. Broschirt in künstlerischem Umschlag Mk. 3.20; in eleg. Original-Leinenband Mk. 4.— *Neuestes Werk Baumbergers!*

„Seit Jahr und Tag ist mir nichts in die Hände gekommen, das mich ob seiner Frische, Wahrheit und Natürlichkeit und ob seiner sachlichen Einfachheit mehr gepackt hätte... Hier wieder einmal etwas, das wirklich Freude und Genuß bereitet!“

(Direktor Söhne, Berlin.)

„Diese Skizzen und Novellen sind ergreifend — Volkslektüre im edelsten Sinne des Wortes.“

(Kantonsstatistiker Kolbbrunner, Zürich.)

„Leistungen ersten Ranges in Volks- und Charakterschilderung!“

(Agr. Bogelin.)

In geradezu begeisterten Briefen an den Autor wurde vorliegendes Werk u. a. begrüßt von Prof. Wasnler, Luzern, Viktor Hardung, St. Gallen, Redaktor Bühler, Bern, P. Maurus Carnot, Dekan in Disentis, Stiftsbibliothekar Dr. Fäh, St. Gallen, etc. etc.

Aus sonnigen Tagen.

Volks- und Landschaftsbilder aus der Schweiz von **Georg Baumberger**. Illustriert von Hans Wieland. Gr. 8°. 180 Seiten.

Beim Genuße dieses Buches wird mir wieder einmal recht klar, daß geistreich zu sein noch lange nicht genügt, um einige lezenswerte Reisekapitel zu schreiben. — Der Schilderer muß auch Gemüt haben. Wo nun wirklich eine solche Summe von Geist und Gemüt, wie sie unser Georg Baumberger erbringt, die Wanderschaft durch die prächtigsten Partien des Vaterlandes begleitet, da muß die Schilderung in ihrer Art ein gleicher Genuß werden, wie es die Reise war. Leicht, frisch und ohne langes Verweilen pilgert der Landsfahrer fürbaß, und sein Auge sieht so gut und sein Ohr hört so fein und seine Seele empfindet so tief dabei, daß weder eine Farbe der Gebirgslandschaft, noch eine Note im Wasser- und Waldkonzert, noch eine Regung der Menschen, die da haufen, seiner Betrachtung entgeht. Alles ist Leben in diesem Buche, vielseitiges Leben, das oft bei einzelnen Köpfen und Situationen, die Meister Georg zeichnet, weit über den Deckel eines Notizenbuches hinauschwilt und geschichtliche und zeitgenössische Bedeutung gewinnt. Bei viel Humor und Kurzweil klast da und dort doch auch unter dem raschen Wanderschritt ein ernster, schwerer Gedanke wie eine dunkle Gletscherspalte auf. Es lerne der reisende Leichtsinn von heute in diesem Büchlein, wie man in seinem Vaterlande mit Genuß und Erbauung reisen soll.

(Gottlieb Federer, Zürich.)

Neue Bücher von Margarete von Verzen!

„Eine Erzählerin ersten Ranges.“

(*Strassburger Post.*)

Ein starkes Talent von grosser Gestaltungskraft und entschiedener Eigenart, ob sie nun moderne Pfade wandelt, wie in dem Künstlerroman *Ruth*, oder die kräftige Kost ihrer sonderbaren Schwarzwaldgeschichten bietet.

(*Kölnische Volkszeitung.*)

Ihr Buch hat mir die Verehrung für die Dichterin des *Höllenthales*, für dessen *Waldfee*, im Sturme abgerungen. Der Himmel erhalte sie und ihr uroriginelles Schaffen!

(*G. Baumberger in der „Ostschweiz.“*)

„Eine Schriftstellerin ersten Ranges.“

(*Deutsche Revue.*)



Margarete von Verzen

Von Margarete von Verzen sind bei der Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. erschienen:

Lebensstreiter. Zwei Novellen: *Ruth* und *Sucifer*.

Gr. 8°. 348 Seiten.

„Prächtige Gaben auf den Tisch unserer verehrlichen Damenwelt!“
(*Basler Volksblatt.*)

Aus einsamen Thälern. Sechs Waldgeschichten:

Die Wendrichs — Der Käfertoni — Der Herr „von“ —
Wie sie zusammenkamen — Der Hexenmeister — Der verlorne Sohn. Gr. 8°. 392 Seiten.

Die Insel des Friedens. Roman. Gr. 8°.

363 Seiten.

„Die große ruhige Schönheit, welche über die einsame Gebirgswelt und das Leben der dorthin vor dem Treiben der Menschen geflüchteten Weltabgewandten ausgegossen ist, erfüllte mich mit Freude und Bewunderung!“ (A. Herber, in einer Studie über M. von Verzen.)

Preis pro Band: in künstlerischem Umschlag . . . Mk. 3.20
in eleg. Original-Leinenband . . . Mk. 4.—

Von Heinrich Stenkiewicz sind bei der Verlags-
anstalt Benziger & Co. A. G. erschienen:

Quo Vadis. Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers
Nero. Illustriert von Alex. Rothaug. Gr. 8°. 616 Seiten.
Dreizehnte Auflage. (Auch in französischer Ausgabe.)

Die Familie Polaniecki. Roman aus der Gegen-
wart. Mit einer litterarhistorischen Skizze von Karl Muth.
Gr. 8°. 542 Seiten. *Achte Auflage.*

Die Kreuzritter. Historischer Roman. Mit 50 Original-
Illustrationen von F. Schwormstädt. 2 Bände. 8°.
Erster Band 352 Seiten, zweiter Band 600 Seiten.
Fünfte Auflage.

Um's liebe Brot und 10 andere Novellen.
Mit dem Bildnis des Verfassers. Gr. 8°. 560 Seiten.

Pan Wolodyjowski, der kleine Ritter.
Historischer Roman. Mit Illustrationen von P. Stachiewicz
und F. Schwormstädt. Gr. 8°. 712 Seiten.

Mit Feuer und Schwert. Historischer Roman.
Mit Illustrationen von P. Stachiewicz.

Sturmflut. Historischer Roman. Mit Illustrationen von
P. Stachiewicz.



NB. Sämmtliche Romane in der mustergültigen Uebersetzung
von E. u. R. Ettlinger!

Preis pro Band: in künstlerischem Umschlage Mt. 4.— bis Mt. 6.—
in eleg. Orig.-Leinenband Mt. 5.— bis Mt. 7.—



Pan Wolodyjowski, der kleine Ritter.

Studienkopf von P. Stachiewicz.

(Illustration aus: Sienkiewicz, Pan Wolodyjowski.)

Romane der beliebten Schriftstellerin J. Edhor!

(in obigem Verlage erschienen)

Das Opfer der Ehre. Roman von J. Edhor.

Illustriert von Alexander Zick. Dritte Auflage. 230 Seiten.

8°. Brosch. Mk. 3.20, eleg. geb. Mk. 4.—

Edhor legt in ihren Erzählungen ein glänzendes Zeugnis dafür ab, daß man sich nicht von den Pfaden der christlichen Moral zu entfernen und auf dem schlüpfrigen Boden moderner Lebensanschauung zu bewegen braucht, um interessant zu schreiben und spannende Konflikte herbeizuführen . . .
(Basler Volksblatt.)

Bis der letzte Heller

bezahlt ist. Roman

von J. Edhor. Illustriert

von Alexander Zick. Dritte

Auflage. 396 Seiten in 8°.

Broschiert Mk. 3.20, eleg.

geb. Mk. 4.—

Die Idee, wie Bruderliebe auch das schwerste Opfer bringen kann, nämlich das der ersten Jugendliebe, ist originell und ansprechend ausgeführt. . .
Erwachsene mögen hier zugreifen! (Dr. C. A.)

So delikat der Vorwurf zu diesem Roman ist, so nobel, geistvoll und spannend ist alles durchgeführt.

(J. Neuberger in der Linzer Quartalschrift.)



Goldene Herzen.

Roman aus der Gegenwart von

J. Edhor. Illustriert von Fritz Bergen. Dritte Auflage.

336 Seiten in 8°. Brosch. Mk. 3.20, eleg. geb. Mk. 4.—

. . . Das goldene Herz mit seiner edlen Uneigennützigkeit, seiner alles verklärenden Nächstenliebe, seiner züchtigen Zurückhaltung, seinen feinsten Empfindungen, seiner Entfugungsfähigkeit, seiner gottvertrauenden Frömmigkeit und hohen Milde gewinnen den Sieg, während die Gemeinheit und grenzenlose Schlechtigkeit ihre verdiente Strafe erhalten. Der Roman ist vorzüglich und fesselnd erzählt. Für Erwachsene und denkende Leser!
(S. S. in „Mitteilungen über Jugendschriften“.)

Wenn wir je eine Erzählung aus voller Ueberzeugung empfehlen können, so ist es vorliegender Roman. Es ist keineswegs nur die schöne, silberreine Sprache, die uns anpricht, vielmehr ist es der innere Gehalt des Romans. . . .
(„Schweiz. Air Zeitung“, Solothurn.)

24168

